



ALICE HOFFMAN



THE RULES OF
MAGIC

EINE ZAUBERHAFTE
FAMILIE

ROMAN



| FISCHER

Alice Hoffman

**The Rules of Magic. Eine zauberhafte
Familie**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Eva Kemper

 | E-BOOKS

Es gibt kein Heilmittel gegen Liebe außer mehr Liebe.

Henry David Thoreau

Teil eins

Intuition

Es war einmal eine Zeit, da war vieles noch anders als heute, man konnte von zu Hause fortlaufen, seine Herkunft verschleiern und in die feine Gesellschaft aufgenommen werden. Genau das hatte die Mutter der Kinder getan. Susanna gehörte zu den Owens aus Boston, einer sehr alten Familie, der nicht einmal die Gesellschaft der Abkömmlinge der Mayflower und die Töchter der Amerikanischen Revolution die Mitgliedschaft verweigern konnten. Dabei hätten diese exklusiven Vereinigungen ihnen am liebsten die Tür vor der Nase zugeschlagen und den Schlüssel zweimal rumgedreht. Ihre Urahnin Maria Owens, die 1680 zum ersten Mal amerikanischen Boden betreten hatte, blieb ein Mysterium, sogar für ihre eigene Familie. Niemand wusste, wer der Vater ihres Kindes war, oder konnte sich erklären, wie es ihr als alleinstehender Frau, scheinbar ohne Vermögen oder Einkommen, gelungen war, ein so wunderbares Haus zu bauen. Die lange Reihe von Marias Nachfahrinnen wirkte nicht weniger fragwürdig. Ehemänner verschwanden spurlos. Töchter gebaren Töchter. Kinder liefen fort und wurden nie wieder gesehen.

In jeder Generation gab es jemanden, der Massachusetts den Rücken kehrte, und auch Susanna Owens hatte das getan. Sie war als junge Frau nach Paris durchgebrannt, hatte später

geheiratet und sich in New York niedergelassen. Um ihre Kinder zu schützen, hatte Susanna ihre Familiengeschichte vor ihnen geheim gehalten, was dazu führte, dass die Kinder immer wieder über ihre Abstammung spekulierten. Sie waren nicht wie andere Kinder, das wurde sehr früh klar, und Susanna sah sich gezwungen, Regeln aufzustellen. Keine Spaziergänge im Mondschein, keine Ouija-Bretter, keine Kerzen, weder rote Schuhe noch schwarze Kleidung, niemals barfuß laufen, keine Amulette, keine nachtblühenden Pflanzen, Katzen oder Krähen, nie Romane über Magie lesen oder weiter als bis zur 14th Street gehen. Doch so sehr Susanna auch auf diese Regeln pochte, die Kinder setzten sich immer wieder über sie hinweg. Sie ließen sich nicht davon abbringen, ungewöhnlich zu sein. Das älteste Kind war Frances, ein Mädchen mit milchweißer Haut und blutroten Haaren. Von klein auf hatte sie eine besondere Verbindung zu Vögeln; schon als sie in der Wiege lag, versammelten sich die Tiere vor ihrem Fenster, als wären sie gerufen worden. Dann kam Bridget, wegen ihrer jettschwarzen Locken kurz Jet genannt, die ebenso schüchtern wie hübsch war und zu wissen schien, was andere dachten. Und zuletzt Vincent, das geliebte Nesthäkchen und in jeder Hinsicht eine Überraschung. Er war der erste und einzige Junge in der Familie, ein begnadeter Musiker, der pfeifen konnte, noch bevor er sprechen lernte, so charismatisch und furchtlos, dass seine besorgte Mutter ihm als Kleinkind ein Geschirr anlegte, damit er nicht entwischte.

Die Kinder wuchsen Ende der fünfziger Jahre auf, sie entwickelten sich schnell, und ihr seltsames Benehmen wurde mit der Zeit noch seltsamer. Für Spiele hatten sie nichts übrig, und die anderen Kinder im Park fanden sie uninteressant. Ihre

Familie wohnte in einem maroden Stadthaus in der 89th Street in der Upper East Side. Wenn ihre Eltern zu Bett gegangen waren, kletterten die Kinder aus dem Fenster, turnten auf dem Dach herum und stiegen die Feuertreppen hinunter, später streiften sie zu jeder Tages- und Nachtzeit durch den Central Park. Sie schrieben mit schwarzer Tinte an die Wohnzimmerwände, lasen gegenseitig ihre Gedanken und versteckten sich im Hauswirtschaftsraum im Keller, wo ihre Mutter sie nie fand. Als hätten sie es sich zur Aufgabe gemacht, brachen sie eine Regel nach der anderen. Franny trug Schwarz und zog auf ihrem Fensterbrett nachtblühenden Jasmin, Jet las sämtliche Romane von Edith Nesbit und fütterte in der Seitenstraße streunende Katzen, und Vincent erkundete schon mit zehn den verbotenen Teil der Stadt jenseits der 14th Street.

Alle drei hatten graue Augen, wie jeder in ihrer Familie, doch davon abgesehen waren die Geschwister grundverschieden. Frances war mürrisch und misstrauisch, Jet dagegen gutmütig und so sensibel, dass schon eine kritische Bemerkung bei ihr einen Ausschlag hervorrufen konnte. Die modebewusste Jet folgte den eleganten Fußspuren ihrer Mutter, während Frances meist nachlässig gekleidet war und sich die Haare nicht kämmte. Für sie war es die größte Freude, mit verdreckten Stiefeln durch Sheep Meadow im Central Park zu streifen. Wilden Vögeln war Frances immer noch eng verbunden, sie musste nur die Hand heben, und die Tiere kamen zu ihr. Wenn sie so schnell lief, dass sie selbst fast flog, wirkte es von weitem, als könnte sie mit den Vögeln sprechen und würde eher in ihre Welt gehören als in unsere.

Vincent besaß eine ungeheure Anziehungskraft, schon wenige Stunden nach seiner Geburt versteckte ihn eine Schwester von der Wöchnerinnenstation des Columbia-Presbyterian Hospital unter ihrem Mantel und wollte ihn entführen. Vor Gericht sagte sie aus, das versuchte Kidnapping sei nicht ihre Schuld, sie sei verzaubert gewesen und habe dem Kind nicht widerstehen können. Im Laufe der Jahre kamen solche Behauptungen immer wieder auf. Vincent wurde nach Strich und Faden verwöhnt, von Jet wurde er behandelt wie eine Puppe und von Frances wie ein wissenschaftliches Experiment. Wenn man ihn zwickte, überlegte Frances, würde er dann weinen? Wenn man ihm eine Schachtel Kekse gab, würde er alle essen, bis ihm schlecht wurde? Wie sich zeigte, lautete die Antwort auf beide Fragen Ja. Wenn Vincent ungezogen war, was häufig vorkam, erfand Frances Geschichten über alle möglichen Bestrafungen für kleine Jungen, die nicht hören wollten, aber ihre Schauernmärchen konnten ihn nicht aufhalten. Trotzdem beschützte sie ihn immer, auch dann noch, als er sie längst überragte.

Die Kinder verabscheuten ihre Schule, dabei hatte Susanna Owens alles darangesetzt, sie dort unterzubringen, sie hatte sogar Cocktailpartys für die Schulleiter der Starling gegeben. Mit ihrem Haus konnte man immer noch Eindruck machen, auch wenn es aus Geldmangel marode war – ihr Vater war Psychiater und behandelte viele seiner Patienten kostenlos. Susanna staffierte den Salon für diese Besuche mit Silbertablets und Seidenkissen aus, die sie eigens für den Anlass kaufte und am nächsten Tag zu Tiffany und Bendel zurückbrachte. Die Starling war eine versnobte, klügelhafte Einrichtung in der 78th Street mit einem Wachmann vor dem

Eingang. Alle Schülerinnen und Schüler mussten Uniformen tragen, allerdings zog Franny oft ihren grauen Rock hoch, rollte die kratzigen Kniestrümpfe herunter und zeigte ihre sommersprossigen Beine. Bei feuchtem Wetter kräuselten sich ihre roten Haare, und wenn sie länger als fünfzehn Minuten in der Sonne verbrachte, bekam sie einen Sonnenbrand. Franny fiel in jeder Gruppe auf, was sie furchtbar störte. Sie war groß für ihr Alter und erreichte schon in der fünften Klasse ihre endgültigen eins zweiundachtzig. Ihre Arme und Beine waren schon immer auffallend lang, wie die eines jungen Fohlen. Deshalb dauerte diese schlaksige Phase zehn Jahre, von ihrer Zeit als mürrisches, selbst die Jungen überragendes Kindergartenkind bis sie fünfzehn wurde. Sie trug oft rote Stiefel aus Secondhandläden. *Eigenartiges Mädchen*, stand in ihrer Akte. *Sollte vielleicht psychologisch untersucht werden.*

Die Schwestern waren in ihrer Schule Außenseiterinnen, vor allem Jet gab ein leichtes Ziel ab. Die Kinder in ihrer Klasse konnten sie mit einem gemeinen Zettel oder absichtlichem Schubsen zum Weinen bringen. Als Jet begann, sich die meiste Zeit des Tages auf der Mädchentoilette zu verstecken, schritt Franny ein. Die anderen lernten schnell, dass man die Owens-Schwestern nicht verärgern sollte, es sei denn, man wollte über seine eigenen Füße stolpern oder bei einem Referat plötzlich stottern. Die Schwestern hatten etwas Bedrohliches an sich, sogar wenn sie nur in der Mensa Tomatensandwiches aßen oder in der Bibliothek nach Romanen stöberten. Legte man sich mit ihnen an, bekam man die Grippe oder Masern. Machte man sich über sie lustig, konnte man damit rechnen, dass man ins Büro des Direktors gerufen wurde, weil man angeblich geschwänzt oder

geschummelt hatte. Offen gesagt war es das Beste, man ließ die Owens-Schwester in Ruhe.

Frannys einziger Freund war Haylin Walker, der siebeneinhalb Zentimeter größer und genauso ungesellig war wie sie. Die Starling zu besuchen, war in seiner Familie Tradition, er war von Geburt an dazu verdammt. Seine Großeltern hatten die Sporthalle gestiftet, sie hieß Walker Hall und wurde von Franny, die Sport hasste, nur Höllenhalle genannt. In der sechsten Klasse hatte Hay sich bei einer berühmt-berüchtigten Protestaktion an den Dessertwagen in der Cafeteria gekettet und höhere Löhne für die Mitarbeiter dort gefordert. Franny bewunderte seinen Mut, aber die anderen Schüler hatten ihn nur mit großen Augen angestarrt und nicht mit eingestimmt, als er »Gleichheit für alle!« skandiert hatte.

Der Hausmeister hätte Haylin gern gewähren lassen, musste die Ketten aber mit einer Metallsäge durchtrennen. Danach bekam Haylin eine ordentliche Standpauke vom Schuldirektor zu hören. Er sollte einen Aufsatz über Arbeitnehmerrechte schreiben, was er als Ehre empfand, nicht als Strafe. Statt der verlangten zehn Seiten reichte er einen fast fünfzig Seiten dicken Stapel ein, mit Zitaten von Thomas Paine und Roosevelt und ordentlich mit Fußnoten versehen. Er konnte das nächste Jahrzehnt kaum erwarten. In den Sechzigern würde sich alles ändern, sagte er Franny. Und wenn sie Glück hätten, würden sie dann frei sein.

Haylin verabscheute seine reiche, privilegierte Abstammung und trug verschlissene, fadenscheinige Kleidung und alte Stiefel mit Löchern in den Sohlen. Es gab nur zwei Dinge, die er sich wünschte: einen Hund und die Erlaubnis,

eine öffentliche Schule zu besuchen. Beides verweigerten ihm seine Eltern. Sein Vater war der größte Anteilseigner einer 1824 gegründeten, weltweit tätigen Bank mit Hauptsitz in Manhattan, was Hay äußerst peinlich war. In der Highschool überlegte er, seinen Namen offiziell in Jones oder Smith zu ändern, damit ihn niemand mit seiner Familie und ihrer berühmten Habgier in Verbindung bringen konnte. Franny vertraute er unter anderem deshalb, weil Äußerlichkeiten sie völlig kaltließen. Es war ihr egal, dass er in einem Penthouse an der Fifth Avenue wohnte oder dass sein Vater einen Butler hatte, der in Oxford gewesen war und einen Cutaway und polierte Schuhe trug.

»Was für ein Aufwand«, sagte Franny immer.

Vor allem interessierten sich beide für Wissenschaft. Haylin untersuchte zurzeit die Auswirkungen von Cannabis auf seine Kalorienzufuhr. In weniger als einem Monat hatte er gut zwei Kilo zugenommen, weil er nicht nach Marihuana, sondern nach cremegefüllten Donuts süchtig wurde. Er wirkte tiefenentspannt, es sei denn, er sprach über Biologie, über Ungerechtigkeit oder über seine Zuneigung zu Franny. Ständig lief er ihr nach, und es schien ihm egal zu sein, ob er sich damit lächerlich machte. Wenn sie zusammen waren, lag in seinen Augen ein wildes Funkeln, das Franny beunruhigte. Es war, als hätte er noch eine andere Seite, einen verborgenen, emotionalen Teil seines Wesens, den er und Franny lieber ausblendeten.

»Erzähl mir alles über dich«, bat Haylin sie oft.

»Du weißt doch schon alles«, antwortete Franny dann. Er kannte sie besser als jeder andere. Besser als sie selbst,

fürchtete sie manchmal.

Im Gegensatz zu Franny und Jet hatte Vincent in der Schule keine Probleme. Er nahm Gitarrenunterricht und überflügelte seinen Lehrer im Handumdrehen, und bald folgten ihm Scharen verknallter Mädchen durch die Schulflure. Schon früh interessierte er sich für Magie. Er zog seinen Klassenkameraden Münzen aus den Ohren und zündete Streichhölzer durch ein leichtes Pusten an. Im Laufe der Zeit entwickelten sich seine Talente. Er konnte den Strom im Haus der Owens mit einem einzigen Blick verrücktspielen lassen, so dass die Lampen erst flackerten und dann ganz ausgingen. Verschlussene Türen entriegelten sich ohne eine Berührung, Fenster öffneten und schlossen sich, wenn er in der Nähe war. Als Franny fragte, wie er das schaffe, wollte er seine Methoden nicht preisgeben.

»Finde es selbst heraus«, antwortete er grinsend.

Vincent hatte ein Schild mit der Aufschrift BETRETEN AUF EIGENE GEFAHR an seine Tür gehängt, aber Franny marschierte einfach in sein Zimmer und durchsuchte es. Weder in den Schreibtischschubladen noch im Wandschrank fand sie etwas Interessantes, aber zwischen den Spinnweben unter Vincents Bett entdeckte sie ein okkultes Handbuch mit dem Titel *Der Magus*. Franny kannte seine Geschichte, weil es zu den Büchern gehörte, die ihre Mutter verboten hatte. Als es 1801 erschien, war es so beliebt, dass nicht genug Exemplare gedruckt werden konnten. Manche Menschen waren so versessen auf das Buch, dass sie es stahlen, und viele Anhänger versteckten es unter den Dielen. Vincents zerlesenes Exemplar hatte nichts von seiner Macht eingebüßt. Es roch

nach Schwefel, und als Franny es sah, bekam sie sofort einen Niesanfall. Wenn sie sich nicht täuschte, war sie gegen das Ding allergisch.

Der Magus fühlte sich so heiß an, dass sie sich am Einband die Finger verbrannte, als sie ihn aus seinem Versteck zog. Einen solchen Gegenstand nahm man nicht aus einer Laune heraus in die Hand. Man musste wissen, wonach man suchte, und man musste mutig genug sein, mit ihm umzugehen.

Franny warf den Band auf den Küchentisch, als Vincent zu Mittag aß, so schwungvoll, dass sich der Kartoffelsalat und der Krautsalat über den Tisch verteilten. Der schwarz-goldene Rücken war nach den vielen Jahren gebrochen. Als das Buch auf den Tisch knallte, ächzte es.

»Woher hast du das?«, fragte sie.

Vincent sah sie an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Von einem Stand für gebrauchte Bücher neben dem Park.«

»Im Leben nicht«, widersprach Franny bestimmt. »Du warst noch nie an einem Bücherstand!«

Andere Menschen konnte Vincent hinters Licht führen, selbst Jet konnte er mit seinem Charme hereinlegen, aber Franny hatte für so etwas ein Gespür. Die Wahrheit fühlte sich hell und grün an, doch Lügen sanken zu Boden. Sie waren schwer wie Metall, ein Material, von dem Franny sich möglichst fernhielt, weil es ihr das Gefühl gab, sie sei hinter Gittern gefangen. Aber Vincent war ein reizender Lügner, und Franny spürte ihre Liebe zu ihrem Bruder, als er mit den Schultern zuckte und die Wahrheit sagte.

»Du hast recht. Ein Bücherstand dürfte es auch nicht verkaufen«, gestand er. »Es ist immer noch verboten.«

Um die Jahrhundertwende waren alle Exemplare, die man aufspüren konnte, auf dem Washington Square in einem großen Feuer verbrannt worden, und ein kaum bekanntes Gesetz verbot es den Bibliotheken und Buchläden in New York City noch heute, es zu besitzen oder zu verkaufen. In dem Buch, das jetzt aufgeschlagen auf dem Tisch lag, erkannte Franny Bilder von Hexen, die zu einem Galgenhügel geführt wurden. Unter der Illustration stand 1693. Franny schauderte, sie kannte diese Jahreszahl. Sie hatte vor kurzem in Geschichte einen Aufsatz über die Hexenprozesse in Salem geschrieben und wusste, dass 1693 viele der Beschuldigten aus Neuengland geflohen waren. Sie hatten eine tolerantere Heimat gesucht und sie in Manhattan gefunden. Während in Neuengland Politik, Gier und Religion den Hexenwahn schürten und Cotton Mather und der berühmte, grausame Richter John Hathorne die Flammen lodern ließen, fanden in New York nur zwei Hexenprozesse statt. Auf Long Island waren 1658 in Queens und 1665 in der Stadt Setauket in beiden Fällen Bewohner angeklagt, die Verbindungen nach Boston hatten. In New York, hatte Franny herausgefunden, konnte man frei sein.

»Und was willst du mit dem Ding?« Frannys Fingerspitzen waren schwarz verschmiert, und sie hatte ein flaues Gefühl im Magen.

Es passte natürlich zu Vincent, dass er sich für das Okkulte interessierte statt für gewöhnliche Dinge wie Fußball oder Leichtathletik. Er wurde regelmäßig für seine üblichen

Streiche von der Schule suspendiert, für Wassereimer, die irgendwo herunterfielen, oder Pfefferspray, das sich von selbst verteilte. Ihrem Vater war Vincents anhaltend schlechtes Benehmen sehr peinlich, zumal er vor kurzem das Buch *Ein Fremder im Haus* veröffentlicht hatte, eine Analyse verhaltensauffälliger Jugendlicher. Es war seinen Kindern gewidmet, und trotzdem hatte keines von ihnen vor, es zu lesen, obwohl es beinahe ein Bestseller war.

Franny ahnte, woher Vincent den *Magus* hatte. Von dem Ort auf der Liste ihrer Mutter, der ihnen verboten war. Downtown Manhattan. Gerüchten zufolge bekam man dort alles, was es in anderen Teilen der Stadt nicht gab. Tierherzen, Menschenblut, Zaubersprüche mit tödlicher Wirkung. In Wahrheit wollte ihre Mutter sie aus Greenwich Village fernhalten, weil dort angeblich verlotterte Künstler, Drogensüchtige, Homosexuelle und Anwender der schwarzen Magie lebten. Und trotzdem hatte Vincent es dorthin geschafft.

»Vertrau mir, du musst dir keine Sorgen machen«, brummelte er und zog den *Magus* schnell wieder zu sich.
»Wirklich, Franny, es ist nur ein dummes Buch.«

»Sei vorsichtig«, ermahnte Franny ihn.

Vielleicht wollte sie damit auch sich selbst warnen, weil ihre Fähigkeiten ihr oft Angst machten. Dazu gehörte nicht nur, dass Vögel zu ihr kamen oder sie Eiszapfen nur berühren musste, um sie schmelzen zu lassen. Das ließ sich beides wissenschaftlich erklären. Sie hatte ein ruhiges Wesen und erschrak nicht vor flatternden Vögeln, und ihre Körpertemperatur war höher als die der meisten Menschen, deshalb war es logisch, dass das Eis schmolz. Aber eines

Nachts hatte sie auf der Feuertreppe vor ihrem Zimmer gestanden und sich so intensiv vorgestellt, sie würde fliegen, dass es sich einen Moment lang so angefühlt hatte, als würden ihre Füße nicht mehr den Boden berühren. Das war empirisch unmöglich.

»Wir wissen nicht genau, womit wir es zu tun haben«, sagte sie leise zu ihrem Bruder.

»Aber da ist etwas, oder?«, fragte Vincent. »Wir haben etwas in uns. Mutter will zwar, dass wir so tun, als wären wir wie alle anderen, aber das sind wir nicht, und das weißt du.«

Sie ließen diesen Gedanken sacken. Die Mädchen besaßen besondere Fähigkeiten, genau wie Vincent. Zum Beispiel konnte er schemenhaft Bruchstücke der Zukunft sehen. Er hatte gewusst, dass Franny heute den *Magus* finden und mit ihm darüber reden würde. Er hatte es sich sogar mit blauer Tinte auf die Haut geschrieben. Jetzt hob er den Arm, um es ihr zu zeigen. *Franny findet das Buch.*

»Zufall«, sagte Franny sofort. Es gab keine andere vertretbare Erklärung.

»Bist du sicher? Wer sagt, dass es nicht mehr ist?« Vincent senkte die Stimme. »Wir könnten versuchen, es herauszufinden.«

Sie zogen ihre Küchenstühle zusammen und setzten sich dicht nebeneinander. Sie wussten nicht, was sich in ihnen entfaltete, aber als sie sich konzentrierten, schwebte der Tisch zwei Fingerbreit in die Höhe. Vor lauter Schreck schlug Franny mit den flachen Händen auf den Tisch, um ihn aufzuhalten. Sofort fiel er krachend zurück auf den Boden.

»Wir sollten noch warten.« Franny war von diesem eigenartigen Moment heiß geworden.

»Warum? Je eher wir wissen, was es ist, desto besser. Wir wollen es kontrollieren und nicht davon kontrolliert werden.«

»Da ist nichts«, beharrte Franny, logisch wie immer. Ihr war klar, dass ihr Bruder von Magie sprach. »Für jede Aktion und Reaktion gibt es eine wissenschaftliche Erklärung.«

Nach dem Ereignis in der Küche war die Tischplatte schräg, immer wieder rutschten Teller und Gläser herunter, als wollten sie die beiden daran erinnern, dass Vincent recht hatte. Wer sie auch waren und wie ihre Familiengeschichte auch aussah, sie waren nicht wie andere Menschen.

Experimente dieser Art hätten Dr. und Mrs. Burke-Owens nicht gefallen, wenn sie von ihnen gewusst hätten. Sie waren elegante, ernsthafte Menschen, die ihre Abende mit einem Tom Collins oder einem Whiskey Sour im Yale Club verbrachten, denn nach seinem Bachelor-Studium in Harvard hatte der Doktor in New Haven Medizin studiert. Eine Stadt, von der ihre Mutter hoffte, sie nie wieder betreten zu müssen. Beide achteten bei ihren Sprösslingen auf Symptome angeborener Störungen, und bisher waren sie nicht besonders hoffnungsvoll. In seinen Arbeiten zur Persönlichkeitsentwicklung vertrat Dr. Burke-Owens die These, die Veranlagung wiege schwerer als der Einfluss der Umgebung und nichts könne die Persönlichkeit eines Kindes ändern. Nicht nur das Gehirn habe feste Strukturen, sondern auch die Seele. Seinen Erbanlagen könne man nicht

entkommen, auch nicht in einer gesunden Umgebung, und das verhiß für Frances, Bridget und Vincent nichts Gutes.

Zu ihrem Glück war ihr Vater mit seinen Patienten ausgelastet, die das Haus der Owens unauffällig durch einen Seiteneingang betraten und in sein Sprechzimmer im Untergeschoss gingen. Während der Sitzungen schlich Vincent oft hinunter zur Garderobe und durchsuchte die Jackentaschen der Patienten nach Geld, Bonbons und Valium. Danach lagen alle drei Kinder auf dem Küchenboden, entspannt von den kleinen gelben Pillen, die Vincent gefunden hatte, lutschten Brach's Ice Blue Mints und hörten sich die schluchzenden Geständnisse an, die durch die Heizungsschächte nach oben drangen. Durch ihr Lauschen kannten sie Zwangsvorstellungen, Depressionen, Manien, sexuelle Vorlieben und Übertragung, bevor die meisten ihrer Altersgenossen auch nur wussten, was ein Psychiater war.

Jedes Jahr traf ein Karton voll schwarzer Seifenstücke mit Lavendelduft, einzeln in knisterndes Zellophan gepackt, aus Massachusetts ein. Susanna weigerte sich, den Absender zu nennen, aber sie wusch sich mit nichts anderem. Vielleicht war ihr Teint deshalb so sanft und strahlend. Wie die Seife tatsächlich wirkte, entdeckte Franny, nachdem sie Weihnachten ein Stück stibitzte. Sie und Jet probierten die Seife aus, und ihre Haut strahlte danach wirklich, aber sie wurden auch so albern, dass sie nicht aufhören konnten zu lachen. Sie füllten das Waschbecken mit Seifenblasen und bespritzen sich gegenseitig mit Wasser, bis sie nass bis auf die Haut waren. Als ihre Mutter sie dabei ertappte, wie sie die

glitschige Seife hin und her warfen wie eine heiße Kartoffel, nahm sie ihnen das Stück weg.

»Das ist nichts für Kinder«, sagte sie, obwohl Franny fast siebzehn war und Jet im nächsten Sommer sechzehn wurde.

Ihre Mutter versteckte eindeutig etwas vor ihnen hinter den dicken Schichten Wimperntusche, die sie immer trug. Sie erzählte nie von ihrer Familie, und die Kinder kannten keinen einzigen ihrer Verwandten. Je älter sie wurden, desto mehr wuchs ihr Misstrauen. Susanna Owens sprach in Rätseln und gab nie klare Antworten. *Legt eure Messer nicht über Kreuz*, verlangte sie, wenn sich bei Tisch ein Streit anbahnte. Wenn in einer Schale die Butter schmolz, bedeutete es, dass jemand in der Nähe verliebt war, und ein Vogel im Haus konnte das Pech aus dem Fenster tragen. Sie bestand darauf, dass ihre Kinder Blau trugen, um sich zu schützen, und dass sie sich Lavendelsäckchen in die Taschen steckten. Franny warf die Säckchen weg, sobald sie außer Sichtweite war.

Irgendwann überlegten sie, ob ihre Mutter vielleicht eine Spionin sei. Russland war der Feind, und in der Starling mussten sich die Schüler als Notfallübung für Bombenangriffe oft unter ihren Tischen zusammenkauern und die Hände über den Kopf halten. Spione hatte keine familiären Bindungen, aber eine rätselhafte Vergangenheit, genau wie ihre Mutter, und sie antworteten oft ausweichend, was auch passte. Sie verfälschten ihre persönliche Geschichte, um ihre wahren Hintergründe und Absichten zu verschleiern, und Susanna hatte nie erwähnt, wo sie studiert hatte. Sie sprach auch nicht über ihre Kindheit und verriet nichts über ihre Eltern, sie behauptete nur, sie seien während einer Kreuzfahrt gestorben,

als sie noch jung waren. Die Owens-Kinder kannten nur ein paar Eckpunkte: Susanna war in Boston aufgewachsen und hatte als Model in Paris gelebt, bevor sie mit dem Vater der Kinder, selbst ein Waise ohne Verwandte, eine Familie gegründet hatte. Ihre Mutter war immer todschick, selbst bei bewölktem Wetter setzte sie ihre schwarz-goldene Sonnenbrille auf, sie trug edle Designermode aus Paris und als Parfüm Chanel No 5, so dass jedes Zimmer, das sie betrat, wunderbar duftete.

»Und dann kamt ihr drei«, sagte Susanna oft fröhlich, obwohl jeder merkte, dass sie die Kinder als eine Prüfung empfand. Offensichtlich war sie nicht für das Familienleben geschaffen. Sie war eine furchtbare Köchin, und jede Art von Hausarbeit schien sie zu verwirren. Die Waschmaschine bereitete ihr immer wieder Ärger und lief aus. Der Herd war öfter kaputt als funktionstüchtig, und jedes Gericht, an dem sie sich versuchte, blieb halb roh. Selbst Makkaroni mit Käse waren eine heikle Angelegenheit. Einmal die Woche kam eine Frau, um zu wischen und zu saugen, aber Susanna feuerte sie, weil sie den Kindern gezeigt hatte, wie ein Ouija-Brett funktionierte. Das Brett wurde konfisziert und im Kamin verbrannt.

»Ihr kennt die Regeln!«, rief sie. »Ruft nicht die Dunkelheit herbei, wenn ihr nicht auf die Folgen vorbereitet seid.« Susanna wirkte richtig wütend, als sie das Ouija-Brett mit einem Schürhaken in die Flammen schob.

Die strengen Regeln ihrer Mutter machten die Kinder nur noch neugieriger. Warum zog sie am ersten Mai die Vorhänge zu und ließ sie im Dunkeln sitzen? Warum trug sie bei

Mondlicht eine Sonnenbrille? Warum geriet sie in Panik, wenn ihnen das Salz ausging, und lief sofort in den Laden, um neues zu kaufen? Sie suchten nach Hinweisen auf ihre Familiengeschichte, fanden aber nur wenige Andenken. Eines Tages allerdings entdeckte Franny auf dem obersten Brett des Flurschranks ein in Musselin gewickeltes altes Fotoalbum. Die verblassten Bilder darin zeigten Frauen in einem üppigen, verwilderten Garten, eine Gruppe Mädchen in langen Röcken, die in die Kamera strahlten, eine schwarze Katze auf einer Veranda, Susanna als junge Frau vor der Notre-Dame. Als Frannys Mutter sie auf dem Sofa im Salon mit dem Album fand, nahm sie es ihr sofort weg. »Es ist zu deinem Besten«, sagte sie sanft. »Ich will nur, dass du ein normales Leben führen kannst.«

»Mutter«, seufzte Franny. »Warum glaubst du, *ich* würde das wollen?«

Was vorherbestimmt ist, wird auch geschehen, ob man es will oder nicht. An einem Junimorgen änderte sich ihr Leben für immer. Es war 1960, und plötzlich hatten sie das Gefühl, alles sei möglich und könne abrupt und ohne Vorwarnung geschehen. Das Schuljahr hatte geendet, was sie als echte Erleichterung empfanden, doch das Leben zu Hause war erdrückend. Über New York City hing schmutzige, feuchte Luft wie eine Glocke. Als die Temperaturen über dreißig Grad stiegen und die Geschwister sich zu Tode langweilten, traf ein Brief ein. Der Umschlag schien zu pulsieren, als würde ein Herz in ihm schlagen. Obwohl er keine Briefmarke trug, hatte der Postbote ihn durch den Briefschlitz in ihrer Haustür geworfen.

Susanna sah den Brief nur an und sagte: »Er ist von meiner Tante Isabella.«

»Wir haben eine Tante?«, fragte Franny.

»O Gott, nicht von ihr«, warf Dr. Burke-Owens ein. »Mach den Brief nicht auf.«

Aber Susanna hatte schon einen Fingernagel unter die Klappe des Umschlags geschoben. Ein seltsamer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, als würde sie eine Tür öffnen, die lange geschlossen war. »Es ist eine Einladung für Franny. Jede bekommt eine, wenn sie siebzehn wird. Das ist Tradition.«

»Dann sollte ich gehen«, sagte Franny schnell. Sie hätte sich auf alles eingelassen, um den Regeln ihrer Mutter zu entkommen.

»Wenn du das tust, wird nichts mehr sein wie zuvor«, warnte ihre Mutter.

»Unwahrscheinlich.« Franny nahm ihr den Umschlag aus der Hand. Sie war mutig, sehr mutig, und sie wagte sich auch in Situationen, vor denen andere zurückgeschreckt wären. Außerdem war der Brief an sie gerichtet, nicht an ihre Mutter.

»Du musst dich auf jeden Fall von Massachusetts fernhalten«, schaltete ihr Vater sich ein. »Der Kontakt zu einem Mitglied der Familie, egal zu welchem, würde Eigenschaften wecken, die im Moment schlummern.«

Franny ignorierte ihren Vater und betrachtete die altmodische Handschrift, die an die Fußspuren eines Vogels erinnerte.

Du kannst noch heute Nachmittag aufbrechen und zum Abendessen da sein.

»Warst du dort, als du siebzehn geworden bist?«, fragte Franny ihre Mutter.

Susanna blinzelte mit ihren großen grauen Augen. So, wie Franny sie ansah, konnte sie nicht lügen. »Ja«, gab sie zu. »Danach bin ich nach Paris gegangen, und damit hatte es sich. Aber du.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich dich allein gehen lassen kann. Du bist jetzt schon so rebellisch.«

»Bin ich nicht!«, bewies Franny ihren typischen Widerspruchsgeist.

Vincent trat ihr auf den Fuß, damit sie den Mund hielt. Er sehnte sich nach einem Abenteuer. »Wir begleiten sie«, sagte er.

»Wir können auf sie aufpassen«, fügte Jet hinzu.

Ihr Entschluss stand fest. Sie würden den Sommer nicht zu Hause verbringen. Während ihre Eltern noch diskutierten, waren Franny, Vincent und Jet schon mit Packen beschäftigt und riefen einander zu, sie sollten ihre Badesachen und Sandalen nicht vergessen. Sie waren aufgekratzt, weil sie endlich herausfinden würden, woher sie kamen.

Als sie ihre Koffer, Rucksäcke und Vincents Gitarre in die Küche brachten, saß ihre Mutter allein mit geröteten Augen am Tisch. Verdutzt sahen die Kinder sie an. War sie ihre Verbündete oder ihre Feindin?

»Es ist nun einmal eine offizielle Einladung«, sagte Susanna. »Ich habe eurem Vater erklärt, dass man meiner

Tante gegenüber nicht unhöflich sein sollte, aber ich weiß nicht, ob er es verstanden hat.« Sie wandte sich an Vincent und Jet. »Passt ihr auf Franny auf?«

Sie versprachen es.

»Isabelle wird euch überraschen«, sagte Susanna. »Sie wird euch auf die Probe stellen, wenn ihr es am wenigsten erwartet. Ihr werdet glauben, niemand würde euch beobachten, aber ihr entgeht nichts. Und ihr müsst versprechen, dass ihr zu mir zurückkommt«, bat sie mit Tränen in den Augen. Sie zeigte ihre Gefühle selten so offen, und die Kinder merken, wie niedergeschlagen sie war. Dadurch wirkte die Reise nach Massachusetts nur umso verlockender.

»Natürlich kommen wir zurück«, sagte Franny. »Wir sind New Yorker.«

»Es ist nur für den Sommer«, beruhigte Jet ihre Mutter.

Jeder musste irgendwann sein Zuhause verlassen, nicht wahr? Sie mussten allein hinaus in die Welt ziehen und herausfinden, wer sie waren und was die Zukunft für sie bereithielt. Für den Anfang war Vincent schon mit einem Busticket zufrieden, und er sah seinen Schwestern an, dass sie genauso dachten. Sie würden sich nicht umentscheiden, keinen Rückzieher machen und sich nicht für das gewöhnliche Leben entscheiden, das ihnen bisher tagtäglich aufgezwungen worden war.

Sie kamen an Mittsommer an, dem Tag der Sommersonnenwende, der so lang ist, dass man endlich einmal das Gefühl hat, man hätte alle Zeit der Welt. Die Rosen

blühten, und eine grüne Wolke aus Pollen wehte durch die Abenddämmerung. Als sie durch die kleine Stadt gingen, kamen die Anwohner an ihre Fenster und gafften. Jeder wusste, dass schwarz gekleidete Fremde wahrscheinlich zur Magnolia Street wollten. Die meisten Menschen mieden die Owens, sie glaubten, jeder engere Kontakt könnte ihre Gegenwart und sogar ihre Zukunft ruinieren. Einigen Mitgliedern der Familie sagte man nach, sie könnten ein Pferdehaar in eine Schale mit Wasser legen und es in eine Schlange verwandeln. Wenn sie einen Kreis aus Staub streuten, sollte man besser nicht hineintreten, auch nicht, wenn der Staub verweht war, sonst konnte man in ein Loch aus Begierde oder Bedauern fallen und nie wieder herausfinden.

»Die wirken nicht besonders gastfreundlich«, sagte Jet besorgt, als die Nachbarn sie finster anstarrten.

»Zum Teufel mit denen«, entgegnete Franny. Hatte ihre Schwester in der Starling School denn nichts gelernt? Die Meinung anderer Leute bedeutete nichts, es sei denn, man schenkte ihr Bedeutung.

Vincent sah schon mit vierzehn unverschämt attraktiv aus. Er war eins zweiundneunzig groß und wirkte trotz seiner Hagerkeit imposant. Jetzt schüttelte er die hochgerekte Faust und johlte den Gaffern zu. Sofort ertönte entlang der Straße das Klicken von Türschlössern.

»Großartig«, sagte Vincent. »Die machen uns keinen Ärger.«

Er fiel überall auf, aber besonders hier, wo seine Altersgenossen in weiten Jeans auf einem staubigen Feld Baseball spielten und gerade innehielten, um die Fremden zu

beobachten, die sich in ihre kleine Stadt verirrt hatten. Vincent hatte seine schwarzen Haare glatt nach hinten gekämmt und trug seine Gitarre über der Schulter, obwohl sein Vater erklärt hatte, eine Gitarre sei, ebenso wie ein Sportwagen, Ausdruck eines beschädigten männlichen Egos. »Dann habe ich halt einen Schaden.« Vincent hatte mit den Schultern gezuckt. »Wer nicht?«

Am Ende der Magnolia Street blieben sie eingeschüchtert stehen. Das Haus war riesig, es hatte schiefe Schornsteine und Dutzende Fenster aus grünem Glas. Das Grundstück war von einem schmiedeeisernen Zaun umgeben, aber ein Tor war nirgends zu entdecken.

»Spürt ihr hier etwas?«, fragte Vincent seine Schwestern.

»Mücken?«, riet Franny. Sie betrachtete die matschigen Pfützen im weitläufigen Gemüsegarten. »Wahrscheinlich gute Chancen, sich die Ruhr einzufangen.«

Vincent verzog das Gesicht. »Nur die Harten kommen in den Garten«, sagte er und ging weiter, um sich umzusehen. Im Garten wucherten die Pflanzen so üppig und grün, dass einem schwindlig wurde. Es gab ein Hühnerhaus, vor dem braune und weiße Hühner gackernd Körner vom Boden pickten, einen Gartenschuppen umgeben von blauvioletten Pflanzen, die Vincent überragten, und ein Gewächshaus, das mit einem Vorhängeschloss versperrt war und wie ein vielversprechendes Versteck wirkte.

»Hier drüben«, rief Vincent, nachdem er etwas dorniges Gestrüpp entfernt hatte. Er hatte ein rostiges Tor gefunden, hinter dem ein bläulicher Natursteinweg begann. Seine Schwestern folgten ihm zur Veranda vor dem Haus und liefen

die Stufen hinauf. Als Franny klopfen wollte, öffnete sich die Tür von selbst. Alle drei wichen einen Schritt zurück.

»Die Tür ist einfach alt«, sagte Franny gleichmütig. »Mehr nicht. Es ist heiß, und der Holzrahmen hat sich gedehnt.«

»Meinst du?« Vincent streckte sich zu seiner vollen Länge und spähte ins schattige Innere. Er spürte, dass etwas in der Luft lag. »Das ist längst nicht alles. Hier ist mehr, Hunderte Jahre mehr.«

Isabelle Owens war in der Küche zugange und hatte der Tür den Rücken zugewandt. Sie war eine beeindruckende Frau, zierlich, aber mit einem bestimmten Auftreten. Ihre weißen Haare hatte sie nachlässig hochgesteckt, und trotz ihres Alters hatte sie einen perfekten Teint. Sie trug jeden Tag schwarz, auch heute. Franny starrte sie an, bis ihre Tante sich plötzlich in ihre Richtung drehte. Mit klopfendem Herzen versteckte Franny sich instinktiv hinter einer Topfpflanze. Vincent und Jet machten es ihr nach, sie duckten sich neben ihrer Schwester und hielten sich die Hand vor den Mund, um nicht laut zu lachen. So nervös hatten sie Franny noch nie gesehen.

»Pst«, zischte Franny ihnen zu.

»Ich dachte mir schon, dass ihr alle kommt, also warum traut ihr euch nicht herein? Seid ihr Kaninchen oder mutige Seelen?«, rief ihre Tante. »Ein Kaninchen läuft davon und glaubt sich in Sicherheit, bis es von einem Habicht geschnappt wird. Eine mutige Seele isst mit mir zu Abend.«

Sie folgten der Aufforderung, obwohl sie spürten, dass sie damit ein anderes Leben begannen.

Franny betrat als Erste die Küche, wie es sich gehörte, schließlich war sie die Erstgeborene und Beschützerin. Außerdem war sie neugierig. Die beeindruckend große Küche war mit einem langen, alten Tisch aus Kiefernholz ausgestattet, an dem zwölf Personen Platz finden konnten, außerdem gab es einen wuchtigen schwarzen Herd, wie er seit Jahrzehnten nicht mehr verkauft wurde. Isabelle hatte einen Gemüseeintopf, Plumpudding und frisches Rosmarinbrot vorbereitet. Der Tisch war mit Tellern und Schalen mit englischem Landschaftsmuster und altem Zinnbesteck gedeckt, das mal poliert werden musste. Im Haus gab es keine Uhren, und es schien zu versprechen, dass die Zeit in einer ganz anderen Geschwindigkeit verstreichen würde, sobald man seine Schwelle übertreten hatte.

»Danke für die Einladung«, sagte Franny höflich.

Irgendetwas musste man ja sagen, wenn man den Menschen, bei dem man die gesamten Sommerferien verbringen würde, nicht kannte, besonders, wenn dieser jemand Kräfte zu besitzen schien, vor denen man offensichtlich Respekt haben sollte.

Isabelle musterte sie. »Wenn du dich richtig bedanken willst, kümmere dich um das, was im Esszimmer wartet.«

Die Geschwister sahen sich an. Das war sicher eine dieser Prüfungen, vor denen ihre Mutter sie gewarnt hatte.

»In Ordnung.« Franny stellte sich der Herausforderung, ohne auch nur zu fragen, worum es ging. »Das mache ich.«

Ihr Bruder und ihre Schwester folgten ihr neugierig. Das Haus war riesig und hatte drei Etagen. In allen Zimmern

hingen dichte Vorhänge vor den Fenstern, die jeden Sonnenstrahl aussperren konnten, und trotz der Staubkörnchen, die durch die Luft tanzten, schimmerten sämtliche Holzoberflächen. Fünfzehn verschiedene Holzsorten waren für die Kaminsimse und die Wandpaneele verarbeitet worden, darunter Goldeiche, Silberesche, Kirsche und mehrere Baumarten, die mittlerweile ausgestorben waren. Es gab zwei Treppen, eine zugige, verwinkelte Hintertreppe und eine elegante Haupttreppe aus Mahagoni. Die Geschwister blieben stehen und blickten die geschnitzte Treppe hinauf zum Absatz. Dort hing seitlich über einer Fenstersitzbank das Porträt einer schönen dunkelhaarigen Frau in Blau.

»Das ist eure Vorfahrin Maria Owens«, erklärte ihre Tante, als sie die drei ins Esszimmer führte.

»Sie starrt uns an«, flüsterte Jet ihrem Bruder zu.

Vincent schnaubte. »Blödsinn. Reiß dich zusammen, Jet.«

Im Esszimmer war es dämmrig, die Damastvorhänge waren zugezogen. Wie sich zeigte, musste kein Geist vertrieben werden, sondern nur ein braunes Vögelchen, das durch ein halb geöffnetes Fenster hereingeflattert war. Jedes Jahr am Mittsommertag fand ein Spatz den Weg ins Haus und musste mit einem Besen vertrieben werden, weil ihm alles Pech folgte, wenn er davonflog. Isabelle wollte gerade den Besen dafür weitergeben, doch das war nicht nötig. Der Vogel kam von allein zu Franny, wie es die Vögel im Central Park immer taten, landete auf ihrer Schulter und plusterte sich auf.

»Eine Premiere.« Isabelle gab sich Mühe, nicht beeindruckt zu klingen. »Das hat bisher noch kein Vogel gemacht.«

Franny nahm den Spatz in die gewölbten Hände. »Hallo«, sagte sie leise. Der Vogel spähte sie mit seinen glänzenden Augen an, ihre Stimme schien ihn zu beruhigen. Am offenen Fenster ließ Franny den Spatz fliegen. Jet und Vincent kamen zu ihr und blickten ihm nach, als er zwischen den Ästen eines uralten Baumes verschwand, einer der wenigen Ulmen in Massachusetts, die das Ulmensterben überlebt hatten. Franny wandte sich zu ihrer Tante um. Sie sahen sich voll stummer Anerkennung an.

»Willkommen zu Hause«, sagte Isabelle.

Nachdem sich die Geschwister eingelebt hatten, fragten sie sich, warum sie nicht jeden Sommer in der Magnolia Street verbracht hatten. Mit Tante Isabelle konnte man erstaunlich gut auskommen. Sie stellten begeistert fest, dass ihrer Tante gutes Benehmen vollkommen egal war. Sie scherte sich nicht um gesunde Ernährung oder Schlafgewohnheiten. Zum Frühstück gab es Süßigkeiten, wenn sie wollten. Und den ganzen Tag Limonade. Wenn ihnen danach war, durften sie bis zum Morgenrauen aufbleiben und bis mittags schlafen. Sie mussten weder ihre Zimmer ordentlich halten noch ihre Sachen wegräumen.

»Macht, was ihr wollt«, sagte sie den Geschwistern.

»Solange ihr niemandem schadet.«

Wenn Vincent rauchen wollte, musste er sich nicht hinter dem Gartenschuppen verstecken, allerdings ließ Isabelle keinen Zweifel daran, dass sie es missbilligte. Das Rauchen gehörte zu den Dingen, die schaden, auch wenn Vincent selbst derjenige war, der darunter litt.

»Das ist schlecht für die Lunge«, schimpfte Isabelle. »Aber du führst das Schicksal ja gern in Versuchung, nicht wahr? Keine Angst, es kommt schon alles in Ordnung.«

Ihre Tante schien Seiten von Vincents Psyche zu sehen, von denen nicht einmal seine Schwestern etwas ahnten. Vincent hatte sich nie anmerken lassen, dass er sich oft erschreckte, wenn er an einem Spiegel vorbeikam. Wer war er tatsächlich? Ein Vermisster? Ein Körper ohne Seele? Er verbarg etwas vor sich selbst, und vielleicht sollte er wirklich Rat annehmen. Er drückte die Zigarette in einem Geranientopf aus, obwohl er noch nicht ganz überzeugt davon war, dass er auf seine Gesundheit oder seine Gewohnheiten achten sollte.

»Jeder stirbt an irgendwas«, sagte er.

»Aber wir müssen es ja nicht beschleunigen, oder?« Isabelle nahm den Zigarettenstummel aus dem Blumentopf, damit das Nikotin nicht die Pflanze vergiftete. »Du bist ein guter Junge, Vincent, egal, was die Leute sagen.«

In der ganzen Stadt sah man nach Mitternacht nur noch am Haus der Owens Licht. Die hintere Veranda war seit Hunderten Jahren beleuchtet, zuerst mit Öl, dann mit Gas, jetzt mit Strom. Motten flatterten durch den Efeu. In diesen Stunden kamen Frauen zum Haus, die ein Mittel gegen Ausschlag, Fieber oder ein gebrochenes Herz wollten. Die Leute aus dem Ort mochten die Owens zwar nicht und wechselten die Straßenseite, sobald sie Isabelle mit ihrem schwarzen Sonnenschirm auf dem Weg zum Markt entdeckten, aber wenn sie etwas brauchten, schlugen sie sich durch die Dornenbüsche und Ranken bis zur Veranda durch und

klingelten. Solange das Verandalicht brannte, waren sie willkommen, das wussten sie. Sie wurden in die Küche gebeten und setzten sich an den alten Kieferntisch. Dann fingen sie an, ihre Geschichten zu erzählen, teilweise etwas zu ausführlich.

»Fassen Sie sich kurz«, sagte Isabelle immer, und ihre strenge Miene brachte die Leute auch dazu. Ein Heilmittel konnte ein halbes Dutzend Eier kosten oder auch einen Diamantring, das kam auf die Umstände an. Manchmal genügte eine symbolische Bezahlung, etwa für Meerrettich und Cayennepfeffer gegen Husten, für Dillsamen, um Schluckauf zu vertreiben, für Fiebertee, der eine Grippe im Keim ersticken sollte, oder für Enttäuschungstee, um die Mütter missratener Söhne in schlaflosen Nächten zu beruhigen. Allerdings wurden auch oft Dinge verlangt, die weit teurer waren, manche Heilmittel kosteten das Wertvollste, das jemand besaß. Wollte man einen Mann an sich binden, der einer anderen gehörte, ein Lügennetz spinnen, um Missetaten zu vertuschen, einen Kriminellen auf den rechten Pfad bringen, zu jemandem am Rande der Verzweiflung durchdringen und ihn zurück ins Leben holen, dann wurde es teuer. Franny hatte zufällig einige der beunruhigenderen Zutaten in der Vorratskammer entdeckt: das blutige Herz einer Taube, kleine Frösche, ein Glasfläschchen mit Zähnen, Haarsträhnen, die man kochen oder verbrennen musste, je nachdem, ob man jemanden zu sich rufen oder fortschicken wollte.

Franny setzte sich oft auf die Stufen hinter dem Haus und lauschte. In der Drogerie hatte sie ein blaues Notizbuch gekauft, in das sie die Heilmittel ihrer Tante schrieb.

Mormonentulpe, um Träume zu verstehen, Goldmelisse für einen erholsamen Schlaf, Samen von Schwarzem Senf, um Albträume fernzuhalten, Heilmittel mit ätherischen Ölen aus Mandeln, Aprikose oder Myrrhe von Dornenbüschen in der Wüste. Legte man zwei Eier, die niemals gegessen werden durften, unter sein Bett, beseitigten sie Missstimmungen. Essig diente als reinigendes Bad. Knoblauch, Salz und Rosmarin ergaben einen alten Zauber, der das Böse vertrieb.

Wollte eine Frau ein Kind bekommen, sollte sie Mistelzweige über ihr Bett hängen. Zeigte das keine Wirkung, dann sollte sie in ein dickes Seil neun Knoten machen, das Seil verbrennen und die Asche essen, und schon bald würde sie schwanger werden. Um sich zu schützen, musste man Blau tragen. Mondsteine halfen bei Beziehungen zu den Lebenden, Topase bei Kontakten zu den Toten. Mit Kupfer, das Venus heilig ist, konnte man einen Mann zu sich rufen und mit schwarzem Turmalin Eifersucht tilgen. Wenn es um Liebe ging, musste man immer vorsichtig sein. Ließ man etwas, das dem Mann gehörte, den man liebte, in eine Kerzenflamme fallen, gab Kiefernnadeln und Ringelblumen dazu, dann stand er am nächsten Morgen vor der Tür; man sollte sich also sicher sein, dass man das wollte. Der einfachste und verlässlichste Liebeszauber bestand aus Anis, Rosmarin, Honig und Gewürznelken und musste neun Stunden lang auf dem alten Ofen bei niedriger Temperatur vor sich hin köcheln. Er hatte schon immer 9,99 Dollar gekostet, hieß deshalb Liebestrank Nummer neun und funktionierte am besten in der neunten Stunde des neunten Tages des neunten Monats.

Nachdem Franny so einiges gehört hatte, kam sie zu dem Schluss, dass Magie sich gar nicht groß von Wissenschaft

unterschied. Beide strebten nach Bedeutung, wo es keine gab, nach Licht in der Dunkelheit, nach Antworten auf Fragen, die Sterbliche nicht begreifen konnten. Tante Isabelle wusste, dass ihre Nichte auf den Stufen saß und mitschrieb, aber sie sagte nichts. Sie hatte Franny sehr ins Herz geschlossen. Die beiden waren sich ähnlicher, als Franny vielleicht wahrhaben wollte.

Zum Glück war Tante Isabelle bis tief in die Nacht mit ihren Kundinnen beschäftigt und machte üblicherweise nachmittags ein Nickerchen. Damit bescherte sie Frances, Jet und Vincent lange, träge Tage, an denen sie tun konnten, was sie wollten. Sie schlenderten in die Stadt und kamen an einem alten Friedhof vorbei, wo auf jedem Grabstein der Name Owens stand. Der Anblick der vielen moosbedeckten Steine berührte sie, und sie blieben schweigend vor dem rostigen Zaun stehen. Als Jet sich genauer umsehen wollte, weigerten sich die anderen.

»Es ist Sommer, und wir sind frei. Machen wir uns doch einfach mal einen schönen Tag.« Franny schnappte sich Jets Arm und zog sie an den Friedhofstoren vorbei.

»Einen richtig schönen Tag«, stimmte Vincent zu.
»Zumindest so schön, wie es in diesem Kaff geht.«

Sie bestellen Eiscreme-Soda am Linoleumtresen der alten Apotheke, bummelten im Schatten der Bäume durch schmale Straßen und legten sich im Park ins Gras, wo sie immer wieder in Lachen ausbrachen, wenn die Schwäne ungezogene Kinder über die Wiese jagten, um ihr Revier zu verteidigen. An besonders heißen Tagen wanderten sie am liebsten zum Leech Lake, den kaum jemand besuchte, weil im trüben tieferen

Wasser hinter dem Schilf unzählige Blutegel lauerten. Franny hatte in ihrem Rucksack immer ein Paket Salz dabei, um festgesaugte Blutegel zu lösen, aber aus irgendeinem Grund wagte sich keiner in ihre Nähe.

»Verschwindet«, rief Franny, und sie verschwanden.

Die Owens-Geschwister sonnten sich stundenlang, dann forderten sie sich gegenseitig heraus, von den hohen Felsvorsprüngen ins eiskalte grüne Wasser zu springen. Wie tief sie auch eintauchten, sie kamen sofort wieder zitternd und prustend an die Oberfläche. Sie konnte nicht versinken und nicht einmal den Kopf unter Wasser halten.

»Wir gehen gar nicht unter«, sagte Jet fröhlich, ließ sich auf dem Rücken treiben und spritzte mit dem Wasser. Sogar in ihrem alten schwarzen Badeanzug war sie bildhübsch, eine dieser jungen erblühenden Frauen, die oft Eifersucht oder Lust weckten.

»Ihr wisst ja, wen man nicht ertränken kann«, warf Vincent von einem flachen Felsen aus ein. Das hatte er aus dem *Magus* mit seinen Zeichnungen gelernt, auf denen Frauen an Stühle gefesselt und in Teiche gesenkt wurden. Er strich sich die langen schwarzen Haare zurück. Sein Vater würde ausrasten, wenn er mit dieser Mähne in die Stadt zurückkehrte. Als seine Schwestern ihn nur verwirrt ansahen, gab er die Antwort.

»Hexen.«

»Es gibt für alles wissenschaftliche Erklärungen«, sagte Franny in ihrer direkten Art. »Ich glaube nicht an Märchen.«

»Franny«, widersprach Vincent bestimmt. »Du weißt, wer wir sind.«

Ihr gefiel nicht, was ihr Bruder andeutete. Waren sie keine echten Menschen, gehörten sie zu den Wesen, die gefürchtet und von der Meute durch die Straßen getrieben wurden? Wurden sie deshalb von den Nachbarn gemieden, und hatte an diesem seltsamen Tag in der Küche, als sie ihre Kräfte ausprobiert hatten, der Tisch deshalb geschwebt?

»Ich liebe Märchen«, sagte Jet verträumt. Wenn sie im See trieb, fühlte sie sich wie eine Wassernymphe, wie ein richtiger Naturgeist. Sie trocknete sich mit einem Handtuch ab, dann breitete sie eine Spitzendecke über einen tischförmigen Stein und packte das Mittagessen aus: Eiersalatsandwiches und Selleriestangen. In einer Thermoskanne hatte sie Enttäuschungstee nach einem Rezept aus Tante Isabelles Küche mitgebracht. Wer davon trank, wurde fröhlich und gute Dinge, was Franny dringend brauchen konnte, wie Jet fand.

Als sie darüber sprachen, dass sie im Wasser nicht untergingen, breitete sich ein Grinsen auf Vincents Gesicht aus. »Ich finde, es ist doch ziemlich klar, was wir sind.« Er hob die Arme, und die Finken in den Büschen flogen in einer großen, wirbelnden Wolke empor. »Seht ihr, was ich meine? Wir sind nicht normal.«

»*Normal* ist kein wissenschaftlicher Begriff«, winkte Franny ab. »Außerdem kann jeder Finken erschrecken. Das schafft sogar eine Katze. Versuch mal, sie zu dir zu rufen.« Sie streckte eine Hand aus. Mehrere Finken setzten sich auf ihre Handfläche und zwitscherten, bis Franny sie mit einem sanften Pusten vertrieb. Auf diese Fähigkeit war sie sehr stolz.

»Damit beweist du doch, was ich sage.« Vincent lachte, sprang in den See und schnellte wieder nach oben, als würde

das Wasser ihn abstoßen. »Schaut mal!«, rief er aufgekratzt, als er knapp über der Oberfläche trieb.

Beim Abendessen warf Vincent seinen Schwestern einen Blick zu, dann wandte er sich an ihre Tante und fragte, ob die Geschichten, die er über die Owens gehört hatte, stimmten.

»Ihr wisst, wer ihr seid«, antwortete Isabelle. »Und ich rate euch, es nie abzustreiten.«

Sie erzählte ihnen von einer Cousine namens Maggie Owens, die einmal den Sommer bei ihr verbracht hatte. Weil Maggie sich unbedingt mit den Leuten aus der Stadt anfreunden wollte, verbreitete sie wilde Geschichten über ihre Familie. Die Owens würden nackt im Garten tanzen, sich an Unschuldigen rächen und Hagel und Sturm vom Himmel beschwören. Sie schrieb sogar einen Gastbeitrag für die Lokalzeitschrift, verleumdete die Owens und schlug vor, sie alle einzusperren.

Die Familie setzte Maggie vor die Tür und sagte ihr, sie solle zurück nach Boston gehen. Es war eine Sache, dass die Außenwelt gegen sie war, aber ein Mitglied der eigenen Familie? Das war etwas ganz anderes.

Maggie Owens war so wütend, als sie mit ihrem Koffer auf der Straße stand, dass sie einen ganzen Reigen von Flüchen aussprach, und mit jedem Fluch wurde sie kleiner. Manche Zauber richteten sich gegen den, der sie benutzt, vielleicht hatten ihre Cousinen im Haus auch einen schwarzen Umkehrspiegel aufgestellt. Jedes boshafte Wort, das Maggie über die Lippen kam, fiel auf sie selbst zurück. Sie konnte nicht einmal mehr das Türschloss entriegeln. Jeder Funken Magie in ihren Adern war verflogen. Sie hatte verleugnet, wer

sie war, und wenn man das tut, kann man leicht etwas ganz anderes werden. Höchstwahrscheinlich das erste Wesen, das man sieht, was in ihrem Fall ein Kaninchen war, das durch den Garten lief. Maggie schlief auf dem Rasen als Frau ein und wachte als Kaninchen auf. Jetzt mümmelte sie Grünzeug und trank Milch aus einer Untertasse.

»Haltet die Augen offen«, sagte Isabelle zu den Geschwistern. »Vielleicht seht ihr sie im Garten. So kann es enden, wenn man seine eigene Natur ablehnt. Tut ihr das, arbeitet das Leben gegen euch, und euer Schicksal gehört nicht mehr euch selbst.«

Für Jet gab es keinen schöneren Ort als den Garten. Sie liebte die schattigen grünen Oasen, wo Azaleen und Maiglöckchen wild wuchsen. Aber seit sie die Geschichte über ihre Cousine gehört hatte, betrachtete sie die Kaninchen, die an der Petersilie, der Minze und dem gewellten Kopfsalat in seinen säuberlich gepflanzten Reihen knabberten, mit einem mulmigen Gefühl.

»Wir verwandeln uns auf keinen Fall in Kaninchen, falls du darüber nachdenkst«, sagte Franny. »So dumm sind wir nicht.«

»Ich wäre lieber ein Fuchs«, verkündete Vincent. Er brachte sich einen Song von Ramblin' Jack Elliott auf der Gitarre bei. »Geschickt, schlau, unauffällig.«

»Und ich eine Katze«, sagte Jet. Ihre Tante hatte sechs schwarze Katzen. Wren, ein kleines Kätzchen, war besonders anhänglich geworden und folgte Jet, wenn sie Unkraut jätete. Jet hegte den leisen Verdacht, dass Isabelle die Geschichte der

abtrünnigen Cousine vor allem ihr erzählt hatte, als Warnung, weil sie so oft gesagt hatte, sie wolle ein normales Mädchen sein.

Ein großes, furchtloses Kaninchen starrte sie an. Es hatte schwarze Tasthaare und graue Augen. Jet wurde plötzlich kalt. »Maggie?«, fragte sie leise. Sie bekam keine Antwort. »Sollen wir ihr Milch geben?«, fragte sie Franny.

»Milch?«, sagte Franny verächtlich. »Das ist nur ein Kaninchen, mehr nicht.« Franny warf dem Tier ein paar Grasbüschel zu. »Ksch, ksch!«

Verwundert sahen sie, dass das Kaninchen sitzen blieb und ungerührt Löwenzahnstängel mümmelte.

»Das ist sie«, flüsterte Jet und stieß ihre Schwester an.

»Maggie?«, rief Franny. Von der Geschichte ihrer Tante glaubte sie kein Wort, aber dieses Tier war wirklich seltsam. »Verschwinde!«, befahl sie ihm.

Jet dachte, eine Bitte würde vielleicht besser funktionieren als ein Befehl. »O Kaninchen, bitte lass uns in Ruhe«, versuchte sie es respektvoll und freundlich. »Es tut uns leid, dass du keine Frau mehr bist, aber daran bist du schuld, nicht wir.«

Das Kaninchen folgte der Bitte und hoppelte in das Wäldchen, in dem der Bienenstock stand. Während Jet Besenkraut und Brombeerzweige aufeinanderlegte, nahm sie sich vor, jeden Morgen eine Untertasse mit Milch nach draußen zu stellen. Franny sah dem Kaninchen nach und fragte sich, ob hinter dem sanften Wesen ihrer Schwester nicht mehr

steckte, als sie und Vincent vermuteten. Vielleicht kannten sie Jet nicht so gut, wie sie dachten.

Mittlerweile hatte Franny eigene Theorien über ihre Herkunft entwickelt. An regnerischen Nachmittagen zog sie allein los. Während die anderen faulenzten, blätterte sie in der Stadtbücherei alte, tintenverschmierte Ausgaben des *Salem Mercury* und der *Essex Gazette* durch. Sie hatte entdeckt, dass Hexerei in der Familie Owens eine lange Geschichte hatte. In den Annalen der Stadt, die im recht armseligen Raum für seltene Bücher verwahrt wurden, waren die Verbrechen aufgelistet, die man den Mitgliedern der Familie angelastet hatte. Sie stammten aus einer Zeit, in der jede Frau Gefahr lief, unnatürlicher Handlungen beschuldigt und im Leech Lake ertränkt zu werden. Hexen konnte man allerdings nur ertränken, wenn man ihnen Steine in die Taschen oder Stiefel steckte oder in den Mund stopfte und die Lippen mit schwarzem Faden zusammennähte. Zu den Missetaten der Owens gehörten das Belegen mit Flüchen, Verzauberungen, der Diebstahl einer Kuh, die Benutzung von Kräutern als Heilmittel, unehelich geborene Kinder sowie Feinde, denen Unheil widerfahren war. Die ersten Vorwürfe stammten von John Hathorne, dem Richter bei den Prozessen, die so viele Unschuldige das Leben gekostet hatten.

Franny hatte einen Vermerk gefunden, demzufolge Maria Owens' Tagebuch im Raum für seltene Bücher verwahrt wurde. Es lag in einer Schublade, die von der Bibliothekarin mit einem eisernen Schlüssel aufgeschlossen werden musste. Das Schloss klemmte und ließ sich erst nach langem Stochern öffnen. In der Schublade lag ein dünnes Buch mit einem

fleckigen grau-blauen Einband, sorgfältig in Plastikfolie eingeschlagen.

»Sei vorsichtig damit«, warnte die Bibliothekarin. Sie fürchtete sich offensichtlich vor dem schmalen Band und berührte ihn nicht einmal. Damit Franny das empfindliche Papier nicht beschädigte, gab die Bibliothekarin ihr weiße Handschuhe. In dem Zimmer war es so staubig, dass Franny einen heftigen Niesanfall bekam.

»Du hast genau zwanzig Minuten«, sagte die Bibliothekarin. »Sonst könnte es Probleme geben.«

»Probleme?« Frannys Neugier war geweckt.

»Du weißt, was ich meine. Das ist ein Zauberbuch, das Maria Owens im Gefängnis geschrieben hat. Es sollte eigentlich verbrannt werden, aber der Bibliotheksvorstand hat sich geweigert. Die Leute dachten, es würde uns Pech bringen, wenn wir es zerstören, deshalb haben wir es wohl oder übel die ganze Zeit aufbewahrt.«

Hütet euch vor der Liebe, hatte Maria Owens auf der ersten Seite ihres Tagebuchs geschrieben. *Wisset, dass für unsere Familie Liebe ein Fluch ist.*

Von einem Fluch zu lesen, beunruhigte Franny. Seit sie in Massachusetts waren, hatte sie Haylin Briefe geschrieben. Freitagnachmittags brachte Franny sie zur Post und holte die Antworten ab, die er postlagernd schickte. Haylin untersuchte in New York das Ökosystem des Flüsschens Loch, das sich im Central Park durch ein Waldstück namens Ravine schlängelte. Die Glühwürmchen dort leuchteten alle im selben Rhythmus auf. Es war wie ein einziger, gemeinsamer Herzschlag, der

eine Botschaft in die Dunkelheit sandte. Dieses Verhalten wurde schon in den Great Smoky Mountains und im Allegheny National Forest beobachtet, aber Haylin war offenbar der Erste, dem das Phänomen in Manhattan aufgefallen war.

Seit Franny das Tagebuch gefunden hatte, besuchte sie jeden Tag den Raum für seltene Bücher und las darin. Die Bibliothekare gewöhnten sich bald an das hochgewachsene, rothaarige Mädchen, das sich mit einer Lupe über die schmale, winzige Schrift beugte, um die Rezepte für Heilmittel zu entziffern. Mit ihrer Suche nach Wissen und Geschichte brachte Franny Leben in die Einrichtung, und einige Bibliothekare gestatteten ihr eine ganze Stunde mit dem Buch, obwohl es den Vorschriften widersprach. Sie waren der Ansicht, Leser sollten mit jedem Buch so viel Zeit verbringen, wie sie wollten.

Als Franny die letzte Seite von Marias Tagebuch erreichte, verstand sie, dass ein einziges gebrochenes Herz immer noch Auswirkungen auf sie alle hatte. Maria war vom Vater ihres Kindes, den sie nie genannt hatte, verstoßen worden. *Ich sage nicht mehr, als dass er hätte mein Feind sein sollen, doch ich verliebte mich in ihn und beging den Fehler, meine Liebe zu gestehen.* Sie wollte ihre Tochter, ihre Enkelin und alle Töchter der Owens, die noch folgen sollten, beschützen. Keine von ihnen sollte den Kummer erleiden, den Maria durchgemacht hatte, oder das Leben der Menschen zerstören, die sie liebten. Es war ein einfacher Fluch: Jeder Mann, der sich in sie verliebte, sollte zugrunde gehen.

Als Franny das las, wurde sie blass.

Ohne dich ist es hier nicht dasselbe, hatte Haylin in einem seiner Briefe geschrieben.

Offenbar war es ihm peinlich gewesen, dass er eine Grenze überschritten hatte, denn er hatte diesen Satz durchgestrichen und stattdessen *Langweilig hier* geschrieben. Aber Franny hatte durch die verschmierte schwarze Tinte hindurchsehen können und kannte die Wahrheit. Ohne ihn war es auch nicht dasselbe.

Frag nicht, wie der Zauber lautet oder wie er bewerkstelligt wurde. Ich wurde verraten und verlassen. Das wünsche ich keiner Frau meiner Familie.

»Ich sehe ihr ähnlich, oder?«, fragte Jet eines Tages, als sie Franny auf der Fenstersitzbank fand, wo sie nachdenklich das Porträt betrachtete. In einem von Marias Heilmitteln wurde ein noch schlagendes Taubenherz verlangt, das man dem lebenden Vogel aus der Brust reißen sollte. Für ein anderes sollte man die Haare und abgeschnittenen Fingernägel eines untreuen Mannes mit Zeder und Salbei verbrennen.

»Das möchtest du nicht«, antwortete Franny sofort. »Sie hat kein schönes Ende gefunden. Glaub mir, sie war unglücklich. Man hat sie der Hexerei beschuldigt.«

Jet setzte sich neben ihre Schwester. »Ob mir das auch passiert wäre, wenn ich damals gelebt hätte? Ich kann hören, was andere Leute denken.«

»Kannst du nicht«, sagte Franny, und dann, nach einem Blick auf ihre Schwester: »Oder doch?«

»Ist nicht so, dass ich es will«, sagte Jet. »Es passiert einfach.«

»Na gut. Was denke ich jetzt?«

»Franny.« Jet sträubte sich. »Gedanken sollten etwas Persönliches bleiben. Ich bemühe mich immer, nicht zuzuhören.«

»Doch, komm. Sag es mir. Was denke ich gerade?«

Jet zögerte. Sie nahm ihre langen schwarzen Haare mit einer Hand zusammen und schürzte die Lippen. Seit sie in Massachusetts waren, war sie jeden Tag hübscher geworden. »Du denkst, dass wir nicht wie andere Menschen sind.«

»Na ja, der Meinung war ich schon immer.« Franny lachte erleichtert, weil ihre Schwester nicht mehr erkannt hatte. »Das ist nichts Neues.«

Später ging Jet in den Garten und blieb unter dem Flieder mit seinen dunklen, herzförmigen Blättern stehen. Alles roch nach Minze und Bedauern.

Ich wünschte, wir wären wie andere Menschen.

Das hatte Franny gedacht.

Ich wünschte so sehr, wir könnten uns verlieben.

An einem sonnigen Sonntag fanden die Schwestern nach dem Aufwachen ein drittes Mädchen in ihrem Zimmer vor. Ihre Cousine April Owens war zu Besuch gekommen. April war in der vornehmen Welt von Beacon Hill aufgewachsen. Mit ihren platinblonden Haaren, die ihr zu Zöpfen geflochten bis zur Taille reichten, und den sehr hellen grauen Augen sah sie aus wie einem Gemälde einer anderen Ära entsprungen, doch dafür benahm sie sich überraschend modern. Sie hatte ein

Päckchen Zigaretten und ein silbernes Feuerzeug bei sich und trug schwarzen Eyeliner. Sie war rau und kämpferisch und scherte sich nicht darum, was irgendjemand anders dachte. Das Eigenartigste war ihr Frettchen, das sie als Haustier an der Leine führte; es lief neben April her und ließ sie interessanter wirken als alle anderen Mädchen, denen die Schwestern je begegnet waren.

»Hat die Katze euch die Zunge geklaut?«, fragte April, als ihre Cousinen sie stumm anstarrten.

»Ganz sicher nicht.« Franny war aus ihren Tagträumen aufgewacht. »Wenn überhaupt, habe ich der Katze die Zunge geklaut.«

»Miau«, machte April.

April war im letzten Jahr siebzehn geworden und hatte den Sommer in der Magnolia Street verbracht, und jetzt war sie aus Beacon Hill fortgelaufen und an den einzigen Ort zurückgekehrt, an dem sie je akzeptiert wurde. Ihr Besuch war eine echte Überraschung und, wie Franny fand, vollkommen unnötig. Aprils Kleidung hätte eher nach Paris oder London als in eine kleine Stadt in Neuengland gepasst. Zu einem kurzen schwarzen Rock trug sie eine dünne Bluse und weiße Lederstiefel. Ihr Lippenstift schimmerte pink, ihr hellblonder Pony bedeckte fast die Augen. Sie hatte angefangen auszupacken: schicke Kleidung, Make-up, ein paar Kerzen und eine zerlesene Ausgabe von *Lady Chatterleys Liebhaber*, das früher verboten und erst vor kurzem in Amerika erschienen war.

»Das würde ich auch gern lesen«, sagte Jet, als sie den gewagten Roman sah, von dem alle sprachen.

April warf ihrer Cousine das Buch zu. »Aber nicht, dass es dich verdirbt«, sagte sie grinsend.

Ihre Cousine war eindeutig weltgewandter als die Schwestern. April war ungezügelt, sie machte, was sie wollte, und ließ sich nicht von den gesellschaftlichen Gepflogenheiten in Beacon Hill einengen. Auf ein Handgelenk hatte sie sich einen blauen Stern tätowieren lassen und dafür mehrere Monate Hausarrest kassiert. Ein zweiter prangte auf ihrer Hüfte, doch den hatten ihre neugierigen, besorgten Eltern noch nicht entdeckt. Von klein auf hatte sie kaum eine Sekunde ohne Aufsicht verbracht, entweder durch ein Kindermädchen, durch eine Privatlehrerin oder durch Mary, die leidgeprüfte Hausgehilfin, die über den vielen Schabernack ihres Schützlings graue Haare bekommen hatte. Dr. Burke-Owens' Theorien zufolge ließ sich solch tief verwurzelttes Verhalten nicht abstellen, es war wie die Flut, die immer weiter anstieg, was man ihr auch in den Weg legte.

April hatte mehrere Privatschulen besucht und war von jeder verwiesen worden. Autorität erkannte sie nicht an, sie war eine geborene Radikale. Sie erzählte den Schwestern, sie könne durch bloßen Willen das Licht ein- und ausschalten und in vier Sprachen Flüche aussprechen. Sie war auf Reisen nach Europa und Südamerika geschickt worden und hatte unterwegs von Männern Dinge gelernt, bei denen ihren Eltern schwindelig vor Sorge geworden wäre, hätten sie davon gewusst. Mögliche Konsequenzen schienen sie nicht zu schrecken, aber vielleicht hatte Tante Isabelle ihr auch einen Blick auf ihr Schicksal gestattet, und jetzt wusste April, dass ihre Zukunft vorherbestimmt war. Sie würde sich ein einziges

Mal verlieben, in den falschen Mann, und sie würde es um nichts in der Welt ändern.

»Ich hoffe, ihr habt die Zeit hier voll ausgekostet«, sagte April zu den Schwestern. »Isabelle ist egal, was wir machen. Ihr dürft euch ruhig amüsieren, wisst ihr, und am besten jetzt, weil es wahrscheinlich mit keiner von uns ein gutes Ende nehmen wird.«

April gab sich so weise und erhaben, dass Franny sie nicht ausstehen konnte. »Für dich vielleicht«, sagte sie mit einem finsternen Blick.

»Es war wirklich schön«, versuchte Jet das Thema zu wechseln. »Wir sind fast jeden Tag im See geschwommen.«

»Geschwommen!« April verdrehte die Augen. »Keine Flüche? Keine Zaubersprüche? Habt ihr wenigstens mal ins Gewächshaus geguckt?« Sie war fassungslos, als die Schwestern sie nur anstarrten. »Das ist ja jämmerlich. Ihr verschwendet eure Zeit. Ihr könntet so viel von Isabelle lernen und lasst es euch entgehen, weil ihr Kinder seid.«

»Sind wir nicht.« Franny stand auf. Die Lampe neben ihrem Bett wackelte und kam der Tischkante gefährlich nah. Mit ihren gut eins achtzig und ihren blutroten Haaren, die sich vor Wut kräuselten, wirkte sie so beeindruckend, dass sogar April innehielt.

»War nicht böse gemeint«, ruderte April zurück. »Ich sage nur, wie es ist.« Sie zündete eine Kerze mit Salbeiduft an und warf ihre Sachen auf einen Stuhl, ein wilder Haufen aus Socken, BHs und knappen Outfits von Mary Quant, die sie bei

einer Londonreise gekauft hatte. Jet hob eines der hübschen Oberteile hoch und bewunderte es wie einen Schatz.

»Von dem Familienfluch der Owens habt ihr bestimmt schon gehört«, sagte April. Sie machte es sich auf dem Bett gemütlich, und das Frettchen schlief sofort auf ihrem Schoß ein.

»Fluch? Das klingt furchtbar«, sagte Jet.

»Ach Jet, glaub ihr kein Wort«, warnte Franny. Sie hatte nichts von Marias Aufzeichnungen erzählt, um ihre sensible Schwester nicht zu beunruhigen.

»Solltet ihr aber«, antwortete April. »Wir müssen vorsichtig sein, sonst kann es uns und den anderen teuer zu stehen kommen. Für den anderen wird es deutlich schlimmer als für uns. So war es immer, also hört auf meinen Rat und verliert euch gar nicht erst.«

April streichelte ihr Frettchen und nannte es ihren *Vertrauten*, was heißen sollte, dass es eher ein Seelenverwandter als ein Haustier war. Eine solche Beziehung konnte entstehen, wenn zwei Wesen unterschiedlicher Spezies eng miteinander verbunden waren und sich so gut kannten, dass sie die Gedanken des anderen lesen konnten.

»Er weiß, was ihr denkt«, sagte sie zu ihren erstaunten Cousinen.

»Unwahrscheinlich«, antwortete Franny. Es gab keinen wissenschaftlichen Beweis dafür, dass so etwas möglich war.

»Na ja, er hat mir gerade vermittelt, dass du die Gefühlskalte spielst und in Wirklichkeit viel mehr Anteil an

allem nimmst, als du dir anmerken lässt. Ich glaube, er hat recht.«

»Ihr liegt beide falsch.« Franny schmolte und fürchtete gleichzeitig, sie könnte einem Mitglied der Familie der Marder ihr Innerstes offenbart haben.

»Tja, ob falsch oder richtig, meine Eltern wollen Henry töten«, erzählte April nüchtern. Das Frettchen wirkte erstaunlich sanftmütig, seine glänzenden Augen mit ihrem unerschrockenen Blick ähnelten Aprils Augen. »Sie finden unsere Beziehung krankhaft. Sollten sie es tatsächlich wagen, werde ich mich auf jede erdenkliche Art rächen. Das würde ich euch auch raten, sollte es nötig werden. Unsere Eltern wollen uns einsperren. Vergesst nicht, es heißt sie gegen uns. Genau genommen dürft ihr niemandem trauen.«

»Niemandem?«, fragte Jet beunruhigt.

April musterte ihre Cousinen und schüttelte den Kopf. Die beiden hatten offenbar keine Ahnung.

»Es gibt Menschen, die uns Böses wollen. Vor allem in dieser Stadt. Das ist schon seit dem 17. Jahrhundert so.« April streckte sich aus und rekelte sich. »Ich brauche ein Bett. Rückenprobleme. Ballettunfall. Wer nimmt den Boden?« Ihr Tonfall ließ keinen Widerspruch zu, schließlich hatte sie schon den letzten Sommer in diesem Haus verbracht. »Und ich bekomme alle Federkissen.«

Die Schwestern warfen sich einen kurzen Blick zu. Wenn sie nicht aufpassten, würde ihre Cousine bald das Sagen haben. Sie entschuldigten sich, marschierten schnurstracks zu Tante Isabelle und fragten sie, ob April in dem anderen

Gästezimmer im Erdgeschoss schlafen könne. Es sei so viel größer, erklärten sie, außerdem habe April sie vorgewarnt, sie würde schnarchen, deshalb sei es besser, wenn die Schwestern allein auf dem Dachboden blieben. Möglicherweise seien sie sogar gegen das Frettchen allergisch.

Als sie April sagten, sie würde nicht auf dem Dachboden schlafen, besaß sie die Frechheit, sich zu bedanken. »Umgekehrte Psychologie«, sagte sie grinsend. »Ich wollte in das Zimmer unten. Mehr Privatsphäre.«

Franny kniff die Augen zusammen. »Damit kann man uns nicht manipulieren. Das kennen wir. Unser Vater ist Psychiater.«

»Ich war bei mehr Seelenklempnern, als ihr je sehen werdet«, sagte April. »Wenn man ihnen erzählt, dass man nicht schlafen kann und die Eltern einen nicht verstehen, bekommt man so ziemlich jede Pille, die man will.«

Vincent hatte Stimmen gehört und kam die Treppe herauf.

»Na, hallo«, sagte April, als er auf dem Dachboden auftauchte. »Bist du nicht hinreißend.«

Es war keine Frage, deshalb war auch keine Antwort nötig. Vincent zuckte mit den Schultern, widersprach aber nicht.

»Ein männlicher Owens besitzt sicher mehr Kräfte als der siebte Sohn eines siebten Sohns. Du bist bestimmt Zauberer.«

»Oh, danke.« Vincent freute sich über ihre Avancen.

»Er ist noch kein Mann«, sagte Franny herablassend. »Er ist vierzehn. Und aus einem Buch Magie zu lernen, macht ihn wohl kaum zu einem Zauberer.«

April musterte Franny genauer. Vielleicht hatte sie jemanden gefunden, der ihr gewachsen war, doch sie bezweifelte es. Franny hatte eine harte Schale, war aber gleichzeitig sehr unschuldig.

Jet und Vincent ließen sich vom herben Charme ihrer Cousine einwickeln, als April die jüngeren Geschwister ausführlich aufklärte. Sie verriet ihnen, wie sie aus dem Fenster steigen und am Fallrohr nach unten klettern konnten, wenn sie sich aus dem Haus schleichen wollten, und warnte sie vor Mäusen in den Schreibtischschubladen und unter den Betten.

»Seid mit dem Bienenstock vorsichtig«, riet sie. »Der Honig ist so süß, dass jeder, der ihn isst, sofort Sex haben will.«

Jet und Franny sahen sich verlegen an, während Vincent grinsend fragte: »Woher weißt du das?«

April bedachte ihn mit einem abgeklärten Blick. »Aus Erfahrung.«

»Mit Sex oder mit Honig?«, neckte Vincent sie.

»Rate mal.« April schaute ihn so durchdringend an, dass er mit den Schultern zuckte und aufgab. Diese Runde hatte sie gewonnen. »Euch ist schon klar, dass wir nicht wie andere Menschen sind, oder?« Als sie nur Schweigen erntete, wusste April, dass sie die Geschwister am Haken hatte. »Ich fasse es nicht, wie naiv ihr seid. Was glaubt ihr denn, woher eure Kräfte kommen? Wir entstammen einer Familie von Hexen. Das heißt, wir haben keine Wahl. Es steckt uns in den Genen. Wie blaue Augen oder rote Haare. Es bestimmt, wer ihr seid.«

»Sag mir nicht, wer ich bin«, antwortete Franny bissig.

»Ihr könnt euch streiten, so viel ihr wollt«, sagte Vincent.

»Mir ist egal, woher die Kräfte kommen, solange ich sie nur habe. Während ihr hier diskutiert, werde ich ausgehen und was erleben, Zauberer hin oder her.«

Er lief die schmale Treppe zwei Stufen auf einmal hinunter, marschierte durch die Küche hinaus und ließ die Fliegengittertür hinter sich zuknallen. Seine Stiefel polterten laut über die Verandastufen. Vom Fenster aus sahen die Mädchen zu, wie er mit langen Schritten die Magnolia Street hinunterging.

»Er ist auf Ärger aus«, sagte April gut gelaunt.

»Woher weißt du das?«, wollte Jet wissen.

April grinste. Die Familienähnlichkeit war unverkennbar.

»Weil ich auf dasselbe aus bin.«

Solange April zu Besuch war, verließen sie und Vincent jeden Morgen zusammen das Haus. Sie behaupteten, sie würden laufen gehen, und das würde irgendwann garantiert groß in Mode kommen. Aber sie trugen immer schwarze Kleidung und Stiefel und sahen kein bisschen verschwitzt aus, wenn sie zurückkamen. Jet und Franny nahmen ihnen übel, dass die beiden sie von ihren geheimnisvollen Machenschaften ausschlossen. Franny war eifersüchtig, weil Vincent diese Zeit ohne sie verbrachte, Jet dagegen wollte April besser kennenlernen, und sei es nur, um sich von ihrer Cousine ein paar fabelhafte Kleider zu leihen.

Trotzdem verschwanden April und Vincent jeden Tag spurlos, offenbar mit Dummheiten im Sinn, die ihnen irgendwann auf die Füße fallen würden. Franny entdeckte sie schließlich in der Bibliothek im Raum für seltene Bücher, wo sie sich in den *Magus* vertieften. Die beiden hatten sich einen Spaß daraus gemacht, die gläsernen Kronleuchter schwanken zu lassen, weshalb die Bibliothekarinnen gerade erschrocken im Rathaus nachfragten, ob es ein Erdbeben gegeben habe. April und Vincent waren so vertieft in ihren Streich, dass sie Franny erst bemerkten, als sie sich auf den Stuhl gegenüber fallen ließ. Auf frischer Tat ertappt blickten sie blinzelnd auf. Sie waren froh, dass sie Franny schon vor einer Weile mit einem Zauber belegt hatten, der vor ihr verbarg, was die beiden im Schilde führten.

»Na großartig«, schimpfte Franny. Alles, was sie vor Augen hatte, wirkte unscharf, als könne sie nicht sehen, welche Probleme die beiden heraufbeschworen. »Dunkle Magie in der Öffentlichkeit. Das bringt die Leute aus der Stadt garantiert dazu, uns zu mögen.«

»Die Leute aus der Stadt können mich mal«, antwortete April. »Wusstest du, dass genau hier früher das Gefängnis war? Maria Owens war hier in Ketten gelegt. Dieser Ort besitzt ungeheure Macht.«

»Dieser Ort ist eine Bibliothek. Eigentlich hätte ich euch nicht für Leseratten gehalten.«

»Ich bin keine Ratte«, sagte Vincent.

»Ich fasse es nicht, dass ihr hier eure Zeit verbringt«, sagte Franny.

»Manchmal sind wir auch am See und rauchen Gras«, verriet April fröhlich.

»An unserem See?« Franny sah ihren Bruder gekränkt an.

»Er gehört uns nicht. April hat auch das Recht, an den See zu gehen.« Vincent wirkte noch leichtfertiger als sonst.

»Außerdem sind wir nur manchmal da.«

»Also, was habt ihr hier vor?«, wollte Franny von Vincent wissen.

»Was soll in einer Bibliothek schon passieren?« Als Vincent lässig grinste, hätte Franny ihm fast verziehen, dass er mit April Geheimnisse teilte. Aber nur fast.

»Wenn du mit ihr zusammen bist«, sagte Franny und deutete mit einem Nicken auf ihre Cousine, »eine Menge. Dir ist hoffentlich klar, dass April eine Narzisstin ist.« Das Wort hatte sie oft von ihrem Vater gehört, wenn er leichtsinnige Patienten beschrieb, die nur an sich selbst dachten.

»Irgendwann wirst du bereuen, dass du dich auf sie eingelassen hast«, warnte sie ihren Bruder.

»Wird er nicht«, sagte April. »Und du bist nicht die Erste, die mir diese Diagnose anhängt. Ich bin enttäuscht von dir, Franny. Ich dachte, du wärst origineller. Du hast doch hier so viel recherchiert – hast du etwas über das Geheimnis herausgefunden?«

»Welches Geheimnis?«, fragte Franny.

»Wenn ich es wüsste, wäre es kein Geheimnis«, sagte April selbstgefällig. »Ich habe das Getuschel meiner Eltern gehört. Es ist bestimmt etwas Furchtbares, mit dem wir nicht rechnen. Und es wird uns erwischen, wenn wir es am wenigsten

erwarten. Es hängt mit dem Fluch zusammen. Mit einer dunklen Vergangenheit, die alle vergessen wollen. Du weißt wohl doch nicht so viel, wie du glaubst.«

Danach machte Franny einen Bogen um April. Jet dagegen fand ihre Cousine immer noch faszinierend. Sie probierte zu gern Aprils Miniröcke, hautenge Jeans und Kleider aus Spitze an. In diesen Sachen sah Jet aus wie ein anderer Mensch, und das gefiel ihr.

Als eines Abends Donner am Himmel grollte, blickte Jet aus dem Fenster und entdeckte April und Vincent, die im Garten Strip-Poker spielten und lachend ihre Shirts und Schuhe auszogen. Sie ließen sich nicht einmal vom Regen stören. April wirkte eigentlich nicht wie Vincents Typ, trotzdem hingen die beiden aneinander wie die Kletten. Sie fanden immer etwas, um sich zu amüsieren, während Jet und Franny diese Fähigkeit schmerzlich vermissen ließen.

An einem heißen Vormittag, als Vincent noch ausschließ und Franny in der Bibliothek war, klopfte April an die Tür zum Dachboden. Jet lag im Bett und las eine kommentierte Ausgabe von Emily Dickinsons Gedichten, die sie in einem Bücherregal im Salon gefunden hatte.

April nahm Jet das Buch mit dem geprägten Einband aus der Hand. »Komm, wir gehen raus.« Als Jet zögerte, schnitt April eine Grimasse. »Du kannst nicht dein ganzes Leben lang lesen und Unkraut jäten. Mach einfach mal, wozu du Lust hast, und schau, wie es dir gefällt.«

Wenn April ihr die Freundschaft anbot, wie konnte Jet dann ablehnen? Also machten die Cousinen sich aus einer Laune

heraus mit einer Kühlbox voller Bier vom Eckladen auf zum Leech Lake. Den Alkohol verdankten sie Aprils gefälschtem Ausweis, den sie auf dem Harvard Square für zwanzig Dollar und das später gebrochene Versprechen auf einen Kuss besorgt hatte.

Am See zog Jet sich hinter einem Gebüsch aus. Sie war scheu, obwohl sie ihren alten schwarzen Badeanzug schon unter ihrem Kleid trug. April hielt sich dagegen gar nicht mit einem Badeanzug auf. Sie zog sich einfach aus und ließ ihre Sachen auf die Wiese fallen. Nackt war sie noch schöner, ein blasses, exotisches Wesen, das wagemutig auf den höchsten Felsen kletterte und ohne Zögern sprang. Wie die Geschwister tauchte sie sofort wieder auf und trieb an der Oberfläche. Sie reckte ihre Faust in die Luft. »Versuch doch, mich zu ertränken!«, rief sie einem unsichtbaren Feind zu. »Ach, komm schon«, flötete April, als sie Jets schockierten Blick sah. »Stell dich nicht so an.«

Als sie sich später von der Sonne trocknen ließen, löste April ihre geflochtenen Zöpfe, und ihre Haare fielen ihr wie Schnee über den Rücken. Sie hatte einen Schlammfleck im Gesicht und wirkte ungewöhnlich nachdenklich. »Ich kann die Zukunft sehen, und ich dachte, es würde mir helfen, meinen Weg zu erkennen, aber ich kann keinem Fehler ausweichen.«

»Jeder macht Fehler«, sagte Jet. »Das ist nur menschlich.«

April warf ihr einen scharfen Blick zu. »Aber wir sind es nicht. Oder verstehst du das nicht?«

»So sehr unterscheiden wir uns nicht.«

»Du hast doch bestimmt ein besonderes Talent.«

»Ich weiß, was andere Menschen denken«, gab Jet zu. Nach Franny war April die Erste, der Jet von ihrer Fähigkeit erzählte. Es war ihr immer peinlich, von der Norm abzuweichen, als würde sie damit diesen scheußlichen Mädchen von der Starling School recht geben.

»Wirklich?« April fand ihre Cousine schlagartig interessanter. Vielleicht war Jet doch nicht so fade, wie sie schien.

»Ich will es gar nicht. Es ist übergriffig, finde ich, es ist unmoralisch, aber ich kann es nicht abstellen. Es hört nur auf, wenn der andere mich ausschließt und seine Gedanken abschirmt. Franny kann das gut. Sie macht einfach emotional dicht. Sie lässt niemanden herein. Ich glaube, das ist ihre Stärke.«

»Versuch es bei mir«, verlangte April. »Ich sperre dich nicht aus. Was denke ich jetzt?«

Jet wusste, dass sie sich auf dünnes Eis begab. Sie hielt den Blick gesenkt. »Du wünschst dir, du könntest hier bleiben«, sagte sie sanft.

»Das könnte jeder erraten. Sag mir etwas, das sonst niemand wissen kann. Beweis mir dein Talent.«

Sie saßen sich gegenüber. Der Rest der Welt verschwand, als sie sich an den Händen fassten und sich in die Augen sahen. Sie ließen jeden bewussten Gedanken ziehen. Anfangs hörten sie die Bienen im hohen Gras und den Flügelschlag der Vögel dicht über dem See, dann nahmen sie plötzlich nichts mehr wahr. Alles wurde still, es gab nur noch sie beide. Als April ihre Gedanken öffnete, holte Jet scharf Luft; Aprils

Innerstes hatte sie erschreckt. Menschen waren immer wieder überraschend, das hatte sie schon begriffen. Aber sie hätte nie erraten, dass Vincent das Problem war.

Jet hielt es für das Beste, nicht zu viel zu offenbaren. Auch wenn April sich sehr selbstsicher und welterfahren gab, war sie sehr verletzlich. Jet merkte, dass sie ihre Cousine vermissen würde, wenn sie abreiste. Um April nicht in Verlegenheit zu bringen, sagte sie nur: »Du möchtest mit uns nach New York kommen. Du hast Vincent gefragt, aber er hat gesagt, es sei unmöglich.«

April traten Tränen in die Augen. »Du weißt es. Das sehe ich dir an.«

»Ich wünschte, ich könnte dir helfen.« In diesem Moment hätte Jet alles gegeben, um nicht heilsichtig zu sein.

April zuckte mit den Schultern. »Es würde nichts ändern. Meine Eltern würden mich nicht gehen lassen. Wenn es nach ihnen geht, soll ich wie alle anderen sein. Meine Mutter sagt, ich würde mir keine Mühe geben, deshalb würde ich nicht dazugehören. Sie glaubt mir nicht, aber ich habe versucht, wie andere Leute zu sein. Es funktioniert nicht.« Aprils Haut war heiß und gerötet, auf ihren sonst makellosen Wangen zeichneten sich hektische Flecken ab. »Mit Eltern zusammenzuleben, die alles missbilligen, was man denkt oder tut, ist wirklich nicht einfach.«

»Irgendwann ziehst du aus«, tröstete Jet sie. »Nur eben jetzt noch nicht.«

»Mein Schicksal sieht vor, dass ich jeden verliere, den ich liebe«, sagte April. »Das weiß ich jetzt schon.«

»Ja, natürlich«, antwortete Jet in ihrer ruhigen, zurückhaltenden Art. »Das gehört zum Leben.«

Am nächsten Morgen hielt eine schwarze Limousine vor dem Haus. Aprils Eltern hatten jemanden losgeschickt, um sie nach Hause zu holen. Der Fahrer hupte immer wieder. Isabelle ging genervt hinaus, damit er aufhörte, und natürlich war er sofort still, als er sie sah. April hätte sich querstellen können, sie hätte sich im Keller verstecken oder durch die Hintertür verschwinden und in den Wald laufen können. Aber am Ende hatte ihr Schicksal sie eingeholt, und das würde es immer tun.

»Das war's dann. Zurück nach Boston, damit sie mir ewig meine Fehler vorhalten können.« Sie nahm Henry mit, um ihre Sachen zu packen, und traf im Flur auf Franny. Das Frettchen wirkte besonders traurig, als würde es sein Schicksal auch schon kennen. »Wir haben eine Verbindung, das wird immer so bleiben«, sagte April zu Franny. »Das weißt du, oder?«

Franny hatte das Gefühl, dass ihre Cousine recht hatte, trotzdem sagte sie: »Das bezweifle ich. Wir leben in verschiedenen Welten.«

»Nein, Franny, tun wir nicht.«

Weil ihre Cousine so traurig klang, bot Franny an, ihr den Koffer zur Tür zu tragen.

»Wenn wir uns das nächste Mal sehen, wird alles anders sein«, sagte April nachdenklich.

»Ist das nicht immer so?«, fragte Franny ungewollt schroff.

»Von deinem Bruder wäre es wohl zu viel verlangt, sich zu verabschieden.«

»Vincent macht, was er will«, antwortete Franny. »Wer ihn wirklich kennt, weiß das.«

Jet und April blieben noch einen Moment vor den grün getönten Fenstern stehen. Von diesem Platz aus konnten sie in den Garten sehen, wo Vincent in der Hängematte döste. Er hob den Kopf, als wieder gehupt wurde, warf einen gleichgültigen Blick auf die Limousine und döste weiter.

April wandte sich vom Fenster ab. »Was geschehen ist, ist geschehen.«

Jet umarmte ihre Cousine, weil sie wusste, was April dachte. *Er konnte nicht mal lebwohl sagen.* April war bei weitem nicht die Erste, die Vincent verfallen war und die er mit seiner Gleichgültigkeit verletzt hatte. Sie war neu und kühn und aufregend gewesen, aber das hatte sich mit der Zeit abgenutzt. Jetzt war sie nur noch ein verletzliches Mädchen.

»Viel Glück«, sagte Jet.

»Danke.« Tränen schimmerten in Aprils Augen. Nicht jede war so, wie sie sich gab, auch ihre aufsässige Cousine nicht. »Das wünsche ich dir auch.«

Franny und Jet arbeiteten weiter morgens im Garten, bevor es tagsüber zu heiß dafür wurde. Mit dicken Handschuhen zogen sie die wild gewachsenen giftigen Pflanzen aus der Erde: Stechapfel, Stechpalme, Fingerhut, Nachtschatten, Alraune, Weinraute. Während sie schwitzten, lag Vincent in der Hängematte und klimperte auf seiner Gitarre. Er hatte ein Lied

über April komponiert. Es hieß »Das Mädchen aus Boston« und war eine Ballade über eine junge Frau, die mit allen Mitteln um ihre Freiheit kämpfte. Am Ende ertrank sie im Leech Lake und versank im grünen Wasser.

»Kann es nicht anders enden?«, fragte Jet ihren Bruder.
»Kann die Liebe nicht alles besiegen?«

»Ich finde das Ende genau richtig«, widersprach Franny.
»Sie bekommt ihre wohlverdiente Strafe.«

»Ein Lied ist, wie es ist.« Vincent zuckte mit den Schultern.
»Dieses ist halt tragisch.«

Obwohl die Mädchen aus der Stadt von ihren Müttern gewarnt wurden, kamen viele von ihnen zum Haus und spähten über den eisernen Zaun. Der hübsche junge Fremde mit seinen langen, dunklen Haaren, der mit klarer, ausdrucksvoller Stimme zärtlich von dem »Mädchen aus Boston« sang, hatte sie verzaubert. Manchmal winkte Vincent, worauf seine Fans in wildes Gekicher ausbrachen. Die Mädchen klatschten und kreischten, als hätten sie einen Star vor sich.

»Haben die nichts Besseres zu tun?«, murmelte Vincent.

»Du kennst die Stadt doch«, antwortete Franny. »Offenbar nicht.«

Vincent wünschte sich allmählich, er könne seinen verwegenen Charme ablegen. Sein Ruf eilte ihm weit voraus, und immer mehr junge Mädchen kreisten um das Haus. Irgendwann ließ er sich erweichen und gab ihnen, was sie wollten. Er versuchte es mit einem Mädchen nach dem anderen, aber sie langweilten ihn bald. Am Ende konnte er ihr

albernes Gehabe nicht mehr ertragen. Die Leute aus der Stadt wirkten einfältig und ungehobelt. Alles in allem empfand er schlicht nichts für sie, er nahm sie kaum wahr.

Bis er eines Abends von einer weit erfahreneren Frau verführt wurde, einer Nachbarin, die vorbeikam, um Tante Isabelles schwarze Seife zu kaufen, die auch seine Mutter jeden Abend benutzte. Mrs. Rustler stand sofort unter seinem Bann, als sie Vincent in der Küche sah. Er war so lässig, bildhübsch und groß und besaß eine verlockend düstere Ausstrahlung. Sobald Isabelle die Küche verließ, um die Seife zu holen, huschte die Nachbarin hinüber zu Vincent und flüsterte ihm ins Ohr, sie würde seine Träume wahr werden lassen. Als Ermunterung schob sie eine Hand in seine Jeans. Subtil konnte man das nicht nennen, aber Vincent hatte einen Hang zu Menschen, die sich nicht an die Regeln hielten. Und warum sollte er ihr die Chance verwehren, ihn zu entjungfern? Sie sagte ihm, es sei nicht mehr als ein unartiger Flirt, das könne ihnen niemand verübeln. Immerhin habe sie einen Sohn in seinem Alter, der den Sommer in einem Ferienlager verbrachte.

In der nächsten Zeit stahl sich Vincent nachts durch ein Fenster ins Haus der Nachbarin. Er lernte in diesen Sommerferien mehr über Sex als die meisten Jungen in ihrem ganzen Leben, Mrs. Rustler schien unersättlich. Vincent ließ sich auf sie ein, weil er die Augen schließen und sich vorstellen konnte, sie wäre jemand anders, und manchmal war er über seine Phantasien selbst überrascht. Jedenfalls betrachtete er seine Eskapaden als lehrreichen Zeitvertreib, mehr nicht.

Als Mrs. Rustlers Mann geschäftlich verreiste, überredete sie Vincent, die ganze Nacht bei ihr zu verbringen, und dann ging es zu weit. Sie sprach plötzlich davon, sie sei verliebt. Schon bei der Vorstellung bekam Vincent Angst. Mrs. Rustler war Ende dreißig, so alt wie seine Mutter. Das wurde ihm erst richtig klar, als er bei ihr übernachtet hatte und sie am nächsten Morgen im hellen Licht sah. Der Anblick versetzte ihm einen leichten Schock. Sie war hager, reizlos und hatte schlaffe Brüste. Ihre Nase sah schief aus, und an ihrem Kinn sprossen Haare, die ihm vorher nicht aufgefallen waren. Im Grund erinnerte sie ihn an einen großen Hasen.

Vincent kam schlagartig zur Vernunft. Das hier wollte er nicht. Er kletterte panisch aus dem Fenster, ohne sich auch nur anzuziehen, während Mrs. Rustler ahnungslos und sanft schnarchend weiterschlieft. Mit seinen Sachen in der Hand machte Vincent sich verschämt aus dem Staub. Zu seinem Leidwesen lief er auf der Veranda Tante Isabelle in die Arme. Er war splitternackt, furchtbar verlegen und dankbar für die Ranken, in deren Schatten er sich wenigstens ein bisschen vor dem stechenden Blick seiner Tante verstecken konnte.

»Läuft deine Affäre nicht so wie erwartet?« Ihrem Tonfall nach wusste Tante Isabelle, was los war.

Sie verzog keine Miene, trotzdem merkte Vincent, dass seine Abenteuer sie amüsierten. Sie drehte sich um, während er sich anzog, dann nahm sie ihn mit zum Gewächshaus zu den verstaubten Töpfen mit Schlangenknochen und Rosmarin. In einer Ecke wuchsen Zitronenthymian, Zitronenmelisse und Zitronenverbene. Vincent war längst in

das Gewächshaus eingestiegen und hatte es erkundet, hier hatte er auch oft mit April Marihuana geraucht.

Auf den Regalen standen Pflanzen, die besonders gepflegt werden mussten, wie Drachenfrucht, Jasmin, Fingerhut, Brutblatt, Engelstropfete und Schwarzwurz. Unter ihnen holte Isabelle ein schweres schwarzes Buch hervor, das Vincent bisher nicht aufgefallen war.

Isabelle schlug das Buch auf. »Liebe anzuziehen ist einfach«, sagte sie zu ihm, »aber sie loszuwerden ist etwas ganz anderes. Wenn man das, was da gelaufen ist, Liebe nennen kann.«

»Ich würde es nicht so nennen«, gestand Vincent.

»Da würde ich dir zustimmen.« Sie blätterte einige Seiten um. »Bei dieser ganzen Sache gibt es Regeln, weißt du. Die Wichtigste lautet: schade niemandem. Das darfst du nicht vergessen.«

»Ich werde es versuchen«, sagte Vincent.

»Das reicht nicht.« Isabelle schlug eine Seite mit der Überschrift *Schutz* auf.

Schwarzer Stoff, roter Faden, Gewürznelke, Schwarzdorn.

Als Mrs. Rustler aufwachte und merkte, dass Vincent fort war, lief sie ihm nach. Es war ihr egal, ob sie einen Skandal verursachte. Sie war verzaubert, so wie die Krankenschwester, die ihn wenige Stunden nach seiner Geburt entführen wollte, weil sie sich gegen seine Anziehungskraft nicht wehren konnte. Isabelle und Vincent hörten sie auf der Veranda, wo sie so fest gegen die Tür hämmerte, dass das Geräusch durch den Garten hallte. Sie hatte jede Scham verloren. Isabelle

murmelte ein paar Worte, die ihre Nachbarin zwangen, sich in ihr eigenes Haus zurückzuziehen. Dann drehte sie sich zu Vincent um. »Wie es aussieht, verfallen dir die Menschen, also lernst du am besten sofort, wie du mit dem Problem umgehen kannst. Ich nehme an, dass du dein Schicksal schon kennst. Oder fürchtest du dich davor, es zu kennen?«

»Ich habe keine Angst«, sagte Vincent tapfer, obwohl es nicht stimmte.

Neben der Pflanzerde und den Zwiebeln, die im Herbst gesetzt werden sollten, stand etwas auf dem Boden. Isabelle zog ein schwarzes Tuch von dem Gegenstand und enthüllte einen dreiseitigen Spiegel mit schwarz gestrichenem Glas. In dem alten Haus gab es keine Spiegel, und als Vincent jetzt einen Blick hineinwarf, verstand er den Grund. Die Mitglieder seiner Familie sahen nicht nur sich, wie sie in diesem Moment waren, sondern auch, wie sie einmal sein würden. An diesem kühlen Morgen im Gewächshaus blickte Vincent in seine Zukunft. Er hatte sein Schicksal schon erahnt, doch als er es jetzt so deutlich vor sich sah, wurde er kreidebleich.

Tante Isabelle bot ihm ein Glas Wasser an, aber er schüttelte den Kopf, ohne den Blick abzuwenden. Der Spiegel zeigte ihm verschwommene Bilder von einem kleinen Mädchen auf einer Wiese, von einem Mann auf einem Hügel und von einem Park mit gepflasterten Wegen, den Vincent nicht erkannte. Größer als all diese Bilder war der schattenhafte Zwilling, den Vincent immer wieder gesehen hatte, wenn er in einen Spiegel geblickt oder an einem Schaufenster vorbeigegangen war. Ein inneres Selbst, das er gemieden hatte, so gut er nur konnte. Jetzt blieb ihm allerdings keine andere Wahl, als hinzusehen. Dabei begriff er, wer er

war. In diesem Augenblick im Gewächshaus seiner Tante fühlte Vincent sich so allein wie nie zuvor.

Isabelle nähte mit fliegenden Fingern ein Amulett für ihn. Vincent musste einen ganzen Tag lang warten, weil er es auf Mrs. Rustlers Veranda legen sollte, wenn der Mond unterging. Dann sollte er auf dem Boden einen Kreis malen, sich in die Mitte stellen und warten, bis er merkte, dass er gehen konnte.

»Woher soll ich wissen, wann es so weit ist?«, fragte er.

Isabelle lachte. »Das merkst du.«

Vincent gab seiner Tante einen Kuss und dankte ihr.

Für den Rest des Tages tauchte er im Gewächshaus unter und ignorierte seine Schwestern, wenn sie ihn riefen. Irgendwann war es endlich so weit. Als er zum Haus der Nachbarin ging, wurde ihm klar, dass die Zaubertricks, die er sich beigebracht hatte, nur kindischer Unfug waren. Was zählte, war das Blut in seinen Adern, das gleiche Blut, das durch Maria Owens' Adern geflossen war. Einmal hatte er sich auf dem Weg zum See an einem Brombeerstrauch die Haut aufgerissen, und seine Blutstropfen hatten sich durch sein Hemd gefressen. Seiner Familie steckte die Magie im wahrsten Sinne des Wortes im Blut. Sie war ein Teil von ihm.

In dieser Nacht befolgte er die Anweisungen seiner Tante. Er legte das Amulett auf einen Korbstuhl auf Mrs. Rustlers Veranda und stellte sich in den Kreis, den er in die Erde gezeichnet hatte, bis er spürte, dass ihr Verlangen nach ihm verflog. Elektrische Spannung knisterte in der Luft, und alles wirkte ruhig. Nur die Grillen zirpten, und ein Wind kam auf, der bis zum nächsten Tag wehen sollte. Oben in ihrem Bett

versank Mrs. Rustler in einen traumlosen Schlaf, und als sie aufwachte, beschränkten sich ihre Gelüste auf eine anständige Tasse Kaffee und einen getoasteten englischen Muffin. Ihr Sohn kam aus dem Ferienlager nach Hause. Ihr Mann kehrte von einer seiner vielen Geschäftsreisen heim.

Als Vincent ihr das nächste Mal zufällig begegnete, erschauerte er. Mrs. Rustler war wieder in der Küche seiner Tante, dieses Mal, um eine Flasche Essig nach einem alten Rezept der Owens mit Melasse und Regenwasser zu holen. Der Essig war ein Hilfsmittel für impotente Männer, und Mrs. Rustler besorgte ihn für ihren Mann. Als sie den Blick hob und Vincent ansah, merkte er, dass sie ihn nicht erkannte. Es war, als hätte sie ihn noch nie gesehen und ihm schon gar nicht in allen Feinheiten beigebracht, was eine Frau wie sie sich im Bett wünschte.

In den nächsten Tagen ließ Vincent nichts unversucht, um seine angeborenen Fähigkeiten auszuloten. Als er mit seinen Schwestern im Park auf einer Holzbank saß, beschloss er, den beiden garstigen Schwänen auf dem Teich einen Denkmalszettel zu verpassen. Tief konzentriert starrte er sie an, und es dauerte nicht lange, bis sie emporschwebten, kurz verängstigt über dem Wasser verharrten und wieder herunterplatschten. Im ersten Moment waren sie wie benommen, dann flohen sie flügelschlagend über den Teich und quäkten dabei wie Hühner.

»Das wird ihnen eine Lehre sein«, sagte er.

»Alle Schwäne fliegen«, wandte Franny ein. »Das hat nichts mit Magie zu tun.«

Doch Aprils Beteuerungen und die Reaktion der Schwäne hatten Frannys Interesse geweckt. Sie machte es sich zur Aufgabe, die Fähigkeiten ihrer Geschwister systematisch auf die Probe zu stellen.

Als sie mit ihrem Experiment begann, schüttelte Vincent den Kopf. »Das ist Zeitverschwendung. Wir können hellsehen, Franny. Gib es einfach zu.«

Aber Franny wollte Beweise. Ihr Bruder sollte im Wohnzimmer bleiben, Jet wurde auf den Dachboden geschickt, damit die beiden nicht miteinander kommunizieren konnten, und beide sahen sich den gleichen Satz Karteikarten an. Sie errieten jedes Mal, welches Wort der andere gesehen hatte. Franny versuchte es auch mit Zahlen.

»Vielleicht haben wir einfach außersinnliche Wahrnehmungen«, sagte Franny. »Ich muss das genauer untersuchen.«

Vincent lachte über diese Einschätzung. »Franny, das ist längst nicht alles.«

Franny hatte sich heimlich schon selbst getestet. Weil sie Levitation interessant fand, legte sie kleine Gegenstände auf den Kirschholztisch im Wohnzimmer, schloss die Augen und versuchte, sie mit reiner Willenskraft zu bewegen. Als das nicht funktionierte, probierte sie es mit freundlichen Bitten, und bald gelang es ihr, ein Maßband vom Tisch hüpfen zu lassen. Sie übte jeden Tag, trotzdem besaß Vincent eindeutig stärkere Kräfte. Er musste sich nicht einmal anstrengen. Als er in den Salon geschlendert kam, flogen Bücher von den Regalen. Es geschah ganz mühelos, wie Vögel, die zu einem Baum flatterten, schlugen die Bücher mit ihren Seiten und

fielen zu Boden. *Du hast die Gabe*, dachte Franny, als er sich auf ein kleines Samtsofa fläzte. Ihr war noch nie aufgefallen, wie ähnlich er Maria Owens sah. Gut möglich, glaubte sie, dass seine Kräfte ebenso groß waren wie Marias, wenn nicht größer.

Vincent lachte, als hätte sie es laut ausgesprochen. »Ja, aber wahrscheinlich werde ich sie vergeuden. Und keine Sorge, Franny«, sagte er zu seiner Schwester. »Du hast sie auch.«

Unvermittelt schreckte Franny mitten in der Nacht aus dem Schlaf hoch und schnappte nach Luft. Es war, als hätte jemand in ihre Seele gelangt und sie buchstäblich aus dem Schlaf gerissen. Jemand hatte ihren Namen gesagt, aber sie hatte keine Ahnung, wer und wie. Der Sommer hatte seinen Höhepunkt erreicht, es war heiß, alles wuchs und blühte, und die Zikaden zirpten. Eine perfekte Nacht zum Träumen, aber Franny konnte nicht anders, als dem Ruf zu folgen. Im Nachthemd verließ sie den Dachboden und schlich die Treppe hinunter und über die Veranda. Der Blauregen wuchs hier so knorrig, dass die Kinder der Stadt schworen, die Triebe wären aus den Armen und Beinen eines alten Mannes geformt.

Es war stockdunkel, und Franny tastete sich vorsichtig weiter, damit sie nicht wegen eines Kaninchenlochs stolperte. Als sie die Augen zusammenkniff, bemerkte sie, dass sie nicht allein im Garten war. Tante Isabelle ließ Wasser durch Holzasche sickern, um eine Lauge herzustellen, und führte dabei leise Selbstgespräche. Nachdem Frannys Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte sie auf dem Boden getrockneten Lavendel neben einem Korb mit Gewürzen und

einem Eimer mit etwas, das wie flüssige Mitternacht aussah, aber tatsächlich Lakritzöl war.

»Die beste Seife bekommt man im März bei abnehmendem Mond. Aber du bist nun einmal jetzt hier, also machen wir uns heute Nacht an die Arbeit. Diese Seife muss von einem Mitglied der Familie hergestellt werden. Deshalb habe ich dich gerufen. Wärest du nicht die Richtige, hättest du weitergeschlafen. Aber du bist aufgewacht, und jetzt ist es deine Aufgabe.«

Isabelle hatte einen merkwürdigen Traum unterbrochen, in dem Franny auf einer Bank im Central Park gesessen und einen schwarzen Vogel aus der offenen Hand gefüttert hatte. Die Krähe hatte ihr ihren Namen verraten, doch nach dem Aufwachen hatte Franny ihn vergessen. Sie hatte gelesen, dass Maria Owens sich angeblich in eine Krähe verwandeln konnte, um ihre Hexenkunst auszuüben. Dieses Gerücht hatte sich verbreitet, nachdem ein Bauer auf seinem Getreidefeld eine schwarze Krähe angeschossen hatte und man Maria gleich am nächsten Tag mit einem verbundenen Arm gesehen hatte.

»Ich verstehe nicht, warum ich das machen muss.« Franny trug keine Schuhe, und der Boden war feucht. »Jet kann das übernehmen.«

Isabelle warf ihr einen scharfen Blick zu. Bei ihrem Gesichtsausdruck durchfuhr es Franny eiskalt. Sie konnte sich nicht drücken, so viel war klar.

Franny fiel ein Buch auf, das normalerweise im Gewächshaus lag. Der dicke, vollgestopfte Wälzer erinnerte sie an eine schwarze Kröte, weil sein Einband Froschhaut ähnelte und sich kühl anfühlte. Es steckte voller sehr

persönlicher Informationen, die zum Teil so gefährlich waren, dass man sie nicht aussprechen durfte. Falls es innerhalb der Familie keinen Erben gab, würde man ein solches Buch aus Respekt und Tradition verbrennen, wenn die Besitzerin starb. Manche nannten eine solche Sammlung ein Buch der Schatten, andere bezeichneten es als *Grimoire*. Unabhängig vom Namen war es ein wertvoller magischer Text voll Zauberkraft. Schon das Schreiben war ein magischer Akt, weil die Vorstellungskraft die Wirklichkeit veränderte und der Energie eine Form verlieh. Deshalb gab es nichts Mächtigeres als dieses Buch. Sollte jemand wagen, es zu berühren, obwohl es ihm nicht gehörte, würde seine Hand wohl wochenlang brennen, er würde kleine Pusteln bekommen, einen oft unheilbaren Ausschlag.

Das Tagebuch in der Bibliothek hatte Maria in ihrem letzten Lebensjahr geschrieben, aber dieses Buch, ihr geheimes Buch der Zaubersprüche, hatte unter den Dielen des Hauses versteckt gelegen. Im *Grimoire* stand beschrieben, wie man Talismane, Amulette und Heilzauber herstellte. Manche Formeln waren mit besonderer Tinte aus Haselnüssen oder Färberröte geschrieben, für andere hatte die Verfasserin ihr eigenes Blut benutzt. Das Buch listete Kräuter und nützliche Pflanzen auf, Mittel gegen Kummer, Krankheit, Schwierigkeiten bei der Entbindung, Eifersucht, Kopfschmerzen und Hautausschläge. Das gesamte Wissen einer Frau, zusammengetragen und weitergegeben.

»Aus diesem Buch stammt das Rezept für unsere Seife. Das Tagebuch aus Marias letztem Jahr mag die Bibliothek haben, aber den wirklich wichtigen Band haben wir versteckt. Gut möglich, dass es das älteste *Grimoire* im ganzen Land ist. Die

meisten werden verbrannt, wenn ihre Besitzerin stirbt, damit sie nicht in die falschen Hände geraten. Aber das wird mit diesem Buch niemals geschehen. Dafür sorgen wir. Seit Maria wurde es in jeder Generation an die Stärkste in der Familie weitergegeben.« Zwischen die Seiten des *Grimoires* waren lose Blätter gestopft, von denen einige zu Boden flatterten, als Isabelle das Buch überreichte. »Wenn es so weit ist, bist du die Nächste.«

Das Buch öffnete sich in Frannys Händen. Auf der ersten Seite standen die Regeln der Magie.

Tu, was du willst, doch schade niemandem.

Was du aussendest, kehrt dreifach zu dir zurück.

Verliebe dich, wann immer du kannst.

Bei der letzten Regel stutzte Franny. »Wie kann das sein?«, fragte sie. »Wir sind verflucht.«

»Alles, was ganz ist, kann zerbrechen«, sagte Isabelle. »Und was zerbrochen ist, kann wieder zusammengefügt werden. Das ist die Bedeutung von Abrakadabra. *Ich erschaffe, indem ich spreche.*«

»Soll das heißen, man kann den Fluch aufheben?« Einen Moment lang schöpfte Franny Hoffnung.

»In Hunderten von Jahren ist es niemandem gelungen, aber das heißt nicht, dass es unmöglich ist.«

»Verstehe«, sagte Franny niedergeschlagen. Ihre Chancen standen ganz offensichtlich nicht gut.

Zusammen hoben sie den alten schwarzen Kessel hoch und hängten ihn an die Metallstange über dem brennenden Holz.

Mit dem Feuerdunst stieg Asche auf. Isabelle und Franny warfen Rosen aus dem Garten in die Mischung, dazu Lavendel, der neben dem Tor gewachsen war, und Kräuter, die Glück bringen und vor Krankheiten schützen sollten. Funken wirbelten hoch und verfärbten sich von gelb zu blutrot. Seife zu sieden war anstrengend, und Franny war bald sehr heiß. Schweiß rann ihr in die Augen und überzog ihre Haut mit einer feuchten, salzigen Schicht. Die Arbeit erschien ihr wie ein herrliches wissenschaftliches Experiment, weil die Zutaten sorgfältig abgemessen und langsam hinzugefügt werden mussten, damit nichts anbrannte. Beim Umrühren wechselten Franny und ihre Tante sich ab, weil es erstaunlich viel Kraft erforderte. Dann schöpften sie die flüssige Seife in Holzmodel, die sonst im Gartenschuppen lagerten. In den Modeln wurde die Seife fest. Die Stücke schimmerten leicht, als würden sie die Essenz der beigefügten Rosen in sich tragen. Isabelle und Franny wickelten die Seife in knisterndes Zellophan. Dabei wirkte Isabelle jünger, beinahe wie das Mädchen, als das sie in die Magnolia Street gekommen war. Franny hatte von dem stundenlangen Hantieren mit der Seife rosige Wangen bekommen und wurde von schläfrigen Bienen umschwirrt wie eine unwiderstehliche Blume. Sie verscheuchte die Tiere mit einem Händewedeln, ohne sich vor Stichen zu fürchten.

Als die Arbeit erledigt war, dämmerte der Tag herauf. Franny steckte voller Energie, ihr war so heiß, dass sie ihr Nachthemd auszog und nur in ihrer Unterwäsche dastand. Sie hätte noch zwölf Stunden weitermachen können, weil es keine Arbeit, sondern eine Freude war. Sie ließ sich ins Gras fallen und betrachtete den Himmel. Über ihnen schimmerten ein paar graue Wolken. Tante Isabelle reichte ihr eine Thermoskanne

mit Rosmarinlimonade, aus der Franny durstig trank. »Das hat Spaß gemacht«, sagte Franny.

Isabelle war sichtlich zufrieden. Das *Grimoire* lag wieder an seinem Platz, bis es das nächste Mal gebraucht wurde. »Uns schon. Die meisten Menschen hätten es als Plackerei empfunden.«

Franny schürzte die Lippen. Sie war praktisch veranlagt, schon von klein auf. »Das, wofür du uns hältst, gibt es nicht. Es sind nur Märchen, eine Ansammlung von grundlosen Ängsten der Menschen.«

»Das habe ich auch geglaubt, bevor ich hierhergekommen bin.« Isabelle setzte sich auf einen alten Gartenstuhl.

»Du bist hier gar nicht aufgewachsen?« Es überraschte Franny, dass es für ihre Tante eine Zeit vor der Magnolia Street gegeben hatte.

»Dachtest du, das hier wäre mein ganzes Leben? Ich wäre im Salatbeet zur Welt gekommen und eine alte Frau, seit ich laufen kann? Ich war einmal jung und schön. Aber das ist wirklich ein Märchen, weil all das in einem Augenblick vergeht. Ich habe in Boston gelebt, ähnlich eingesperrt wie April. Wer ich bin, fand ich erst heraus, als ich meine Tanten hier besucht und die Regeln gelernt habe.«

Frannys Wangen röteten sich. »Und wenn ich nicht sein will, was ich bin?«

»Dann wirst du in deinem ganzen Leben nicht glücklich werden.«

»Hast du es akzeptiert?«, fragte Franny.

Isabelle stand das Bedauern ins Gesicht geschrieben. Sie kannte eindeutig ein anderes Leben.

»Nicht restlos. Aber mit der Zeit habe ich Gefallen daran gefunden.«

Den ersten Fehler beging Jet, als sie die Apotheke betrat, oder vielleicht, als sie sich an die Theke setzte und eine Vanille-Cola bestellte. Spätestens, als sie mit den beiden gut aussehenden Brüdern ins Plaudern kam, die beim ersten Blick auf sie verzaubert waren, nahm die Katastrophe ihren Lauf. Sie war zweifellos das schönste Mädchen, das sie je gesehen hatten. Völlig hingerissen folgten die Jungen ihr zum Haus in der Magnolia Street, obwohl sie es besser hätten wissen sollen. Franny lag auf der Wiese, aß Himbeeren und las in Isabelles Buch über die Aufzucht giftiger Pflanzen, als sie Stimmen hörte. Die Katzen aalten sich in der Sonne, aber sobald sie die Fremden hörten, sprangen sie in den Schatten.

Jet stürmte in den Garten und winkte ihrer Schwester, die Jungen jedoch blieben zögernd am Tor stehen. Sie waren Zwillinge, siebzehn Jahre alt, einer mit braunen Haaren, einer mit blonden, beide mutig und verwegen. Als Franny die Fremden sah, wurde sie blass, die Sommersprossen hoben sich von ihrem Gesicht ab wie Blutspritzer.

Jet deutete aufgekratzt auf die Jungen. »Sie haben gehört, dass es gefährlich ist herzukommen.«

»Ist es auch«, sagte Franny zu ihrer Schwester. »Was hast du dir dabei gedacht?«

Der blonde Junge, Jack, nahm seinen Mut zusammen und tapste durch üppige Himbeerbüsche, die jeden stachen, der ihre Beeren pflücken wollte. Die verknallten Jungen flehten Jet und Franny an, sich an diesem Abend mit ihnen zu treffen, und offen gesagt fühlten die Mädchen sich geschmeichelt. Jet wandte sich zu Franny um und wollte sie überreden. »Warum können wir nie was Lustiges unternehmen? April würde es machen.«

»April!«, sagte Franny. »Sie brockt sich auch ständig Probleme ein.«

»Bei manchen Dingen hat sie aber recht«, sagte Jet.

Nach Mitternacht kletterten sie aus dem Dachbodenfenster und rutschten am Regenrohr hinunter. Dabei musste Franny die ganze Zeit daran denken, wie Hay lachen würde, wenn er sehen würde, wie sie sich aus dem Haus ihrer Tante schlich. *Hast du dir nicht mal die Wettervorhersage angesehen?*, hätte er gefragt. *Ist es das wert, aufs Dach zu klettern?*

Die Nacht war tatsächlich bewölkt, ein Gewitter braute sich zusammen. Typisches Wetter für Massachusetts, unberechenbar und ungemütlich, elektrische Spannung knisterte in der Luft. Schon auf der Magnolia Street setzte der Nieselregen ein. Als sie den Park erreichten, schüttete es wie aus Eimern. Die Mädchen waren völlig durchnässt, und als Franny ihre langen Haare auswring, strömte das Wasser rot heraus. In diesem Moment wusste sie, dass sie einen Fehler machten.

Die Jungs rannten wie verrückt durch den Park. Sogar die Schwäne hatten sich unter die Büsche geflüchtet. Donner grollte.

»O nein«, sagte Jet, die kaum fassen konnte, wie sich das Schicksal wendete.

Die Schwestern versuchten den Jungen zu verstehen zu geben, dass sie umkehren und sich in Sicherheit bringen sollten, aber durch den strömenden Regen konnten sie nichts sehen, und so rannten die Jungen weiter. Als die Schwestern am Ufer des Teichs ankamen, schlug der Blitz ein. Schon bevor das grelle Zucken den Himmel erhellt hatte, hatte Franny Schwefel gerochen. Der Blitz traf die Jungen. Sie taumelten wie erschossen nach vorn und fielen zu Boden. Von ihren zusammengesackten Körpern stieg bläulicher Rauch auf.

Franny zog Jet weiter, man hörte schon Sirenen, mehrere Streifenwagen rasten auf den Park zu. Wären die Schwestern dort geblieben, hätten die Leute vermutet, dass sie schuld waren. Immerhin gehörten die Mädchen zu den Owens und waren damit die Ersten, die bei jedem Unglück verdächtigt wurden.

Sie flohen über die Magnolia Street, stürmten durch die Haustür und liefen die Treppe hinauf. Atemlos saßen sie auf dem Dachboden und hörten die Sirenen heulen. Die Leute in der Stadt sagten, es sei ein Unfall gewesen, Blitze könne man nicht vorhersagen und es sei dumm von den Jungen gewesen, in ihren besten Sachen durch den prasselnden Regen zu laufen. Aber Franny kannte die Wahrheit. Es war der Fluch.

Die Mädchen zogen kratzige, schwarze, nach Mottenkugeln riechende Kleider an, die sie auf dem Dachboden gefunden hatten. Auf dem Friedhof suchten sie sich weit entfernt von den Trauernden einen Platz unter ein paar alten Ulmen und

sahen schweigend zu. Jet weinte, aber Franny kniff die Lippen zusammen; sie gab sich die Schuld für das, was passiert war. Aprils Warnung war bei ihr angekommen. Selbst die schwächste Form der Liebe führte zu solchen Katastrophen, zumindest in ihrer Familie.

Als die Mädchen in ihren Wollkleidern verschwitz heimkehrten, gab Isabelle ihnen zusammen mit zwei Gläsern Verbenedlimonade einen Ratschlag. »Haltet euch von den Leuten aus der Stadt fern«, sagte sie geradeheraus. »Sie haben uns nie verstanden und werden es auch nie.«

»Das ist doch ihr Problem«, warf Vincent ein, der es zufällig gehört hatte.

Vielleicht hatte er recht, trotzdem trauten sich die Schwestern nach diesem Tag kaum noch weiter als in den Garten. Sie wollten weitere Tragödien vermeiden, doch es war zu spät. Franny mit ihrer mürrischen Miene und den blutroten Haaren wurde von den Leuten nicht beachtet, aber Jet war zu einer Legende geworden. Das bildhübsche Mädchen, für das es sich zu sterben lohnte. Ihretwegen wagten sich die Jungen bis ans Haus. Wenn sie Jet mit ihren langen schwarzen Haaren und dem herzförmigen Mund hinter dem alten Lattenzaun erspähten, waren sie umso mehr hingerissen, trotz des Schicksals ihrer Vorgänger, vielleicht sogar deswegen. Vincent kam dann aus dem Haus, bewarf sie mit Tomaten und vertrieb sie mit einem Fingerschnipsen, aber es half alles nichts. An einem Tag ließen sich gleich zwei betörte junge Männer aus verrückter, unsinniger Liebe zu einem Mädchen, mit dem sie noch nie gesprochen hatten, zu Dummheiten hinreißen. Einer stellte sich vor den Zug nach Boston, um seine Inbrunst zu

beweisen. Der andere band sich Eisenstangen an die Beine und sprang in den Leech Lake. Beide besiegelten ihr Schicksal.

Als die Schwestern davon erfuhren, zogen sie sich entsetzt auf den Dachboden zurück. Sie rührten ihr Abendessen nicht an und sprachen nicht mit ihrer Tante. Als es dunkel war, kletterten sie heimlich durch das Fenster aufs Dach. Tausende Sterne standen am Nachthimmel. Das war also der Owens-Fluch. Bisher hatte ihn niemand aufheben können, und vielleicht war er deshalb stärker als je zuvor. Es gab eine ganze Welt, die andere Menschen entdecken konnten, aber nicht die Owens.

»Wir müssen vorsichtig sein«, sagte Franny zu ihrer Schwester.

Fassungslos über die Ereignisse des Sommers nickte Jet.

In diesem Moment schworen die Schwestern, sich niemals zu verlieben.

Franny gab Jet den Rat, nicht an den Beerdigungen der Jungen teilzunehmen. Jet kannte nicht einmal ihre Namen, und sie war für die unsinnigen Taten anderer Menschen nicht verantwortlich. Trotzdem kletterte Jet heimlich durch das Fenster und ging zum Friedhof. Sie stand im hohen Gras, die Haare hochgesteckt, Tränen in den Augen. Trotz der gnadenlosen Hitze trug sie ihr schwarzes Kleid. Ihr Gesicht war schneeweiß. Alle vier Beerdigungen wurden vom selben Geistlichen geleitet. Dieses Mal konnte Jet ihn verstehen, wenn der Wind seine Stimme zu ihr trug. Er zitierte Cotton Mather.

Die Familie ist die Wiege einer jeden Gesellschaft und der erste Bund der Menschen.

Ein Junge in einer schwarzen Jacke war aus dem Wald gekommen. Seine Miene war ernst, und er hatte die Hände in den Taschen vergraben. Ebenso wie Jet war er für das heiße Sommerwetter zu förmlich gekleidet.

Die Wildnis ist ein flüchtiges Reich, durch sie gelangen wir ins gelobte Land.

Zuerst wollte Jet weglaufen, sie fürchtete, der Fremde könne ein weiterer Verehrer sein, der mit einer verrückten Tat ihre Liebe erobern wollte, aber der große, hübsche Junge sah zu der Menschengruppe hinüber und beobachtete den Sprecher. Um Jet ging es ihm nicht.

»Das ist mein Vater«, sagte er. »Reverend Willard.«

»Sie haben sich meinetwegen umgebracht«, platzte es aus Jet heraus. »Sie dachten, sie wären in mich verliebt.«

Mit einem ernsten Ausdruck in seinen grau-grünen Augen sah der Junge sie an. »Du hattest damit nichts zu tun. Das war keine Liebe.«

»Nein«, sagte Jet nachdenklich. »Vielleicht nicht.«

»Bestimmt nicht«, versicherte der Junge ihr.

»Nein.« Jet fühlte sich eigenartig. Die ruhige, ernste Art des Jungen wirkte beruhigend auf sie. »Du hast recht.«

»Wen jemand liebt – der ist nicht tot, denn Liebe ist Unsterblichkeit«, sagte der Junge. Als er Jets Blick bemerkte, lachte er. »Das ist nicht von mir, das ist von Emily Dickinson.«

»Es gefällt mir«, sagte Jet. »Ich finde Emily Dickinson großartig.«

»Mein Vater nicht. Er meint, sie wäre verdorben gewesen.«

»Das stimmt überhaupt nicht.« In diesem Sommer hatte Jet ihre Bewunderung für die Autorin entdeckt. »Sie war eine wunderbare Dichterin.«

»Ich verstehe meinen Vater oft nicht. Seine Ansichten begreife ich einfach nicht. Zum Beispiel würde er mir das Fell über die Ohren ziehen, wenn er sehen würde, dass ich mit dir rede.«

»Mit mir?«

»Du bist eine Owens, oder? Das käme bei ihm gar nicht gut an. Wenn es nach ihm ginge, wäre die Owens-Familie schon lang verschwunden. Euch hält er auch für verdorben.«

Vielleicht zogen sich die beiden deshalb tiefer in den Wald zurück, wo sie nicht gesehen wurden. Ihr Gespräch wirkte plötzlich geheim und wichtig. Durch das grüne Laub drangen Sonnenstrahlen. Sie hörten, wie die Trauernden »Will the Circle Be Unbroken?« sangen.

»Wir sind mit Nathaniel Hawthorne verwandt«, sprach der Junge weiter, »aber ich durfte seine Bücher nie lesen. Wenn ich es doch mache, bekomme ich lebenslang Hausarrest. Oder bis ich aus dieser Stadt wegziehe, was nicht lange dauern wird, das kannst du mir glauben. Mein Vater hat eine Menge Regeln aufgestellt.«

»Meine Mutter auch!«, vertraute Jet ihm an. »Zu unserem Schutz, sagt sie.«

Der Junge lächelte. »Den Spruch kenne ich.«

Er hieß Levi Willard und hatte Großes vor. Er wollte Theologie studieren, hoffentlich in Yale, und dann an die Westküste ziehen, weit weg von dieser Stadt und seiner Familie mit ihren kleingeistigen Ansichten. Nachdem er Jet in der Abenddämmerung zur Magnolia Street begleitet hatte, wusste sie mehr über ihn als über die meisten anderen Menschen. Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und die Grillen zirpten. Plötzlich wünschte sie sich, der Sommer würde nie zu Ende gehen.

»Hier wohnst du?«, fragte Levi, als sie das Haus erreichten. »In dieser Straße war ich noch nie. Komisch. Ich dachte, ich würde alle Straßen in der Stadt kennen.«

»Eigentlich wohnen wir hier nicht. Wir sind nur über den Sommer zu Besuch hier. Wir müssen zurück nach New York.«

»New York?«, wiederholte er. »Da wollte ich schon immer mal hin.«

»Dann komm! Wir könnten uns vor dem Metropolitan Museum treffen. Auf der Treppe davor. Wir wohnen gleich um die Ecke.« Den Pakt mit ihrer Schwester hatte sie schon vergessen. Vielleicht stand ihnen die Welt ja doch offen. Vielleicht trafen Flüche nur diejenigen, die an sie glaubten.

»Auf die Freundschaft«, sagte er und schüttelte ernst ihre Hand.

»Auf die Freundschaft«, stimmte sie zu, obwohl sie ihre Hände lange festhielten und sie genau wusste, was er dachte, weil sie denselben Gedanken hatte. *Das muss Schicksal sein.*

Die Geschwister packten ihre Koffer. Der Sommer war vorbei, in das Licht, das durch die Bäume fiel, mischte sich Gold, und die Ranken am Zaun hinter dem Haus färbten sich scharlachrot, wie immer als Erste in der Stadt. Vincent war vom Leben in der Kleinstadt gelangweilt, er hatte es kaum erwarten können, seine Sachen in seinen Rucksack zu stopfen und sich die Gitarre umzuhängen. Er war schon ganz kribbelig, nach Manhattan und zu seinem normalen Leben zurückzukehren. An ihrem letzten Tag in der Magnolia Street aßen sie morgens früh zusammen. Es regnete in Strömen, die Tropfen prasselten gegen die grünen Fensterscheiben. So kurz vor ihrer Abreise war ihnen überraschend nostalgisch zumute, als würde mit den Sommerferien auch ihre Kindheit enden.

Tante Isabelle gab ihnen ihre Bustickets. »Ihr werdet eine schöne Fahrt haben. Fröhlich bringt mittags der Sonne Segen.« Und tatsächlich hörte es auf zu regnen, bevor ihre Tante ausgesprochen hatte.

Als Franny alles gepackt hatte und nach unten ging, erwartete Isabelle sie mit zwei frisch gebrühten Kännchen Tee. Franny grinste. Es war ein Test, kein Zweifel. Wahrscheinlich waren Vincent und Jet schon auf dieselbe Art auf die Probe gestellt worden, aber Franny hatte sich bei solchen Dingen schon immer hervorgetan. Vor Entscheidungen schreckte sie nie zurück.

»Mal sehen, was du wählst«, sagte ihre Tante. »Mut oder Vorsicht?«

»Mut, bitte.«

Isabelle schenkte ihr einen erdig duftenden Tee ein. »Darin sind alle Kräuter, die du den Sommer über gepflegt hast.«

Franny trank aus und bat um eine zweite Tasse. Sie merkte, dass sie schrecklichen Durst hatte. Ihre Tante schenkte ihr aus dem zweiten Kännchen ein.

»Ist das nicht Vorsicht?«, fragte Franny.

»Ach, es ist beides dasselbe. Du hättest nie im Leben Vorsicht gewählt. Aber hör auf meinen Rat. Versuch nicht zu verbergen, wer du bist, Franny. Vergiss das nicht.«

»Weil ich mich sonst in ein Kaninchen verwandle?«, scherzte Franny.

Isabelle nahm ihre Lieblingsnichte in die Arme. »Weil du sonst unglücklich wirst.«

Als sie zur Bushaltestelle gingen, wurden entlang der Straße Türen und Fenster zugeknallt.

Auf Nimmerwiedersehen, wurde geflüstert. *Geht dahin zurück, wo ihr herkommt.*

Jet bummelte hinterher. In ihrem Garten in der Magnolia Street hatte sie sich heimisch gefühlt und bei ihren Treffen mit Levi Willard richtig geborgen. Sie hatte niemandem von ihm erzählt, auch vor ihrem Bruder und ihrer Schwester hatte sie ihn geheim gehalten. Beide konnten hellsehen und hatten sich trotzdem nicht die Mühe gemacht herauszufinden, wohin Jet abends immer wieder verschwunden war. Sie wolle Kräuter sammeln, hatte Jet behauptet, und das hatte ihren Geschwistern genügt. Warum sollten sie bei ihrer lieben Jet auch misstrauisch werden? Warum sollten sie annehmen, dass Jet von Franny einen Trick gelernt und ihre Gedanken abgeschirmt hatte?

Franny ging mit Vincent voraus, sie hakte sich bei ihm unter und fragte ihn nach Isabelles Prüfung. »Was hast du genommen? Mut oder Vorsicht?«

»Das ist doch keine Frage.« Vincent hatte sich seine Gitarre umgehängt. In diesem Sommer hatte er mehr Freundinnen gehabt, als er zählen konnte, aber er hatte nicht das Bedürfnis, sich auch nur von einer zu verabschieden. »Vorsicht ist was für andere Leute, Franny. Nicht für uns.«

Im Bus setzten sie sich nach hinten. Die anderen Fahrgäste blieben auf Abstand, und das aus gutem Grund. Die schwarz gekleideten Geschwister wirkten mürrisch, und ihre prallvollen Gepäckstücke nahmen einen guten Teil des Gangs ein. Als sie den Massachusetts Turnpike entlangrauschten, sehnte Franny sich schon nach Manhattan. Das Verhalten der Nachbarn in der Magnolia Street und die unnötigen Tragödien, die sie miterleben mussten, hatten ihr zu schaffen gemacht. Außerdem hatte sie Haylin vermisst, dessen Briefe zu einem Bündel geschnürt ganz unten in ihrem Koffer lagen. Nicht aus sentimentalen Gründen natürlich, sondern nur, um sie zu archivieren, falls sie mal eine seiner Bemerkungen nachlesen wollte.

In Massachusetts war alles von einem vage grünen Aroma durchdrungen, einer Mischung aus Gurke, Blauregen, Hartriegel und Pfefferminz. Die Stadt dagegen roch jeden Tag anders, und man konnte nie vorhersagen, wie. Manchmal duftete sie nach Regen auf Zement, manchmal verströmte sie den Geruch von knusprigem Speck, von süß-säuerlicher Einsamkeit, von Curry oder Kaffee, und dann gab es noch

diese Tage im November, die nach Kastanien rochen und eine Kältewelle ankündigten.

Als sich der Bus Manhattan näherte, öffnete Franny das Fenster, damit sie die warme, schmutzige Luft einatmen konnte. Sie träumte immer noch von dem schwarzen Vogel, der mit ihr sprach. Hätte sie Psychotherapie nicht absolut lächerlich gefunden, hätte sie vielleicht ihren Vater gefragt, was ihr Traum bedeuten konnte. Wüsste sie sich, fliegen zu können, wollte sie Freiheit oder einfach jemanden, der ihre Sprache sprach und deshalb ihre verwirrenden Gefühle verstehen konnte?

»Pass auf«, warnte Vincent sie grinsend, als er ihre trübsinnige Miene sah. »Ich sehe Verwirrungen des Herzens voraus.«

»Sei nicht albern.« Franny rümpfte die Nase. »Ich habe nicht mal eines.«

»O Göttin der Vernunft«, intonierte Jet. »Bist du denn aus Stroh gemacht?«

Vincent griff den Scherz auf. »Nein. Aus Stöcken und Gestrüpp. Wenn du sie berührst, kratzt sie dich.«

»Ich bin die Dornenmaid«, spielte Franny mit, obwohl ihr durch das offene Busfenster schon der Geruch Manhattans in die Nase stieg.

Heute Abend roch die Stadt nach Liebe.

Teil zwei

Alchemie

In Manhattan gab es keinen schöneren Augenblick als die Dämmerung im Central Park. In den letzten Sonnenstrahlen des Tages warfen Kirschbäume und Robinien lange bläuliche Schatten auf die weite Rasenfläche, die mit jeder Minute dunkler wurden. Im Oktober waren die Wiesen in Gold getaucht, und das Laub der Pflanzen färbte sich gelb und rot. Allerdings wurden immer mehr Verbrechen verübt. Mit fünf, sechs, sieben Jahren waren die Owens-Geschwister ohne einen erwachsenen Aufpasser mit ihren Fahrrädern durch den Park gefahren, jetzt durften Kinder ihn nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr betreten. Es fanden Raubüberfälle und tätliche Angriffe statt, und auf den grünen Sitzbänken und unter den Eiben schiefen traurige Gestalten, die nirgendwo anders hinkonnten.

Trotzdem war der Central Park für Franny immer noch ein großes, wundersames Reich, ein Labor für Experimente nur ein Stück die Straße hinunter. Am Azaleenteich gab es versteckte Ecken, wo im Frühjahr so viele Raupen ihre Kokons spannen, dass ganze Robiniengruppen in einer einzigen Nacht durch Wolken frisch geschlüpfter Trauermantelschmetterlinge zum Leben erwachten. Im Herbst ließen sich große Vogelschwärme auf ihrem Weg nach Mexiko oder Südamerika in den Bäumen nieder, um zu übernachten.

Am meisten liebte Franny den matschigen Ramble, den urwüchsigsten, abgelegenen Teil des Parks. In dieser kleinen Wildnis aus Bäumen und sumpfigem Boden lebten Weißfußmäuse und Eulen. Vögel tummelten sich im Dickicht und wurden von Franny angezogen wie Motten vom Licht, wenn sie vorbeiging. An manchen Tagen wogten Schwärme von dreißig verschiedenen Singvogelarten wie Wolken über dem Park. Seetaucher, Kormorane, Reiher, Blauhäher, Turmfalken, Geier, Schwäne, Stock- und andere Enten, sechs verschiedene Spechtarten, Nachtfalken, Schornsteinsegler, Rubinkehlkolibris und Hunderte mehr flogen entweder auf ihrer jährlichen Wanderung über den Park oder lebten ganzjährig dort. Einmal war Franny einem Graureiher begegnet, der fast doppelt so groß war wie sie. Er war immer näher gekommen, völlig unerschrocken, während Frannys Herz wild gepocht hatte. Sie hatte sich nicht gerührt und kaum geatmet, und der Vogel hatte seinen Kopf an ihre Wange gedrückt. Sie hatte geweint, als er wie ein wunderschöner blauer Drache fortgeflogen war. Sie war stolz auf ihre harte Schale, aber etwas so Anmutiges wie ein fliegender Vogel konnte sie jedes Mal knacken.

In der Nähe des Ramble wuchs der Alchemiebaum, eine uralte Eiche an einem abgeschiedenen Fleckchen, das die meisten Parkbesucher nie zu Gesicht bekamen. Die Wurzeln des riesigen, verwucherten Baums ragten als knorrige Buckel aus der Erde. Angeblich war die Eiche fünfhundert Jahre alt und stand dort, lange bevor die Arbeitertruppe das unbewohnte Sumpfgebiet nach den Vorstellungen von Frederick Law Olmsted in eine Grünanlage verwandelten und der Stadt damit 1858 eine Kopie der Natur schenkten, die echter war als das

Original. Unter diesem Baum wagten sich die Schwestern an einem kühlen Abend an den Versuch, ihre angeborenen Fähigkeiten erkunden. Es war Samhain, der letzte Abend im Oktober, Allerheiligen und damit die Nacht, in der eine Jahreszeit endete und die nächste begann.

Ihre Eltern besuchten als Sigmund Freud und Marilyn Monroe verkleidet eine Kostümparty. An diesem Abend wurde gefeiert, Kinder zogen in Scharen durch die Straßen. Zwei Drittel der kleinen Mädchen gingen als Hexen mit schief sitzenden schwarzen Hüten und raschelnden Umhängen. An Halloween roch New York City immer nach Süßigkeiten und Lagerfeuern. Jet und Franny liefen quer durch den Park, um sich mit Vincent nach seinem Gitarrenunterricht zu treffen. Sie waren früh dran und setzten sich zum Warten auf den feuchten Rasen. Der Sommer hatte sie nachdenklich gestimmt: Wenn sie nicht wie alle anderen waren, wer waren sie dann? In letzter Zeit juckte es sie in den Fingern herauszufinden, wozu sie fähig waren. Sie hatten noch nie versucht, ihre Talente zu vereinen.

»Nur dieses eine Mal«, sagte Jet. »Dann sehen wir, was passiert. Wir können etwas Einfaches ausprobieren. Einen Wunsch. Jeder einen. Vielleicht können wir sie wirklich wahr werden lassen.«

Franny versuchte, ihre Schwester mit einem Blick zu bremsen. Im Sommer hatte Jet dasselbe gesagt, und dann waren zwei Jungen vom Blitz getroffen worden. Franny spürte deutlich, dass ihre Schwester Hintergedanken hatte. Es gab etwas, auf das sie ganz versessen war. Sollte sie je versuchen, sich einen Wunsch zu erfüllen, dann jetzt.

»Wir könnten herausfinden, was Mutter vor uns verheimlicht«, schlug Jet vor. »Und welche Kräfte wir haben.«

Wenn es darum ging zu beweisen, dass ihre Mutter unrecht hatte, konnte man Franny zu allem überreden. Sie fassten sich an den Händen und spürten sofort, dass etwas in der Luft lag. Franny wiederholte den Spruch, den Tante Isabelle aufgesagt hatte, wenn eine Kundin mit einem Wunsch zu ihr kam.

Wir bitten darum und nicht um mehr. Wir bitten einmal und dann nicht mehr.

Aus dem Boden stieg leichter Nebel, und die zwitschernden Vögel in den Büschen verstummten. Es war so weit. Etwas veränderte sich. Die Geschwister sahen sich an und beschlossen, es tatsächlich zu versuchen.

»Jede einen Wunsch«, flüsterte Franny. »Und nichts Großes. Nicht den Weltfrieden oder die Beseitigung der Armut. Wenn wir den Bogen überspannen, bricht er am Ende und kehrt unseren Wunsch ins Gegenteil um.«

Jet nickte. Sofort formulierte sie in Gedanken ihren Wunsch. Mit geschlossenen Augen und langsamen Atemzügen fiel sie in eine Trance aus Verlangen und Magie. Ihr Gesicht war heiß und gerötet. Franny wünschte sich, was sie so oft in ihren Träumen erlebte. Bei den Vögeln zu sein. Sie waren so anmutig, so wunderschön und losgelöst von der Erde, dass sie Franny lieber waren als die meisten Menschen. Vielleicht kamen die Vögel deshalb zu ihr. In gewisser Weise sprach Franny ihre Sprache.

Als es nach ein paar Minuten schien, als würde nichts passieren, und die Luft immer noch so schwer auf ihnen lag,

dass Franny die Augen zufielen, zog Jet an ihrem Arm.

»Schau nach oben.«

Auf einem niedrigen Ast des Alchemiebaums saß eine große Krähe.

»War das dein Wunsch?«, flüsterte Jet überrascht.

»So was Ähnliches«, antwortete Franny leise.

»Ausgerechnet ein Vogel?«

»Scheint so.«

»Auf jeden Fall beobachtet er dich.«

Franny stand auf, atmete tief ein und hob die Arme. Dabei streifte sie ein kalter Windstoß. Die Krähe stieß sich von ihrem Ast ab und kam zu Franny, wie die Spatzen in Tante Isabelles Garten, wie der Reiher, wie die Vögel im Park, die von ihren Nestern in den Büschen zu ihr flogen. Aber bei diesem Tier überraschte Franny, wie schwer es war und wie es sie ansah, als würden sie sich kennen. Sie hätte schwören können, dass aus seiner Brust eine Stimme drang. *Wenn du mich nicht fortschickst, werde ich dich nie verlassen.*

Franny sank ohnmächtig auf den Rasen.

Vincent zog es seit einiger Zeit regelmäßig nach Downtown, den südlichen Teil Manhattans. Sein Ziel war meistens eine Bar in der Christopher Street, die auch an Minderjährige ausschenkte, eine ruppige, schmuddelige Kneipe namens Jester, in der sich deprimierte Studenten der NYU volllaufen ließen, bevor sie zurück in ihre Wohnheime wankten. Seit sie wieder in New York waren, lief Vincent vor sich selbst davon,

und Alkohol half ihm dabei. In manchen Nischen der Kneipe, in denen vor langer Zeit Pläne geschmiedet worden waren, war noch ein Hauch Magie zu spüren. Es war ein guter Ort, um ein Glas Ale zu trinken und unterzutauchen.

Manchmal sah Vincent sich aus dem Augenwinkel im Spiegel über der Bar, und dann machte er sich in seiner Nische klein. Er war noch nicht bereit zu sehen, was er war. Im *Magus* stand ein Vergessenzauber, den er bei sich selbst angewendet hatte. Dabei musste er sich wohl versprochen haben, denn wenn er nachts durch den Park ging, flackerte seine echte Persönlichkeit in ihm auf. Dann hörte er seinen Herzschlag und spürte, wie sein Blut schneller strömte. Er überlegte, wie es wohl wäre, die Tür zu einem anderen Leben aufzustoßen, zu einem Leben, in dem er sich nicht in Kneipen versteckte oder im Dunkeln durch die Stadt lief.

Als er jetzt den Ramble durchquerte, sah er erschrocken, dass Franny leichenblass auf dem Boden lag. Sie war wieder bei Bewusstsein, hatte sich aber noch nicht aufgesetzt, und um sie herum drehte sich alles.

»Es geht mir gut«, beharrte sie, als Vincent zu ihr gelaufen kam. »Ich habe nichts.«

Die wilde Entschlossenheit der Krähe hatte Franny überwältigt. In einem einzigen Moment hatte der Vogel ihr vermittelt, dass er ihr gehörte. Das Mädchen ohne Herz, die Dornenmaid, wurde jetzt von einer gewöhnlichen Krähe geliebt, und ehrlich gesagt war Franny von der Verbindung zu diesem wunderbaren Tier berauscht. Meinte man das, wenn man von Vertrauten sprach? Ein Wesen, das einen besser kannte als jeder Mensch?

Über ihnen krächzte es. Vincent fiel auf, dass der Vogel seine Schwester zu bewachen schien. »Du hast wohl ein neues Haustier.«

»Niemals«, sagte Franny. »Von Haustieren halte ich nichts.«

»Was habt ihr gerade gemacht?«, fragte Vincent, weil er ahnte, dass sie ihn bei etwas ziemlich Wichtigem ausgeschlossen hatten. Die Luft war schwül und roch süßlich.

»Nichts«, antworteten Franny und Jet wie aus einem Mund.

»Na klar.« Vincent grinste. Es war zu verräterisch, dass beide es gleichzeitig abstritten.

»Wir wollten herausfinden, was wir können, wenn wir unsere Kräfte vereinen«, erklärte Franny.

»Und das ist dabei herausgekommen?«, fragte Vincent.
»Ein Vogel? Ihr hättet wirklich auf mich warten sollen. Mir wäre etwas viel besseres eingefallen. Eine Million Dollar. Ein Privatflugzeug.«

»Wir wollten etwas Einfaches«, sagte Franny.

Zu dritt gingen sie den Cedar Hill hinter dem Metropolitan Museum hinauf. Dort wuchsen wilde Seidenpflanzen, obwohl auf der anderen Seite des Museums die Fifth Avenue verlief. Wenn man sich im Sommer ganz still ins Gras legte, konnte man Kolibris beobachten.

»Unser Versuch hat jedenfalls nicht richtig funktioniert«, gestand Franny. »Ich habe mir gewünscht, fliegen zu können.«

»Man muss auch wissen, wie man sich etwas wünscht«, sagte Vincent. »Im *Magus* steht, dass man immer präzise

formulieren muss.«

An der Fifth Avenue blieb Jet wie angewurzelt stehen. Trotz der Dämmerung erkannte sie, was da vor ihr war. Ihr Wunsch war perfekt, es hatte nichts gefehlt. Sie wusste, wie man um etwas bitten musste, und hatte präzise formuliert. *Schick mir meine wahre Liebe.* Es war ganz einfach und nicht misszuverstehen, und jetzt saß Levi Willard vor ihr auf den Stufen des Museums. Er war so hübsch, dass sein verschlissener schwarzer Anzug, die schmale schwarze Krawatte und die verschrämten schwarzen Schuhe kein bisschen störten.

»Jet«, sagte Franny. »Alles in Ordnung?«

Jet hatte es die Sprache verschlagen, aber nur für einen Augenblick. »Das ist er. Mein Wunsch.«

Franny hatte den Jungen auf der Treppe entdeckt. Als er aufstand und winkte, kniff sie die Augen zusammen.

»Ernsthaft? Er? Und der Fluch?«

»Ist mir egal.«

»Vielleicht sollte er dir nicht egal sein.« Franny dachte an all die Beerdigungen, die Jet besucht hatte.

Jet hielt ihre Schwester fest. »Du musst mich decken.«

Franny betrachtete den Jungen auf der Treppe und presste die Lippen aufeinander. »Und du glaubst, du schaffst das?«, fragte sie ihre Schwester. »Dich heimlich ins Haus zu schleichen? Mit Mutter fertigzuwerden, wenn sie es herausfindet? Und wollten wir uns von so etwas nicht fernhalten? Wir haben es geschworen.«

»Franny, bitte. Ich schaffe es, das weiß ich. Isabelle hat mich auch mit dem Tee auf die Probe gestellt«, sagte Jet.
»Dachtest du, das hätte sie nur mit dir gemacht?«

Überrascht fragte Franny: »Vorsicht oder Mut?«

Jet strahlte sie an. »Das ist doch keine Frage. Wer würde denn nicht Mut wählen?«

»Geh«, sagte Franny. »Bevor ich es mir anders überlege.«

Vincent stand verwundert mit den Händen in den Taschen da, als Jet die Fifth Avenue entlangrannte.

»Was habe ich verpasst?«, fragte er.

»Jet hat Geheimnisse.«

»Echt? Unsere Jet? Hat sie sich nicht für Vorsicht entschieden?«

»Offenbar nicht«, sagte Franny.

»Ist das unsere Jet, die nie etwas Verbotenes tut?«

Einen Moment lang schwiegen sie nachdenklich. Jet war schon ein Rätsel.

»Und wer ist er?«, fragte Vincent.

»Ich glaube, ihr Verehrer.«

»Der Typ? Er sieht aus wie ein Bestatter.«

»Ja, genau«, sagte Franny. »Der Typ.«

Am nächsten Morgen war ihnen klar, dass sie sich Ärger eingebrockt hatten. Vincent und Franny wurden früh geweckt und in die Küche beordert, wo ihre Eltern warteten. Ihre

Mutter und ihr Vater saßen am Tisch, jeder mit einem schwarzen Kaffee vor sich, beide verstimmt und übernächtigt, weil sie kein Auge zugemacht hatten. Es war nicht leicht, sie ernst zu nehmen, weil sie noch ihre Kostüme trugen. Sigmund und Marilyn. Ihre Mutter rauchte, obwohl sie eigentlich vor ein paar Monaten aufgehört hatte.

»Ich weiß nicht, worum es geht«, kam Vincent ihnen zuvor, »aber wir waren es nicht.«

»Wisst ihr oder wisst ihr nicht, wo eure Schwester ist?«, fragte ihr Vater wütend.

Vincent und Franny warfen sich einen Blick zu. Jet war nicht zu Hause?

»Und was soll das hier?«, wollte ihre Mutter wissen.

Die Butter war in ihrer Dose beinahe geschmolzen, was bedeutete, dass sich jemand aus dem Haus verliebt hatte.

»Mich musst du nicht ansehen«, sagte Vincent.

»Das ist sowieso Unsinn«, fügte Franny hinzu.

»Wirklich?«, fragte Susanna.

»Wir haben euch zu lange alles durchgehen lassen«, sagte ihr Vater. »Ihr hättet nicht nach Massachusetts fahren dürfen. Die Reise war ein Fehler!« Er wandte sich an ihre Mutter. »Ich habe doch gesagt, dass es an ihren Genen liegt, und wieder habe ich recht behalten.«

»Sollten wir nicht die Polizei anrufen?« Franny dachte an den Jungen im schwarzen Anzug. Sie wusste nicht einmal, wie er hieß oder wohin in aller Welt er und Jet verschwunden waren.

»Die Polizei?«, fragte Susanna. »Wir informieren auf keinen Fall die Behörden. Nein. Euer Vater kümmert sich um alles Unnormale.«

Empört über die Reaktion seiner Eltern zog Vincent seine Stiefel an, um sich auf die Suche nach seiner Schwester zu machen. »Jet ist verschwunden, und mehr fällt euch dazu nicht ein? Nur, dass wir nicht normal sind?«

»Das habe ich nicht gesagt!«, widersprach ihre Mutter.

»Doch, genau das«, sagte Franny mit finsterem Blick. Sie holte ihre Jacke, um Vincent bei seiner Suche zu begleiten. Natürlich machte sie sich Vorwürfe. Sie hätte sich nicht darauf einlassen dürfen, Jet zu decken. Sie hatte sogar Kissen unter die Decke ihrer Schwester gelegt, damit es so aussah, als würde Jet in ihrem Bett schlafen, falls ihre Mutter nachsah.

»Ihr bleibt zu Hause!«, entschied Dr. Burke-Owens. »Ein vermisstes Kind reicht.«

Vincent und Franny ignorierten seinen Befehl und wollten gehen. Dann schwang die Tür auf, und Jet stand auf der Schwelle, die Haare zerzaust, merklich außer Atem und mit ihren Schuhen in der Hand.

»Du lebst«, sagte Vincent. »Wie schön.«

»Dir ist schon klar, dass: ›Deck mich‹, nicht bedeutet: ›Ich bleibe die ganze Nacht weg‹«, zischte Franny. Jetzt, da Jet wohlbehalten vor ihr stand, konnte Franny ihre Wut herauslassen.

»Wir haben die Zeit aus den Augen verloren«, erklärte Jet. »Wir waren überall. An Orten, die ich noch nicht kannte, obwohl ich mein ganzes Leben hier verbracht habe. Auf dem

Empire State Building. Mit der Fähre um Manhattan herum. Danach sind wir am Hudson spazieren gegangen bis zu einem Diner in der 43rd Street. Er hatte noch nie einen Bagel gegessen! Er kannte nicht mal Räucherlachs. Nächstes Mal will er chinesisches Essen probieren.«

»Hast du den Sonnenaufgang nicht bemerkt?« Frannys Wut war schon ein wenig verraucht.

»Nein, ehrlich nicht. Es ist alles einfach passiert.«

Vincent und Franny warfen sich einen Blick zu. So redeten Leute, die sich gerade verliebten.

»Wir kennen ihn doch gar nicht«, sagte Franny. »Er könnte ein Mörder sein.«

»Er ist kein Mörder! Sein Vater ist ein Reverend, und er bewirbt sich für Yale. Ich habe ihn im Sommer kennengelernt, als wir Tante Isabelle besucht haben. Gestern war er bei einem Treffen des nationalen Jugendclubs im Queens College. Plötzlich musste er drüben in Queens, einfach so bei seinem Treffen, daran denken, dass ich hier war, und es ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Also hat er die U-Bahn genommen. Und plötzlich war er da.«

»Klingt ja faszinierend«, bemerkte Vincent trocken.

»Das ist er auch!« Jets Wangen waren vor Aufregung gerötet. »Er will Gutes tun und etwas in der Welt bewirken, und ich finde das wirklich faszinierend!«

Ihre Mutter war ihnen in den Flur gefolgt und wurde blass. Sie hatte genug gehört, um in Panik zu geraten. »Mit wem warst du zusammen?«

»Es tut mir leid! Ich wollte nicht so lange wegbleiben.«

»Du warst mit einem Jungen zusammen! Wie heißt er?«

Jet hatte das Gefühl, sie sollte lügen, aber das war nicht ihre Art. Ihr wich alle Farbe aus dem Gesicht. »Levi Willard.«

Susanna gab Jet eine so heftige Ohrfeige, dass ihr Kopf gegen die Wand schlug. Die Geschwister waren entsetzt, ihre Mutter hatte noch nie die Hand gegen sie erhoben. Sie war grundsätzlich gegen Schläge.

»Mutter!«, rief Franny.

»Euer Vater ist in der Küche, und ich will nicht, dass er auch nur ein Wort davon erfährt. Du wirst diesen Jungen nie wiedersehen, Jet. Hast du mich verstanden?«

Jet nickte. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Sollte ich je herausfinden, dass du mir nicht gehorchst, schicke ich dich ins Internat. So schnell, dass du nicht mal mehr deinen Koffer packen kannst.«

»Was ist denn so schlimm daran?«, fragte Vincent. »Sie hat die Zeit aus dem Auge verloren.«

»Tut einfach, was ich sage. Und vorerst habt ihr alle Hausarrest. Auch wenn ihr jemanden lieben könnt, bedeutet es nicht, er wäre vor dem Schlimmsten geschützt, das müsst ihr begreifen.«

»Du bist doch verheiratet«, wandte Jet verwirrt ein.

»Ich habe die Liebe aufgegeben, damit ich ein normales Leben führen kann«, sagte Susanna. »Dasselbe habe ich mir immer für euch gewünscht.«

»Heißt das, du hast unseren Vater nie geliebt?«, fragte Franny.

»Merkt man das nicht?«, warf Vincent ein.

»Natürlich liebe ich euren Vater. Versteht mich nicht falsch. Aber ich bin nicht *verliebt*, und das hat uns öfter gerettet, als ihr euch vorstellen könnt. Ich rate euch, es genauso zu machen. Wir sind nicht wie andere Menschen, das stimmt. Das liegt an unserer Geschichte, und wenn ihr Glück habt, erfahrt ihr nie mehr darüber.«

»Ich weiß schon mehr«, wagte Franny zu sagen. »Bei Tante Isabelle habe ich viel Zeit in der Bibliothek verbracht.«

»Von manchen Dingen sollte man die Finger lassen«, sagte Susanna zu Franny. »Du wirst weder in Tante Isabelles Haus noch in diese Bibliothek je wieder einen Fuß setzen.« Sie wandte sich Jet zu. »Und du hältst dich von diesem Jungen fern. Hast du mich gehört?«

»Ja. Habe ich.« Jet sah ihrer Mutter in die Augen. Sie schien sich zu fügen, aber ihre Miene wirkt abweisend. »Laut und deutlich.«

Ihr Vater rief sie. »Darf ich mal fragen, was los ist?«

Sie schauten sich an; alle waren sich einig, ihren Vater in dieser Sache im Dunkeln zu lassen, gingen aber in die Küche.

»Na, halleluja«, sagte er, als er Jet sah. »Ein Problem gelöst, das nächste steht schon an.« Er zeigte auf eine Krähe, die ans Fenster klopfte und herein wollte.

Franny entriegelte das Fenster und schob es hoch. »Da bist du ja.« Sie freute sich richtig, die Krähe zu sehen.

»Ach, um Himmels willen, Franny, musst du unbedingt Tiere in der Nähe haben?«, frage ihre Mutter.

»Ja, das muss ich.« Die Krähe flatterte ins Zimmer und machte es sich auf der Gardinenstange gemütlich.

Als die Mädchen in ihr Zimmer gingen, flog die Krähe hinterher. Jet war niedergeschlagen. »Sie hat unseren Vater nie geliebt.«

»Doch, sie liebt ihn«, sagte Franny und legte einen Pullover auf ihrer Kommode als Nest zurecht. »Nur auf ihre eigene Art.«

Jet legte sich in ihr Bett und zog die Decke hoch.

»Denk nicht mal daran.« Franny legte sich neben sie.
»Erzähl mir alles.«

»Mutter hasst Levi, dabei kennt sie ihn nicht mal. Ich glaube, mich hasst sie auch.«

»Wir müssen ihr nicht gehorchen«, sagte Franny. »Oder wie sie sein. Sie hätte sich auf jeden Fall für Vorsicht entschieden.«

Jet schloss die Augen. »Ich werde ihr auch nicht gehorchen.«

Sie lagen nebeneinander, trotzig und überzeugt – wenn es Flüche gab, musste es auch für jede sterbliche Notlage ein Gegenmittel geben.

Im November kam April Owens nach New York. Sie hatte ihren entnervten Eltern weisgemacht, ihre Cousinen hätten sie eingeladen, was mit der Wahrheit wenig gemein hatte.

Eigentlich sollte sie ihr erstes Studiensemester schon hinter sich haben, doch statt zur Uni zu gehen, hatte sie in einem Café im North End gekellnert. April hatte eine Zusage vom MIT bekommen – ein freudiges Ereignis für ihre erstaunten Eltern, die nicht geahnt hatten, wie klug ihre Tochter war. Nur hatte sie den Studienbeginn verschoben, weil sie das Gefühl hatte, sie müsse sich mit anderen Dingen befassen. Die Zeiten waren zu aufregend, um durch ein Studium gebunden zu sein. Am 8. November hatte Senator Kennedy aus Massachusetts bei der Präsidentschaftswahl so knapp gewonnen wie kein Kandidat seit 1916. Barhäuptig und attraktiv hatte er den Menschen bei seiner Siegesrede Vertrauen in die Zukunft geschenkt. *Ich versichere Ihnen, dass ich mich mit der ganzen Kraft meines Verstandes und meiner Seele für die langfristigen Interessen der Vereinigten Staaten und für die Freiheit überall auf der Welt einsetzen werde.*

April kam direkt zum Haus der Owens. In ihrer Tasche steckte ein Beutel Lavendel, der ihr Glück bringen sollte.

»Wen haben wir denn da!« Susanna Owens bemühte sich, fröhlich zu klingen, als sie die Tür öffnete, aber ihre Körpersprache sagte etwas anderes. Schon beim Anblick ihrer Nichte wirkte sie sichtlich panisch. Ihr graute vor der Verantwortung für dieses schwierige Mädchen, das ihre eigenen Kinder vielleicht an den Abgrund führen würde.

April hingegen wirkte undurchschaubar, als sie mit ihrem Koffer ins Haus schlüpfte, so geheimnisvoll wie die Grinsekatze. Ungeschminkt und mit den weißblonden Haaren zu einem langen Zopf geflochten wirkte sie jünger als im

Sommer. Sie trug schwarze Kleidung und kniehohe Schnürstiefel.

»Überraschung«, sagte April. Sie wandte sich Jet zu, die sie als Freundin betrachtete. »Wobei ich wette, du wusstest, dass ich kommen würde.«

Die Familie sah Jet an. »Was soll das denn heißen?«, fragte Dr. Burke-Owens, allzeit bereit, eine Neurose zu diagnostizieren. »Hast du dich mit April heimlich abgesprochen?«

»Es heißt gar nichts«, versuchte Jet, vom Thema abzulenken. Als sie und April sich einen Blick zuwarfen, war sie froh, dass sie nichts gesagt hatte. Es erschreckte sie, was sie in den Gedanken ihrer Cousine gelesen hatte. In Aprils Kopf herrschte ein ziemliches Durcheinander, Jet musste sich getäuscht haben.

»Du kannst in mir lesen wie in einem Buch«, versicherte April ihrer Cousine. »Du weißt, warum ich hier bin.«

»Jet?«, fragte Susanna beunruhigt. Seit dem Zwischenfall mit dem Jungen sah sie jeden Abend im Zimmer ihrer Töchter nach dem Rechten, und wenn Jet einen Anruf bekam, nahm sie den zweiten Hörer ab – was nur dazu führte, dass Jet schnell wieder auflegte.

Jet starrte zu Boden und antwortete nicht. Sie gab nie vertrauliche Dinge preis, weder ihre eigenen noch die anderer Menschen, aber sie wusste, warum April gekommen war. Wenn ihre Cousine eine Szene machen wollte, dann bitte.

»Keine Antwort?«, fragte Susanna. »Na gut, dann kann April hier übernachten, aber morgen früh geht sie wieder.«

»Du wirfst mich raus? Einfach so?« April schüttelte ungläubig den Kopf.

»Deine Eltern wollen sicher, dass du nach Hause kommst«, sagte Susanna. »Ich rufe sie an.«

»Du solltest doch am besten verstehen, warum man nicht in Boston bleiben will. Nach allem, was ich gehört habe, sind wir beide aus demselben Holz geschnitzt. Schwierig und eigenwillig. Sie haben dich in zwei verschiedene Internate gesteckt, und als du nach Paris gegangen bist, hast du dich völlig verändert.«

Susannas Ärger über dieses lästige Mädchen war offensichtlich. »Du bist noch jung, meine Liebe«, sagte sie eisig. »Deshalb werde ich dein unhöfliches Benehmen entschuldigen. Du darfst noch zum Frühstück bleiben.«

Die Schwestern richteten das Gästezimmer für ihre Cousine her. Es war ein enger, kühler Raum mit einem Einzelbett. Vor Jahren hatte die Köchin einer anderen Familie hier gewohnt und sich jede Nacht in den Schlaf geweint. Auf dem Boden konnte man immer noch die Flecken ihrer Tränen sehen.

»Wo ist Henry?«, fragte Jet.

»Meine Eltern haben ihn getötet. War abzusehen. Sie haben behauptet, er wäre ans Rattengift gegangen, aber das kaufe ich ihnen nicht ab.«

April legte sich erschöpft aufs Bett und verdeckte die Augen mit einem Arm. Offenbar machte ihr eine Zurückweisung doch etwas aus.

»Eure Mutter hasst mich«, sagte sie.

»Unsere Mutter ist zu wohlerzogen, um jemanden zu hassen«, sagte Franny. »Sie missbilligt höchstens.«

Die Krähe hatte den Weg in ihr Zimmer gefunden und krächzte schrill.

April öffnete die Augen. »Du hast einen Vertrauten«, sagte sie zu Franny. »Und deine Eltern haben ihn noch nicht getötet?«

»Er ist kein Vertrauter«, widersprach Franny. »Er ist ein Findling.«

»Na gut«, sagte April. »Rede dir das ruhig ein.« Sie spähte den Flur hinunter, dann wandte sie sich Jet zu. »Wo ist euer Bruder? Irgendwo, wo die Hölle los ist?«

»Beim Gitarrenunterricht«, sagte Jet. »Er nimmt das richtig ernst.«

»Na ja, für die Hölle hat er noch Zeit genug.« Um sich auf andere Gedanken zu bringen, setzte April sich auf und sah in den Spiegel. Sie löste ihren geflochtenen Zopf und legte etwas Lippenstift auf. Die Schwestern warfen sich einen Blick zu. Wenn sie sich nicht täuschten, schimmerten in den Augen ihrer Cousine Tränen.

»April, es tut mir leid«, sagte Jet.

»Warum sollte dir etwas leid tun?«, fragte Franny ihre Schwester. »Du bist nicht ohne Einladung hier aufgetaucht, sondern sie.«

Statt wie sonst schlagfertig zu antworten, brach ihre Cousine in Tränen aus und fing sich nach einem Moment wieder.

»Brauchst du ein Glas Wasser?« Franny hatte der Anblick ihrer weinenden Widersacherin gerührt.

April schüttelte den Kopf. »Hat eure Mutter euch davor gewarnt, euch zu verlieben?«, fragte sie die Schwestern. »Hat sie gesagt, dass es euer Untergang wäre? Schließlich weiß jeder, dass sie nach einem Franzosen verrückt war und mit ihm nach Paris durchgebrannt ist, aber dann hatte er einen Unfall, und alles war vorbei. Sie kann jetzt vorsichtig sein, wenn sie will, aber so wie ich das sehe, ist Liebe wie ein Zug, der mit Volldampf weiterrast, ob es einem gefällt oder nicht, also kann man es genauso gut genießen. Wenn man versucht, es zu verhindern, macht man es nur noch schlimmer. Was passieren soll, passiert auch.« Sie musterte Jet genauer. »Glückwunsch. Wie ich sehe, ist es schon passiert. Ich hoffe, er ist es wert. Wer ist er?«

»Levi Willard«, antwortete Jet.

April wirkte besorgt. »Das ist nicht gut.«

Franny verteidigte ihre Schwester sofort. »Ich wüsste nicht, was dich das angeht.«

»Na ja, es geht mich etwas an und dich auch. Die Willards hassen unsere Familie. Wir haben eine Art Fehde. Seit Hunderten von Jahren schon. Das hängt irgendwie mit dem Fluch zusammen.«

Die Schwestern sahen sie verdutzt an.

»Versteht ihr das nicht?«, fragte April. »Das Geheimnis betrifft ihn auch.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Franny.

»Glaub, was du willst.« April wandte sich an Jet. »Hast du den Reverend kennengelernt?«

»Noch nicht«, gab Jet zu.

»Wahrscheinlich wirst du das auch nie. Er wird sich weigern, mit dir in einem Zimmer zu sein. *Er* ist nicht zu wohlherzogen, um uns zu hassen. Bei meinem ersten Besuch bei Tante Isabelle habe ich aus Versehen seinen Garten betreten, und er ist aus dem Haus gekommen und hat Salz auf die Erde gestreut, als hätte ich den Boden besudelt. Unsere Tante ist zu ihm gegangen, und er hat mir mit der Post eine Entschuldigung geschickt, aber in seinem Garten ist direkt danach alles eingegangen. Vielleicht hatte es nicht genug geregnet, vielleicht war es unsere Tante, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass das kein gutes Zeichen für eine glückliche Zukunft für dich und Levi Willard ist.«

»Die Dinge ändern sich«, sagte Jet tapfer.

»Wirklich?« April packte ihren Koffer aus. Neben ihrer Kleidung hatte sie ein paar Kerzen mitgebracht. »Tante Isabelle sagt immer, dass jeder Gast ein Geschenk mitbringen sollte. Selbst, wenn der Gast unerwünscht ist.« Sie gab Franny eine rote und Jet eine weiße Kerze. »Wenn ihr sehen wollt, wer eure große Liebe ist, steckt zwei silberne Nadeln in das Wachs. Wenn die Kerze bis zur zweiten Nadel abbrennt, kommt euer Liebster zu euch. Funktioniert jedes Mal.«

»Nein, danke. Ich weiß schon, wer meine große Liebe ist«, sagte Jet störrisch.

»Ich halte von solchen Spielchen rein gar nichts«, ließ Franny ihre Cousine wissen.

»Sie ist eher für Logik und empirische Belege«, erklärte Jet.

»Ich auch«, sagte April. »Ich bin die Wissenschaftlerin hier. Ich habe in meiner Freizeit Spinnen beobachtet. Vor allem die großen Arten, bei denen die Weibchen nach der Paarung die Männchen umbringen. Ich glaube, dadurch kann ich besser abschätzen, wie die Chancen für uns Owens-Frauen stehen.«

»Wenn du dich eine Wissenschaftlerin nennen willst, sollte dir klar sein, dass Chancen und Wahrscheinlichkeiten nichts aussagen. Die Natur entzieht sich jeder Statistik.«

»Meinst du?« Aprils Grimasse zeigte, dass sie anderer Meinung war. »In unserer Familie beweist sich die Genetik doch ganz deutlich. Es liegt uns im Blut.« Sie nahm eine letzte Kerze für Vincent aus der Tasche.

»Das interessiert ihn nicht«, sagte Franny überzeugt.

»Man kann nie wissen«, sagte April.

»Doch, ich weiß es«, widersprach Franny.

Vincent kam wie üblich spät nach Hause. Als er im Zimmer seiner Schwestern vorbeischaute, schlief Jet schon, und Franny las im Bett ein Buch über die Wanderbewegungen von Eulen. Selbst auf diese Entfernung stank Vincent nach Zigaretten und Whiskey.

»Lass mich raten«, sagte Franny. »Du warst in einer Bar.«

Vincent setzte sich auf ihre Bettkante. »Dad hat gesagt, dass April hier ist.«

»Du hast mit Dad gesprochen?« Sie lachten. Gespräche mit ihrem Vater waren eine Seltenheit. »Sie geht nach dem Frühstück wieder«, sagte Franny. »Zum Glück.«

»Sie ist gar nicht so übel«, meinte Vincent.

»Ja, klar.«

»Sie ist sogar ziemlich verletzlich.«

»Schwer zu glauben. Sie kommt offenbar bestens alleine klar und wirkt extrem eingebildet. Übrigens hat sie dir ein Geschenk mitgebracht.«

Vincent runzelte die Stirn. »Ach ja?«

Franny zeigte auf die schwarze Kerze auf ihrem Schreibtisch. »Die soll dir angeblich deine große Liebe zeigen.«

Vincent warf die Kerze in den Papierkorb. »Kein Interesse.«

»Das dachte ich mir.« Franny nickte. »Ich kenne dich zu gut.«

»Stört es dich, wenn ich auf dem Boden schlafe?« Vincent war alles andere als nüchtern, und bevor Franny antworten konnte, streckte er sich auf dem weißen Teppich aus, wo er die restliche Nacht über leise schnarchte.

Als Franny am nächsten Morgen ins Gästezimmer ging, war April verschwunden. Sie hatte nicht einmal das Frühstück abgewartet oder sich verabschiedet. Von Frannys Cousine waren nur ein paar blonde Haare auf dem Kissen und ein Zettel zurückgeblieben. *Danke für nichts.*

Beschämt setzte Franny sich aufs Bett, das sich noch ein wenig warm anfühlte. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, immerhin gehörten sie zur selben Familie. Als Franny versuchte, die Kommode nur mit Hilfe ihrer Gedanken zu öffnen, glitt die Schublade sofort heraus. Die rote Kerze lag darin. Franny stellte sie auf den Nachttisch, schloss die Augen und wünschte sie fort. Die Kerze fiel zu Boden und rollte auf die Tür zu.

Vincent stand an der Schwelle des Gästezimmers. Er hob die Kerze auf. »Du hast geübt«, sagte er bewundernd.

»Ich muss nicht üben«, antwortete Franny. »Keiner von uns muss das. April hatte recht. Es liegt uns im Blut.«

»Wo ist April?«, fragte Vincent verwundert, als er das leere Zimmer sah.

»Kümmert es dich?«

»Irgendwie schon«, gab er zu.

»Tja, irgendwie reicht nicht. Wir waren nicht nett zu ihr, also ist sie gegangen.«

»Ich war immer nett zu ihr. Oder nicht?«

»Nein«, antwortete Franny unverblümt. »Du warst abweisend.«

»Heißt das so viel wie grausam?« Vincent wirkte zerknirscht.

»Natürlich nicht«, beruhigte Franny ihren Bruder. Mit jemandem zu reden, der die Wahrheit nicht sehen wollte, war schwierig. »Dir sind nur andere Dinge wichtiger.«

»Meinst du?«, fragte Vincent.

Franny hatte beschlossen, den Kerzenzauber durchzuführen und so zu beweisen, dass Liebe für sie nicht in Frage kam. *Steck zwei silberne Nadeln in eine Kerze. Wenn sie bis zur zweiten Nadel abbrennt, kommt dein Liebster zu dir.* Mit Sicherheit würde niemand kommen. Franny holte zwei Stechnadeln aus dem Nähkorb ihrer Mutter.

»Das ist gefährlich«, warnte Vincent sie. »Die Liebe anzuziehen ist einfach, aber sie wieder loszuwerden, ist nicht so leicht.« Das wusste er nur zu gut von seiner Affäre im Sommer, die so abrupt gekippt war.

Jet kam hereingeschlendert, als Franny gerade die Kerze anzündete. Sie konnten sich immer noch finden, egal wo sie waren, wie früher als Kinder, für die Versteckspiele ihrer Fähigkeiten wegen sinnlos waren.

»Wenn du so gut Gedanken lesen kannst: Was war mit April los?«, fragte Franny ihre Schwester.

Jet errötete leicht. »Weiß ich nicht.«

»Sieh sie dir an!« Vincent deutete auf Jet. »Sie ist eine furchtbare Lügnerin.«

»Das stimmt«, sagte Franny sanft. »Der Preis für den besten Lügner geht an den ehrenwerten Vincent Owens.«

»Dankend zur Kenntnis genommen und akzeptiert.« Vincent verbeugte sich tief.

Es klopfte an der Haustür. Ohne dass es jemand bemerkt hatte, war die Kerze bis zur zweiten Nadel heruntergebrannt.

»Also, ich habe meine Kerze weggeworfen«, erinnerte Vincent die Mädchen. »Das ist für eine von euch.«

Franny und Jet starrten sich an. »Wahrscheinlich ist es für dich«, sagte Franny.

»Ich habe meine Kerze nicht angezündet. Ich will ja nicht, dass Levi plötzlich vor der Tür steht. Du musst aufmachen«, antwortete ihre Schwester.

Widerwillig und mit pochendem Herzen ging Franny zur Tür. Sie war überzeugt davon, dass sie die Letzte war, bei der die Liebe jemals anklopfen würde. Sie war für so etwas einfach nicht gemacht. Sie wollte fliegen und frei sein und hätte am liebsten bei den Vögeln gelebt, in einem Zelt im Central Park, ohne Kontakt zu Menschen. Sicher stand vor der Tür der Postbote oder ein Patient ihres Vaters, der den richtigen Eingang nicht kannte.

Die Krähe kam angeflogen und landete auf dem Türrahmen. »Vertreib denjenigen, der vor der Tür steht«, befahl Franny dem Vogel. Er sollte doch ihr Seelenverwandter sein, oder nicht? Doch statt zu helfen, flatterte er auf seinen Lieblingsplatz auf der Gardinenstange und beobachtete sie mit verständigem Blick.

Wieder klopfte es.

Vincent kam mit seinem Gitarrenkoffer zur Tür. Er besuchte seit einiger Zeit sonntagnachmittags Konzerte in der Riverside Church und hatte eine Vorliebe für Folk entwickelt. Er trug jetzt alte, abgewetzte Cowboystiefel aus einem Trödeladen. In einem trostlosen Secondhand-Geschäft in der Bowery hatte er eine Wildlederweste mit Fransen gekauft.

»Mach nicht auf«, bat Franny ihn.

»Ich muss zum Unterricht und bin spät dran. Da musst du jetzt durch, Kleines.«

Vincent strahlte sie mit seinem breiten Grinsen an, das immer Ärger bedeutete, entweder für ihn oder für jemand anderen. Dieses Mal musste Franny dran glauben. Vincent riss die Tür auf, bevor sie ihn zurückhalten konnte. Davor lehnte Haylin an der Wand.

»Du bist ja doch zu Hause«, sagte er. »Ich war kurz davor aufzugeben. Bei euch nimmt niemand das Telefon ab. Du gehst mir wohl aus dem Weg.«

Das tat sie tatsächlich. Seit ihrem Sommerurlaub hatte sie ihn kaum gesehen. Jetzt wurde ihr klar, warum sie sich von ihm ferngehalten hatte.

Kreidebleich wich sie einen Schritt zurück.

»Geht es dir gut?« Hay hielt einen Stapel Collegenbroschüren in der Hand. Sie hatten beschlossen, sich bei den gleichen Hochschulen zu bewerben. Dazu waren sie eine Wette eingegangen; Gewinner war, wer von einem ihrer fünf Favoriten angenommen wurde: Harvard, Stanford, Berkeley, Brown und der Spitzenreiter in ihrer Heimatstadt, Columbia.

»War dir nicht klar, dass er es ist?«, fragte Vincent grinsend, bevor er ging. Er brauchte den Wahrsagetee nicht, den Tante Isabelle aus Beifuß, Thymian, Schafgarbe und Rosmarin kochte. Er brauchte weder Jets Einfühlungsvermögen noch Frannys Neugier. Das hier war nicht zu übersehen.

»Dein Bruder ist ein echter Komiker«, sagte Haylin.

Die Krähe flog durchs Wohnzimmer und setzte sich auf einen Samtstuhl. Sie musterte Haylin, und Haylin starrte angemessen beeindruckt zurück.

»Du hast ein Haustier?«

»Du weißt doch, dass ich von Haustieren nichts halte.« Franny nahm den Vogel auf die Hand, öffnete das Fenster und setzte ihn auf die Brüstung.

»Du wirfst ihn raus?«, fragte Haylin überrascht.

»Er ist ein Vogel«, sagte Franny. »Das macht ihm nichts aus.« Ihr Herz raste immer noch. Das konnte nicht sein. Liebe?

Hay spähte durch das Fenster. »Hat er einen Namen?«

»Lewis.« Der Name war Franny spontan in den Kopf gekommen. Sie hatte vorher nicht einmal darüber nachgedacht, er war immer nur *ihr* Vogel gewesen.

Haylin lachte. »Was hat ein Rabe mit einem Schreibtisch gemein?«, zitierte er Lewis Carrolls Rätsel ohne Lösung aus *Alice im Wunderland*.

»Beide tragen Federn und stehen immer richtig herum? Aber er ist kein Rabe. *Corvus brachyrhynchos*. Die gemeine Krähe.«

»Er sieht nicht gemein aus.«

Lewis klopfte ans Fenster.

Franny konnte den Blick nicht von Haylin abwenden. Es war die ganze Zeit da gewesen, auch wenn sie es nicht gemerkt hatte. Sie musste einfach abwarten, dann würde es vorbeigehen. Es musste vorbeigehen. Um seinetwillen genauso wie um ihretwillen.

Wenn man ein Streichholz an eine Handvoll Schnee hielt und er schnell schmolz, würde bald auch der Schnee auf dem Boden schmelzen, das hatte Franny in einem Buch von Tante Isabelle gelesen. Und zählte man die Blattknoten an einem Fliederbusch, konnte man vorhersagen, wie viele Kältewellen es geben würde. Obwohl es sehr kühl war, flüchteten die Schwestern aus dem Haus, sooft sie konnten. Sie gingen gern in hohen Stiefeln und dicken schwarzen Mänteln auf dem Reitweg im Park spazieren. Die Zugvögel waren unterwegs, und Franny blickte den großen Schwärmen am Himmel sehnsüchtig hinterher. Sie wollte so frei sein wie ein Vogel und war doch an die Erde gebunden, wo sie sich mit den belanglosen Problemen der Menschen herumschlagen musste.

An diesen Tagen traf Jet sich oft mit Levi, und Franny fungierte als ihre Komplizin. Immerhin waren sie Schwestern, und wenn sie einander nicht beistehen würden, wer dann? Ihre Mutter machte ihnen das Leben noch schwerer, seit Jet vermisst worden war. Sie hatte einen Zettel an den Kühlschrank geklebt, auf dem die Mädchen jedes Mal, wenn sie das Haus verließen, eintragen mussten, wohin sie gingen, wann sie dort ankommen und wann sie wieder zu Hause sein würden. Gleichzeitig war ihre Mutter leichtgläubig genug, Vincent zu vertrauen, der bei jeder Gelegenheit im Greenwich Village abtauchte.

»Viel Glück beim Kampf gegen die Obrigkeit«, wünschte er den Mädchen, wenn er aufbrach.

»Mutter ist nicht die Obrigkeit«, antwortete Franny dann.

»Na ja, über euch kann sie schon bestimmen«, sagte Vincent, und sie wussten alle, dass er recht hatte.

An diesem Tag hatte Jet bis vier Uhr Zeit. Die Schwestern hatten behauptet, sie würden im Museum of Modern Art für ihre Hausarbeiten recherchieren, aber nur Franny würde hingehen. Sie hatte eine Kamera mitgenommen und wollte im Skulpturengarten Fotos machen, die sie entwickeln lassen konnte, sollte ihre Mutter einen Beweis verlangen.

Levi wartete am Bethesda-Brunnen mit der großen Engelsstatue, ihrem Lieblingstreffpunkt. Die Statue verwies auf das Johannes-Evangelium, und die Engelsgestalt trug eine Lilie in ihrer linken Hand, die das Wasser von New York segnen und reinigen sollte. Für jeden Besuch in der Stadt musste Levi sich von zu Hause fortstehlen, von dem Geld, das er bei seinen Nebenjobs verdiente, eine Busfahrkarte kaufen und am selben Tag hin und zurück fahren. Heute hatte er seinem Vater gesagt, er habe ein Bewerbungsgespräch bei der Columbia University. Der Reverend hatte es erlaubt, obwohl er New York City nicht mochte und für einen Hort des Bösen hielt. Es war das erste Mal, dass Levi gelogen hatte, und er hatte gestottert und war deshalb fast eine halbe Stunde von seinem Vater ausgefragt worden. Reverend Willard war ein Mann mit festen Überzeugungen und noch festeren Abneigungen.

Jet wollte ihm das Buch *Der scharlachrote Buchstabe* schenken. Die Widmung lautete *Für Levi in großer Zuneigung*. Sie hatte eine halbe Stunde hin und her überlegt, was sie schreiben sollte. *In Liebe* war zu viel. *In Freundschaft* zu

wenig. *In Zuneigung* schien genau richtig. Zumindest für den Moment.

»Das ist unser Exemplar! Hat er keine eigenen Bücher?«, grummelte Franny.

»Nein, nicht viele«, sagte Jet.

»Und hat er keine andere Kleidung?«, fragte Franny, als sie ihn entdeckten.

»Er ist einfach und nett, so wurde er erzogen.«

Franny lachte. »Bist du sicher, dass du jemanden willst, der einfach ist?«

»Einfach heißt, dass er bescheiden ist. Und übrigens ist Levi extrem intelligent.«

Er trug seinen schwarzen Anzug und einen Schal, den Jet für ihn gestrickt hatte. Obwohl der Schal ihr erster Versuch und ziemlich ungleichmäßig war, hatte Levi ihn zu einem Wunder erklärt. Levi hatte dunkle Haare und schöne grün-graue Augen, die jedes Mal strahlen, wenn er Jet sah. »He«, rief er. »Da ist ja mein Mädchen.«

»Vergiss nicht, um Viertel vor vier am Museum zu sein«, rief Franny Jet hinterher. »Schau auf die Uhr!«

Franny sah zu, wie ihre Schwester mit Levi im Park verschwand. Es war ein wunderbarer, klarer Tag, sie wusste nicht, warum sie so ein ungutes Gefühl hatte. Lewis war ihnen gefolgt, und jetzt stieß er seinen rauen Schrei aus. Er schwang sich über dem Brunnen empor, dem ersten großen öffentlichen Kunstwerk in New York, mit dem eine Frau beauftragt worden war. Franny schirmte ihre Augen vor dem matten Sonnenlicht

ab und beobachtete, wie die Krähe auf der Hand des Engels landete. Darunter, auf dem Rand des Brunnens, saß ein Mann in einem schwarzen Anzug und blätterte durch den *Scharlachroten Buchstaben*, den Jet dort vergessen hatte. Er trug ein weißes Hemd, eine schwarze Krawatte und alte Schuhe, die zeigten, dass er einfache Dinge bevorzugte. Als er die Titelseite erreichte und die Widmung sah, hatte er genug gelesen. Er klappte das Buch zu.

Nachdem sein Vater alles herausgefunden hatte, durfte Levi das Haus nur noch verlassen, um auf direktem Weg zur Arbeit oder zur Schule zu gehen. Das Telefon wurde abgeschaltet, man konnte ihn nicht mehr erreichen. Jet bekam ihre Ausgabe des *Scharlachroten Buchstaben* mit der Post zurück, und die Handschrift auf dem Umschlag gehörte eindeutig nicht Levi. Dem Buch lag ein halbes Dutzend Nägel bei.

»Was in aller Welt soll das heißen?«, fragte Jet besorgt.

»Es heißt, dass sein Vater wirre Vorstellungen hat«, sagte Franny.

Sie sammelte die Nägel sofort auf und warf sie in den Müll. Aus den Büchern in der Bibliothek wusste sie, dass Hexenjäger glaubten, man könne eine Hexe fangen, indem man ihre Schritte auf dem Boden festnagelte, weil sie dann nicht weglaufen konnte. Die Kräfte einer Hexe wurden schwächer, wenn Metall in der Nähe war; umgab man sie damit, war sie hilflos.

Zum Glück hatte Franny auch den *Scharlachroten Buchstaben* an sich genommen. Als das Buch in ihrer Hand aufklappte, sah sie, dass jemand mit dicker schwarzer Tinte

einfach eine eigene Botschaft über Jets reizende Widmung geschrieben hatte.

Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen.

Franny erkannte das Zitat aus dem Buch Exodus wieder, weil der Richter in Marias Prozess es in seine Notizen geschrieben hatte. Dasselbe Bibelzitat stand auf der Titelseite von *Über das Erkennen von Hexen* von 1647, geschrieben von Matthew Hopkins, dem obersten Hexenjäger von England, der vermutlich für den Tod von dreihundert Frauen verantwortlich war.

»Ich glaube, April hat recht«, sagte Franny zu ihrer Schwester, als sie abends in ihren Betten lagen.

Jet weinte seit Stunden, aber Frannys Bemerkung ließ sie aufhorchen. Franny hatte April noch nie bei etwas recht gegeben. Jet setzte sich im Bett auf. »Wirklich?«

»Du solltest dich von Levi fernhalten.«

Jet ließ sich zurück auf ihr Kissen fallen. »Ach, Franny.«

»Hast du mich gehört?«, fragte Franny.

»Ja.« Jet weinte nicht mehr, und sie war fester entschlossen, als Franny ahnen konnte. »Ich habe dich gehört. Leider.«

Sie bat Vincent um Hilfe. Wenn man rebellierte, konnte man sich nur auf einen anderen Rebellen verlassen. Auf dem Weg zum Jester heftete sie sich an seine Fersen, nahm an der Fifth Avenue den Bus und folgte ihm dann mit einigem Abstand zu Fuß. Sie freute sich darüber, dass er seine Verfolgerin erst

bemerkte, als sie sich neben ihn in die Nische setzte. Jet hatte sich mit einem Tarnzauber unsichtbar gemacht, und offenbar hatte er funktioniert.

»Mein Gott, Jet«, sagte Vincent, »was soll das werden? Du gehörst nicht hierher.« Trotzdem bestellte er zwei Gläser Bier. Wenn seine Schwester schon hier war, konnte sie auch ruhig etwas trinken.

Jet legte einen Brief auf den Tisch.

»Lass mich raten. Für Levi?«

»Nur dieses eine Mal«, sagte Jet.

»Ja, das sagst du immer, oder? Und wie bitte soll ich ihm den Brief geben?«

Jet zog einen Busfahrchein aus ihrer Handtasche.

»Massachusetts.« Vincent nickte. »Du hast wohl an alles gedacht.« Er war richtig beeindruckt. »Und was sage ich den Eltern?«

Jet hatte eine Ausgabe der Schulzeitung mitgebracht. Die Starling Band sollte in einer Privatschule nördlich von Boston auftreten.

»Ich bin in der Band?«, fragte Vincent.

»Seit gestern«, antwortete Jet.

»Ich bin ein kluges Kerlchen«, sagte Vincent. »Nicht wahr?«

»Der Musiklehrer hat gesagt, dass er seit einer Ewigkeit versucht, dich in die Band zu holen. Er ist begeistert.«

»Muss ich tatsächlich mitspielen?«

»Am Vormittag findet ein Konzert statt. Dann nimmst du ein Taxi und wartest um drei vor seiner Schule auf Levi.«

»Und wenn sein Vater auch wartet? Hast du dafür auch einen Plan?«

Jet nippte an dem Bier, das Vincent bestellt hatte. »Dann benutzt du den *Magus*.«

Er erkannte Levi sofort. An seinem weißen Hemd, den dunklen Haaren und seiner ernsthaften Haltung, als er die Stufen vor der Highschool herunterkam. Levi ging eilig an Vincent vorbei. Vincent stand auf und rannte los, um ihn einzuholen.

»He, Levi. Nicht so schnell.«

Levi sah ihn überrascht an. »Ich kenne dich nicht.«

»Tja, aber ich kenne dich. Jetzt warte, verdammt nochmal.«

»Ich muss zur Arbeit.« Levi ging jetzt langsamer. »In die Apotheke da vorne.« Er musterte Vincent genauer. »Wolltest du was?«

»Nein. Aber du willst etwas.« Vincent zog den Brief aus seiner Tasche. »Von meiner Schwester.«

Levi schnappte sich den Umschlag, riss ihn auf und verschlang die Worte.

Vincent blickte sich um. »Dein Vater ist nicht hier, oder?«

»Was? Nein.« Levi las weiter. »Du sollst mir zwanzig Dollar geben.«

»Ach ja?«

»Tut mir leid. Normalerweise würde ich das nicht annehmen, aber mein Vater zahlt meinen kompletten Verdienst auf ein Konto ein, auf das ich nicht zugreifen kann. Ich brauche das Geld für den Bus nach New York.«

Vincent gab ihm den Zwanziger. »Glaubst du nicht, dass du dich in Schwierigkeiten bringst?«

Levi dankte Vincent für das geliehene Geld, lachte aber über die Frage. »Das Leben ist voller Schwierigkeiten, Bruder. Man muss für das kämpfen, was man will.«

Sie gaben sich die Hand. Vincent wusste nicht, was er von der Sache halten sollte. Er erkannte in Levi etwas, das er selbst nie empfunden hatte. So sah Liebe aus. Das konnte Liebe mit einem anstellen. Vincent schlug, ohne zu überlegen, den Weg zur Magnolia Street ein. Inzwischen regnete es, und er lief schnell. Er fragte sich, ob er jemals das Gefühl haben würde, dass es sich lohnte, für jemanden zu kämpfen, ob es für ihn jemals einen Menschen geben würde, für den er sich einsetzen, etwas riskieren und waghalsig sein könnte.

Isabelle war nicht überrascht, ihn zu sehen. Als sie ihm Tee und ein Stück Kuchen vorsetzte, merkte er, wie hungrig er war. Er erzählte, er habe bei der Schulband mitgespielt, sei aber nach ihrem Auftritt ausgestiegen.

»Du bleibst nicht hier, wie es aussieht.« Isabelle hatte bemerkt, dass er nur eine Jacke dabei hatte.

»Die Schule hat Zimmer reserviert. Ich bin nur hergekommen, um einen Brief für Jet abzugeben.« Seine Tante konnte man einfach nicht anlügen.

»Levi Willard«, sagte Isabelle. »Ich habe sie im letzten Sommer oft zusammen gesehen.«

»Sein Vater hasst uns offenbar.«

»Hat er dich gesehen?«

»Ich glaube nicht.«

Isabelle forderte Vincent auf, den linken Fuß zu heben. Sie nahm seinen schweren schwarzen Stiefel in die Hand und begutachtete ihn von unten. In der Sohle steckte ein Nagel.

»Falsch gedacht«, sagte Isabelle. »Er wusste, dass du kommst. Er hat Nägel verstreut.«

Vincent machte sich an dem Nagel zu schaffen und runzelte die Stirn. »Ich kann ihn nicht herausziehen.«

»Natürlich nicht. Das ist ein Nagel, wie ihn Hexenjäger benutzen.«

Isabelle nahm ein Fläschchen aus dem Regal. Rosmarinöl mit Stechpalme und Eisenkraut. Sie tupfte etwas davon auf den Nagel und sprach eine Beschwörung aus. *Du bist geschützt an diesem Ort. Wenn du gehst, dann gehst du fort. Führt dein Weg dich wieder her, brennt dein ganzes Feindesheer.*

»Was ist zwischen unseren Familien vorgefallen?«, fragte Vincent.

»In unserer Familie«, korrigierte Isabelle.

Jetzt war Vincent gründlich verwirrt. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage.«

»Wir sind verwandt?«

»Charlie ist hier«, sagte Isabelle.

Ein verbeulter Kombi hatte vor dem Tor gehalten. Keiner der örtlichen Taxifahrer kam in die Magnolia Street, deshalb hatte Isabelle den Handwerker Charlie Merrill angerufen und ihn gebeten, Vincent zum Hotel seiner Band zurückzufahren.

»Hinter der Geschichte steckt doch mehr, oder?«, fragte Vincent.

»Hinter jeder Geschichte steckt mehr«, entgegnete seine Tante.

Auf der Fahrt war Charlie sehr freundlich, auch wenn er kaum sprach. Er war noch älter als Tante Isabelle und hatte sein ganzes Leben in dieser Stadt verbracht.

»Kennen Sie die Willards?«, fragte Vincent ihn.

»Die Willards?«

»Ja. Den Reverend und seinen Sohn.«

»Hat deine Tante gesagt, ich würde sie kennen?«

»Sie hat gar nichts gesagt.«

»Tja, ich weiß auch nichts.«

Offenbar stand der Handwerker ganz auf Tante Isabelles Seite. Danach verstummte er und sagte nur noch *Gute Nacht*, als sie das Hotel erreichten. Vincent war froh, dass er ein Zimmer für sich allein hatte. Er hatte kein gutes Gefühl bei der Sache. Es fröstelte ihn. Ob es stimmte, was die Leute sagten, dass einen niemand so sehr hassen konnte wie jemand aus der eigenen Familie?

Sein linker Fuß schmerzte, und er stützte ihn auf dem rechten Knie ab. Der Nagel war verschwunden. Aber als Vincent Stiefel und Socken auszog, entdeckte er ein Loch in seinem Fuß. Zum Glück hatte er seine Tante um Hilfe gebeten. Der Nagel hatte schon Blut fließen lassen.

Ende Dezember begann es zu schneien, dicke Flocken sammelten sich auf dem Gehweg. Die Schneewehen an den Rändern wuchsen schnell kniehoch, und auf den Straßen wurde es heikel. Es war die Woche vor Weihnachten, in den Geschäften wimmelte es von Kunden. Franny suchte bei einem Lagerverkauf für Laborbedarf nach einem Mikroskop. Das wäre das perfekte Geschenk für Haylin. Ihren Bruder und ihre Schwester hatte sie mitgeschleppt.

»Ich dachte, du hältst nichts von Geschenken«, sagte Vincent.

»Das ist was anderes«, antwortete Franny. »Es ist etwas Nützliches.«

Vincent und Jet warfen sich einen Blick zu. Ihre herzlose Schwester hatte zwei Stunden lang nach dem passenden Mikroskop gesucht. Unterwegs zum Lagerverkauf waren sie in einem Café eingekehrt, und als Franny nach der Butter für ihren Toast gegriffen hatte, waren die Päckchen geschmolzen, als sie nur die Hand danach ausstreckte.

Nachdem der Einkauf endlich erledigt und das Geschenk ausgewählt und eingepackt war, drängten alle drei auf die Straße. Draußen fielen immer noch weiße Flocken, sie stoben dicht umher wie in einer Schneekugel und hatten sich so hoch

aufgetürmt, dass sie die geparkten Autos begruben. Es dämmerte schon, die Welt hatte sich dunkelblau gefärbt. Arm in Arm gingen sie weiter und bewunderten wie gebannt die wunderschönen Schneeflocken um sie herum. Alles schien möglich zu sein, das empfand sogar Vincent so, der die Straßenlaternen auf ihrem Weg ausknipste.

»Ich hoffe, wir werden uns immer daran erinnern, wie schön dieser Abend ist«, sagte Jet.

»Natürlich werden wir das«, stimmte Franny zu.

Dabei sollte Vincent derjenige sein, der sich an diesen Abend erinnerte, wenn seine Schwestern längst vergessen hatten, dass sie kein Taxi fanden, die U-Bahn nehmen mussten, »This Land Is Your Land« sangen und das Mikroskop abwechselnd trugen, weil es so schwer war. Zu Hause ging Vincent in sein Zimmer und schloss die Tür. Er setzte sich auf sein zerwühltes Bett. Seine hellseherischen Kräfte wurden immer stärker. Die Zukunft erschien ihm nicht als ein großes, zusammenhängendes Bild, sondern als einzelne Bruchstücke, wie ein lebendiger, verrückter Quilt. Und es fiel ihm immer schwerer zu leugnen, was er sah. *Einen Mann, der auf einem Hügel in Kalifornien inmitten von gelbem Gras stand. Eine Straße in Paris. Ein Mädchen mit grauen Augen. Einen Friedhof voller Engel. Eine Tür, die er öffnen musste, um hindurchzugehen.*

An einem Tag im Frühling musste etwas Ungewöhnliches geschehen sein, denn ihre Mutter hatte eine riesige Torte bestellt und auf dem Esstisch platziert. Hundert Kerzen brannten mit flackernden gelben Flammen, obwohl niemand

Geburtstag hatte. Fünfzig Kerzen wären mehr als genug gewesen. Ein noch deutlicheres Anzeichen dafür, dass etwas im Busch war: Ihr Vater ließ sich am Esstisch blicken. Und er hatte sogar gekocht, Ritz-Cracker mit Brie und roter Paprika, warm gemacht in einer Auflaufform.

Damit das Familientreffen beginnen konnte, wurde Vincent dazugerufen. Er kam ins Esszimmer, in sich gekehrt und verärgert, weil er sein Reich voll Dunstwolken aus Rauch und Magie verlassen musste. Er hatte einen Hängesessel mit Korbsitz aufgetrieben und an der Decke festgeschraubt. Dort hockte er oft wie eine Fledermaus, übte stundenlang Gitarrenriffs und wollte am liebsten nicht gestört werden.

Als sich alle versammelt hatten, ließen ihre Eltern die Bombe platzen und tobten vor Stolz.

»Herzlichen Glückwunsch!« James Burke-Owens wedelte mit einem Brief. »Das hier ist gerade von einem kleinen College am Ufer des Charles River eingetroffen.« Jeder, der dem Doktor über den Weg lief, wusste innerhalb von fünf Minuten, dass er Harvard und später Yale besucht hatte. Jetzt schloss er Franny überschwänglich in die Arme. »Das hast du gut gemacht, Frances Owens.«

Franny waren Gefühlsbezeugungen immer peinlich, sie löste sich schnell aus der Umarmung. Als sie ihm den Brief abnahm, konnte sie ihre Freude kaum verbergen. In dem Umschlag steckte ihre Zusage für Radcliffe, das Harvard-Pendant für Frauen, gegründet zu einer Zeit, als höhere Bildung für Frauen noch als Skandal galt.

»Du bist in den Club aufgenommen«, strahlte ihr Vater.

»Wir wussten alle, dass du die Klügste von uns bist«, sagte Vincent. »Jetzt vermassele es nicht.«

»Sehr witzig«, antwortete Franny. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass Vincent der Klügste war, allerdings auch der Faulste.

Jet fand die Zusage von Radcliffe kein bisschen witzig. Seit einiger Zeit schon trudelten Collegenbroschüren per Post ein, und Jet fürchtete, dass sie mit ihren Eltern nicht allein fertigwerden würde, wenn Franny nach Cambridge oder New Haven ging. Wie sollte sie sich je wieder mit Levi treffen, wenn Franny ihr keine Rückendeckung gab? Ohne ihn konnte sie nicht leben. Gerade erst an diesem Nachmittag hatten sie auf einer Parkbank gesessen und sich geküsst, bis ihnen schwindlig wurde. Am Ende ihres Treffens hatten die beiden sich traurig am Port-Authority-Busbahnhof in den Armen gelegen, während Levi einen Bus nach dem anderen wegfahren ließ.

Als die Familie jetzt Frannys Zusage von Radcliffe feierte, tat Jet etwas Schreckliches. Sie wünschte sich, Franny würde New York nicht verlassen können. Ihr war klar, wie egoistisch das war, und sie machte sich später auch Vorwürfe deswegen, doch es war zu spät, der Wunsch war ausgesprochen. Er war bitter und roch nach beißendem Rauch, und als er sich in Jet festsetzte, löste er einen Husten aus, ein trockenes Rasseln, das sich monatelang hielt.

»Kopf hoch«, munterte Vincent sie auf, als Jet niedergeschlagen zusah, wie ihre Eltern eine Flasche Champagner öffneten. »Es wird nicht so schlimm, wie du denkst.«

»Was wird nicht so schlimm?«

Vincent zerzauste ihre schwarzen Haare. »Deine Zukunft.«

In diesem Moment begriff sie, dass Franny die perfekte Ausrede liefern würde, um sich mit Levi zu treffen. Jet konnte behaupten, sie würde Franny in Cambridge besuchen, und in New Haven aus dem Zug steigen. Levi hatte einen Studienplatz in Yale bekommen, er würde dort auf sie warten. Bei ihrem ersten Besuch würde sie ihm eine neue Jacke mitbringen, nahm sie sich vor, dann müsste er nicht mehr die alte tragen, die sein Vater ihm gegeben hatte. Jet hatte ihre Meinung über Franny und das College geändert. Sie trank sogar etwas Champagner. Ihren Wunsch nahm sie sofort zurück, doch leider war es schon zu spät.

Am nächsten Tag bekam Haylin seinen Brief aus Harvard. Er holte Franny zu Hause ab, um mit ihr zu feiern, dass sie sich bald von ihren engstirnigen Eltern, ihrer furchtbaren Schule und der schrecklichen Kindheit befreien würden, der sie doch schon leise nachtrauerten. Auf dem Weg zur Madison Avenue schmiegt sie sich zum Schutz vor dem leichten Regen eng aneinander und taten so, als würden sie sich um den Regenschirm streiten.

»Wenn ich gehe, nehme ich nur das Mikroskop mit«, sagte Haylin. »Alles andere spende ich.«

Im Café an der Ecke bestellten sie Waffeln und Eier, und weil ganz Manhattan an diesem Tag nach Speck roch, gönnten sie sich dazu eine Portion kanadischen Speck. Hay schlang als krönenden Abschluss zwei Donuts herunter, nach denen er seit

seinen Marihuanaexperimenten verrückt war. So gierig sie auf das Essen gewesen waren, so sehr gierten sie nach Freiheit. Dieser wunderbare Tag machte sie benommen und gab ihnen mehr Hoffnung, als sie zu träumen gewagt hätten. In Cambridge war alles möglich. Es hörte auf zu regnen, die Luft war frisch. Der Frühling barst vor Flieder und Möglichkeiten. Alles war köstlich, ihr Essen, New York, ihre Zukunft. Hay würde im Dunster House wohnen, Franny einen Steinwurf entfernt, wenn man so weit werfen konnte wie Haylin mit seinem starken Arm, im South House auf dem Campus des Radcliffe. Mit ihren Orangensaftgläsern stießen sie klirrend auf die Freiheit an. *Wie wunderbar*, seufzten sie. *Auf das Lernen und Bücher und gebackene Bohnen und die Red Sox und den verschmutzten Charles River.*

Ihnen blieben der ganze Frühling und der Sommer, um Manhattan zu genießen. Im Park blühten die Magnolien und die Zierkirschen. Sie trafen sich in der Dämmerung, zwei Freigeister, die nicht mehr durch die Wünsche ihrer Eltern gebunden waren. Sie erkundeten jeden Bereich des Parks, den sie liebten und schmerzlich vermissen würden, betrachteten in Sheep Meadow die Sternbilder, wateten durch den eiskalten Bach, beobachteten die Weißfußmäuse, die am Cedar Hill Eicheln sammelten, und verfolgten die Rotfledermäuse, die in den Eichen und Robinien Zuflucht suchten. Krähe Lewis folgte ihnen, und Haylin fütterte Frannys Vertrauten mit Brotstückchen, wenn sie Sandwiches dabei hatten.

»Verwöhn ihn nicht«, sagte Franny. »Er ist eigentlich ein wildes Tier.«

»Vielleicht wäre er lieber zahm«, wandte Haylin nachdenklich ein.

Hay hatte ihr schon anvertraut, dass er das Vermögen seiner Familie weggeben würde, sollte er es je erben. Jedes Mal, wenn er ihre Sandsteinvilla an der Fifth Avenue betrat, fühlte er sich, als hätte er sich verlaufen und würde nur durch ein Versehen bei einer Familie leben, die mit einem anderen Sohn viel glücklicher gewesen wäre. »Du bist der einzige Mensch, der mich wirklich kennt«, sagte er zu Franny.

Dann küsste sie ihn. Sie hatte es nicht geplant. In ihr stieg nur plötzlich ein Gefühl auf, das sie nicht benennen konnte. Es war unmöglich, sie konnten nicht zusammenkommen. Trotzdem küsste sie ihn wieder und dann noch einmal, weil aller guten Dinge drei waren.

Vincent saß im Jester, wo er mittlerweile Stammgast war, und er war betrunken. Er hatte seinen Schwestern nicht erzählt, wie viel er von der Zukunft sehen konnte, weil sie ihm kein bisschen gefiel. Zum Glück ging Franny ans Telefon und nicht ihre Eltern, als der Barkeeper anrief und sagte, jemand müsse den Zauberer abholen.

»Wer in aller Welt soll das sein?«, fragte Franny.

»Der Junge mit den Zaubertricks. Er hat mir deine Nummer gegeben. Er ist dein Bruder, hat er gesagt.«

Als Franny das bestätigte, bekam sie zu hören, dass Vincent sich nach ein paar Gläsern meist zu dem einen oder anderen Kunststückchen überreden ließ. Dann flackerte das Licht, Streichhölzer entzündeten sich durch einen Atemstoß, das

Besteck klapperte wie bei einem Erdbeben. Jetzt war er allerdings sturzbetrunken und möglicherweise eine Gefahr für sich selbst. Franny fuhr mit einem Taxi zu der schummrigen Bar und ging hinein.

Der Barkeeper winkte sie heran. »Er hat seit heute Mittag getrunken«, sagte er.

Franny bat um ein extra großes Glas Tomatensaft und ging zu der Nische, in der Vincent seinen Kopf an das rote Kunststoffpolster hinter sich lehnte.

»Hallo, Schwesterchen«, sagte er, als Franny sich auf den Platz gegenüber fallen ließ.

Sie hatte ein Mittel gegen Trunkenheit mitgebracht: ein Pulver aus Cayennepfeffer, Koffein und Johanniskraut, das sie jetzt in den Tomatensaft rieseln ließ. »Trink das«, sagte sie.

Vincent nippte daran und schüttelte sich angewidert.

»So was hast du doch nicht nötig«, sagte Franny.

»Habe ich nicht? Ich sehe Dinge, die ich nicht ändern kann, Franny. Wenn ich trinke, hören die Visionen auf. Erst waren es nur Bruchstücke, aber jetzt fügen sie sich zu einem Bild zusammen. Und in letzter Zeit sehe ich einen Unfall. Einen schlimmen. Und bald.«

»Wenn du weiter so trinkst, gibt es früher oder später mit Sicherheit einen.«

Franny klang unbekümmert, aber es überlief sie eiskalt. Vincents Augen wirkten fast schwarz, was nie ein gutes Zeichen war.

»Ich meine das ernst«, sagte er. »Unsere Familie. Diesen Monat. Bei Vollmond.«

»Na, dann musst du dir keine Sorgen machen.« Der Mond hatte schon am Anfang des Monats voll am Himmel gestanden. »Der Vollmond ist vorbei.«

Franny erinnerte sich daran, weil sie und Hay sich heimlich in der 74th Street vor der Statue von Alice im Wunderland getroffen hatten. Um Mitternacht war es taghell gewesen, und sie hatten die Inschrift im Granit problemlos entziffern können: *Verdaustig wars, und glasse Wieben rotterten gorkicht im Gemank*. Franny hat mit ihrem Kuss etwas Neues begonnen, und was getan war, ließ sich nicht rückgängig machen, und sie hätte es auch nicht gewollt. *Verdaustig* sollte angeblich vier Uhr nachmittags bedeuten, wenn man noch verdaut, aber schon wieder durstig ist. Doch es musste mehr dahinter sein: durstig nach Leben, nach Wissen, nach Freiheit, unaufhaltsam.

»Mach dir keine Sorgen um den Mond«, sagte sie zu Vincent, »sorg dich lieber darum, wie viel du trinkst.«

Sie zeigte auf das Glas mit dem Nüchtermacher, und Vincent leerte es mit großen Schlucken. Er wirkte schon weniger betrunken, aber als er das Glas absetzte, zerbarst es in winzige Scherben, die sich blau färbten.

»Das kommt auf deine Rechnung, Zauberer«, rief der Barkeeper.

Vincent sah Frannys missbilligenden Blick. Er schien erschrocken und beunruhigt zu sein. »Ich schwöre dir, das war ich nicht.«

Ein Glas, das von allein zerbrach, kündigte den Tod an.

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt«, beteuerte Vincent. »Der Tod ist nah. So etwas habe ich noch nie gefühlt. Ich kann ihn fast berühren. Er ist wie ein schwarzer Kreis, der immer näher kommt.«

Er streckte eine Hand in die Luft, schloss sie zur Faust, und als er sie wieder öffnete, erschien Ruß auf seiner Handfläche.

»Asche«, sagte er. »Franny, du musst mir zuhören.«

Ein Schleier der Angst legte sich über Franny. Trotzdem ging sie Vincents Prophezeiung logisch an. »Sicher, irgendwo wird *irgendwer* sterben. Das muss nicht unbedingt etwas mit uns zu tun haben.« Sie ergriff den Arm ihres Bruders und schüttelte ihn, und die Asche stieg in die Luft, färbte sich weiß und verteilte sich in den Ecken des Raums. Dann sammelte sie mit einer Serviette die Glassplitter auf und brachte sie zur Bar. »Er ist nicht volljährig«, sagte sie zum Barkeeper. »Bedienen Sie ihn nicht mehr.«

Tief in Gedanken versunken gingen sie nach Hause. Erst an der letzten Ecke hörten sie die Bienen. Als sie näher kamen, sahen sie vor allen Fenstern ihres Hauses ganze Schwärme.

Wie angewurzelt blieben sie stehen. Wenn Bienen so in ein Haus eindringen wollten, würde sehr bald jemand sterben.

»Ich bitte Mutter, einen Kammerjäger zu rufen«, sagte Franny.

Vincent war schlagartig stocknüchtern. »Das wird nichts ändern. Wir können es nicht aufhalten.«

»Natürlich können wir das. Man kann sein Schicksal beeinflussen.«

»Glaubst du das?«

Sie drängten sich näher aneinander.

»Weißt du, wer in Gefahr ist?«, fragte Franny.

»Das erkenne ich nicht. Wir nicht, glaube ich, weil wir die Omen sehen.«

Sie blieben weiter stehen, Schulter an Schulter. Bienen schwärmten nachts nicht aus. Glas zerbrach nicht einfach so. Asche fiel nicht von der Decke. Trotzdem glaubte Franny ihrem Bruder immer noch nicht ganz, bis sie das Haus betraten. Auf der Schwelle saß ein Käfer.

»Scheiße«, sagte Vincent. Er zertrat das Tier.

Er hatte im *Magus* von solchen Käfern gelesen und erklärte Franny jetzt, dass sie Totenuhren genannt wurden, sich in Holz fraßen und man ihr Klopfen hören konnte, mit dem sie Partner anlockten. Sie kündigten einen Todesfall an. *Den Untergang kann man nicht aufhalten*, warnte der *Magus*. *Selbst wenn man es versucht*. Vincent hatte sie von dem Käfer befreit, aber nicht von seiner Botschaft. *Nichts wendet einen Tod ab, der geschrieben steht*. Dafür war kein Zauberspruch stark genug.

Franny holte Besen und Kehrblech und beseitigte die Überreste. In der Küche traf sie Jet. »Was ist das?«, fragte Jet, als der Käfer im Mülleimer landete.

»Etwas, von dem man sich fernhalten sollte. Von jetzt an keine Risiken mehr, niemand redet mit Fremden oder geht nachts in den Park.«

»Ich dachte, wir sollten mutig sein?«

»Nur für den Moment. Mach nichts Ungewöhnliches.«

Es wurde entschieden, dass Franny wach bleiben und es ihren Eltern beibringen sollte. Die Geschwister hatten darüber diskutiert, und am Ende beschlossen, dass ihre Eltern zu ihrem eigenen Schutz Bescheid wissen mussten. Sie hatten eine Party im neuen Guggenheim-Museum besucht und kamen beschwipst heim.

»Großartiger Abend«, berichtete ihr Vater. »Dieses Gebäude ist die Zukunft.«

»Apropos Zukunft«, sagte Franny. »Ich habe Informationen über unsere Familie, die ich gern mit euch besprechen würde.«

»Kümmere du dich darum«, bat Dr. Burke-Owens seine Frau. »Es ist deine Familie.«

Als er das Zimmer verlassen hatte, wandte Franny sich an ihre Mutter. »Es gab ein Omen, und wir müssen vorsichtig sein.«

»Franny.« Ihre Mutter war aufgebracht. »Erspar mir heute Nacht diesen Unsinn. Ich glaube, ich kann ihn genauso wenig ertragen wie dein Vater.«

»Ich weiß, dass du das alles nicht glauben willst, aber es waren Bienenschwärme am Haus.«

»Na gut. Ich rufe morgen früh einen Kammerjäger an.«

»Und im Flur war ein Käfer.«

Das ließ Susanna stutzen. »Was für einer?«

»Einer, der nichts Gutes verheißt«, antwortete Franny.

»Eine Totenuhr.«

Susanna überlegte. Es gab keinen Grund, unbesonnen zu handeln, wenn alle Zeichen auf Vorsicht standen. »Es kann nicht schaden, wenn wir uns an das halten, was du sagst. Niemand geht ein Risiko ein. Jetzt musst du noch deine Schwester davon überzeugen, sie war in letzter Zeit sehr gedankenlos.«

»Sie ist schon einverstanden«, sagte Franny.

»Gut. Dann sind wir alle vorsichtig.«

Trotzdem konnte Franny das ungute Gefühl in ihrer Magengrube nicht vertreiben. Sie ging in ihr Zimmer, setzte sich auf Jets Bettkante und betrachtete ihre schlafende Schwester. Sie hatte Jet furchtbar lieb, sie war der warmherzigste Mensch, den Franny kannte. Statt sich auch schlafen zu legen, kletterte Franny leise aus dem Fenster. Lewis wartete draußen auf sie. Franny hatte beim Abendessen ein Brötchen mitgehen lassen und riss es jetzt in drei Teile. Sie zeigte auf jedes Stück und benannte es: *Mutter, Vater, Schwester.*

»Wer von ihnen?«, fragte sie, aber Lewis flog davon und verschwand am pechschwarzen Himmel. »Du solltest eigentlich tun, was ich sage«, rief Franny ihm verzweifelt nach. Es verletzte sie, dass er ihr die Zukunft nicht vorhersagen wollte. Ihr Vertrauter hatte ihr deutlich gezeigt, dass eine Krähe ein Freund und Gefährte sein konnte, vielleicht sogar ein Spion, aber niemals ein Diener. Bei solchen Dingen war er ebenso kompromisslos unabhängig wie seine Herrin. Falls er weinte, so wie sie es jetzt tat, würde es mit Sicherheit niemand erfahren.

An Jets Geburtstag überraschten ihre Eltern sie mit Karten für ein Broadway-Musical und ein besonderes Abendessen im Russian Tea Room. Sie wurde siebzehn und war nahezu perfekt. Seit dem Winter sammelte sie Konserven für die örtliche Suppenküche, und in den Ferien arbeitete sie oft dort, schälte Kartoffeln und schnibbelte Möhren klein. Sie wurde immer wieder mit der jungen Elizabeth Taylor verglichen, deren Foto Anfang des Jahres, nach Miss Taylors Oscar-Gewinn als beste Hauptdarstellerin für *Telefon Butterfield 8*, das Cover der *Life* geziert hatte. An der Starling bekam Jet nur Bestnoten, und ihre Eltern hatten sich ihretwegen nie Sorgen machen müssen. Zumindest bis zu dieser Geschichte mit Levi Willard, aber jetzt waren ihre Eltern erleichtert, weil sie diese Phase offenbar überwunden hatte. Natürlich durfte Jet im Sommer nicht in die Magnolia Street fahren, obwohl dieses Jahr ihr Besuch bei Tante Isabelle anstand. Damit würden sie das Schicksal herausfordern.

»Du bist immer noch ihr Liebling«, sagte Franny ohne jede Eifersucht. Sie lag quer auf ihrem Bett und beobachtete Jet, die ihr Kleid für den Abend aussuchte.

»Das stimmt nicht«, widersprach Jet. »Hat unsere Mutter dir jemals eine Ohrfeige gegeben?«

Trotzdem gefiel es Jet, dass ein solcher Wirbel um sie veranstaltet wurde. Ihr Geburtstag war ein besonderer Anlass, auch wenn niemand in der Familie ahnte, wie besonders er werden würde. Franny hatte für sie in der Schmuckabteilung von Macy's einen silbernen Armreif besorgt. Vincent schenkte ihr eine Schallplatte von Pete Seeger, einem Folkmusiker, dessen Lieder voller Menschlichkeit Jet zu Tränen rührten.

Und als schönstes Geschenk würde Levi später am Abend am Bethesda-Brunnen auf sie warten. Er hatte eine Uhr seines Urgroßvaters verkauft, damit er ein Zimmer im Plaza Hotel buchen konnte. Jet war nervös, aber auch kribbelig vor Vorfreude. Sie musste sich nur nach dem Musical wegschleichen, dann würde sie frei sein. Das war den Ärger wert, der sie am nächsten Morgen zu Hause erwarten würde.

Sie hatte fast all ihre Kleider anprobiert, als Franny das schwarze Minikleid vorschlug, das April für sie in der Newbury Street in Boston besorgt hatte. Selbst Franny musste zugeben, dass April Stil hatte. »Du hast Geburtstag«, sagte Franny zu ihrer Schwester. »Genieß dein Leben mal ein bisschen.«

Vincent schlenderte ins Zimmer und warf sich auf Jets Bett, wo sich die verschmähten Kleider auftürmten. »Nicht nur ein bisschen, genieß es richtig«, riet er.

Jet ließ sich zu einem Schlapphut überreden, dann trug Franny bei ihr etwas Lipgloss und Wimperntusche auf, und damit sah Jet umwerfend aus. Franny war von der strahlenden Schönheit ihrer kleinen Schwester richtig beeindruckt. »Wenn diese Zicken von der Starling dich jetzt sehen könnten, würden sie dich noch mehr hassen. Pass heute Abend gut auf dich auf.«

Als ihre Eltern und Jet gegangen waren, schnappte Vincent sich seine Lederjacke und nickte Franny zu. »Komm, wir verschwinden aus diesem Mausoleum.«

»Je eher, desto besser«, stimmte Franny zu.

Haylin wartete wahrscheinlich schon bei ihrem üblichen Treffpunkt. Franny zog die Haustür hinter sich zu, dann brachen die beiden auf in den wunderbaren Sommerabend. Eine Limousine rauschte vorbei und erzeugte einen Luftstrom, der Franny frösteln ließ, aber sie achtete nicht darauf. An diesem perfekten Abend konnte es doch keinen Grund zur Sorge geben.

An der Ecke der 89th Street und Fifth Avenue trennten sich die Geschwister.

»Sei vorsichtig«, rief Franny ihrem Bruder nach. Er winkte und lief weiter Richtung Downtown.

Franny freute sich schon auf den kühlen, stillen Park und ging direkt zum Eingang an der 90th Street. In letzter Zeit beunruhigte es sie, wie stark ihre Gefühle für Haylin waren. Franny konnte sie nicht kontrollieren, obwohl sie es versuchte. Wenn sie Haylin traf, hielt sie sich immer zurück. Sie hingen aneinander wie die Kletten, und dann löste sie sich von ihm und stolzierte allein davon, weil er nicht sehen sollte, wie viel sie für ihn empfand.

»Nicht schon wieder«, sagte Haylin dann, der sein Verlangen kaum aushielt. »Mein Gott, Franny, du machst mich fertig.«

Franny hatte geschworen, sie würde um die Liebe einen großen Bogen machen, und jetzt hielt sie ihr Herz in der Hand und war kurz davor, es zu verlieren. Sie wusste nicht, wie lange sie es noch leugnen konnte oder ob sie das überhaupt wollte.

An diesem Abend trug sie wie üblich ein schwarzes Oberteil, eine schwarze Stoffhose und Turnschuhe. Es war egal, was sie anzog oder wie wenig Beachtung sie ihrem Aussehen schenkte – Franny war eine echte Schönheit. Mit ihren langen roten Haaren und ihrer blassen makellosen Haut wirkte sie wie ein Geschöpf des Waldes, wenn sie durchs Dickicht streifte.

Sei vorsichtig, egal, was du tust, erinnerte sie sich. Aber da vorne wartete Hay schon auf dem Weg auf sie, und von Vorsicht hatte Franny noch nie viel gehalten.

Sie schlenderten zum Ramble. Es war ein herrlicher Abend. Einmal küssten sie sich und konnten lange nicht weitergehen, bis Franny sich losriss, sie war wie im Rausch und fühlte sich viel zu sehr zu ihm hingezogen. Am Modellboot-Teich, der offiziell Conservatory Water hieß, holte Hay Kleingeld aus seiner Tasche, um am Kiosk Limonade zu kaufen. »He, schau mal«, sagte er. Die Vierteldollarmünzen in seiner Hand waren angelaufen. Er wusste nicht, dass sich alles Silber in der Tasche eines Mannes schwarz färbte, wenn er eine Hexe küsste.

Dunkle Wolken zogen vor einem noch dunkleren Himmel vorbei, und der Horizont war in ein bläuliches Schwarz getaucht. Alles Helle schimmerte in der Dunkelheit: Frannys sommersprossige Haut, die weißen Blüten des Schwarzen Nachtschattens, der in der Nähe wuchs, der helle, volle Mond. Es war ein blauer Mond, wie man den zweiten Vollmond in einem einzigen Monat nannte, der dreizehnte Vollmond des Jahres. Hätte Franny sich an Vincents Bemerkung erinnert, dass bei Vollmond Gefahr drohe, hätten vielleicht alle

Alarmglocken geschrielt, doch so ging sie mit Hay zum Belvedere Lake. Für sie war er der Schildkrötenteich, weil man hier Dutzende Schildkröten ausgesetzt hatte. Oberhalb des Teichs ragte das beeindruckende Belvedere Castle auf, ein Schloss aus grauem Granit mit einem geflügelten Bronzedrachen im Fenster über dem Eingang.

Haylin sagte grinsend: »Wir könnten hier einziehen, und niemand würde etwas mitbekommen.«

Dieses Grinsen berührte jedes Mal etwas in Franny. Haylin wirkte so unschuldig. *Falsch* und *richtig* waren für ihn feste Größen. Wenn er über die vielen Ungerechtigkeiten im Leben der Menschen sprach, die ihre Zukunft nicht selbst bestimmen konnten, regte sich in Franny zarte Bewunderung. Trotzdem hätte sie es vorgezogen, kein Herz zu haben, denn ein Herz konnte gebrochen werden. Sie dachte an die Frauen, die in der Magnolia Street an die Hintertür klopfen, die sich nach Liebe sehnten, weinend am Küchentisch saßen und jeden Preis zahlen wollten, um die Aufmerksamkeit von Männern zu gewinnen, die nicht einmal wussten, dass es sie gab. Franny hatte es immer als Gerücht abgetan, dass Tante Isabelle mit allerlei Schmuck bezahlt wurde, bis sie sah, wie eine Nachbarin die Kamee abnahm, die sie um den Hals trug, und auf den Küchentisch legte. Und als sie eines Tages in einem Schrank den Salzstreuer suchte, fand sie eine klappernde Plastikdose. Darin lagen ein Dutzend Diamantringe.

Sie hielt Jet für dumm, weil sie der Liebe nachlief, und doch war sie jetzt hier neben Haylin und versuchte, ihr rasendes Herz zu verstehen. Früher oder später würde sie den

Fluch besiegen. Mit Logik und Geduld ließ sich jedes Rätsel lösen.

Franny und Hay saßen auf einem flachen Felsen, ließen den Abend verstreichen und erzählten sich Geschichten, die sie über den Teich gehört hatten. Geschichten von riesigen Schnappschildkröten, die Tauben aus der Luft fingen, ertränkten und anschließend verschlangen, und von ausgesetzten Zierfischen, die außerhalb ihres Goldfischglases zu gewaltigen, hinterhältigen Biestern mit scharfen Zähnen heranwuchsen. Angeblich lebte eine Frau in den Büschen und fing Schildkröten für ihr Abendessen. An einer Straßenecke bei der Starling School bettelte sie manchmal um Kleingeld.

Ihr werdet auch so, wartet nur ab, zischte sie den hübschen jungen Mädchen zu, die vorbeigingen. Jugend ist vergänglich. Nicht mehr als ein Traum. Ich bin eure Zukunft. Ich bin, was ihr sein werdet.

Die Mädchen nannten sie die Frau vom Teich und liefen kreischend vor ihr davon, aber die Warnung ging ihnen nicht aus dem Kopf. Vorsicht, dachten diese Mädchen. Franny dagegen gab ihr immer einen Dollar, wenn sie die Frau sah, weil sie keine Angst davor hatte, wer sie werden würde.

Nach dem Musical ging Jet wie auf Wolken. Sie wirkte schnell einen Glaub-mir-Zauber, bevor sie ihren Eltern weismachte, die Mädchen von der Starling hätten sie zu einer Pyjamaparty eingeladen. Hatten sie sich das nicht die ganze Zeit gewünscht? Dass Jet beliebt und akzeptiert war? »Adresse, bitte«, sagte ihr Vater.

»An der Ecke 92nd Street und Third Avenue.« Jet hatte sich für die wahrscheinlichsten Fragen längst Antworten zurechtgelegt.

»Wir setzen dich unterwegs ab«, sagte Susanna und winkte ein Taxi heran.

»Ach, Mutter, dann halten sie mich für ein Baby.«

Jet gab ihren Eltern einen Abschiedskuss, stieg ins Taxi und bat den Fahrer, sie zur 59th Street zu fahren. Damit begann der Plan für diesen Abend, und er hatte nichts mit den Mädchen aus der Schule zu tun, denen es vollkommen egal war, ob Jet Owens Geburtstag hatte. Aber es gab einen Menschen, dem das nicht egal war, und er wartete schon seit über einer Stunde am Eingang des Parks in der Central Park South auf sie. Sie würden die Nacht zusammen im Plaza Hotel verbringen, dem prunkvollsten, romantischsten Hotel New Yorks. Es wurde 1907 gebaut und sollte einem französischen Château ähneln. Gleich gegenüber stand im Park die elegante goldene Reiterstatue von General Sherman und seinem Pferd, die der Bildhauer Augustus Saint-Guadens geschaffen hatte.

Levi hatte für diese besondere Nacht nicht nur die Uhr seines Urgroßvaters verkauft, er hatte auch in der Apotheke Überstunden geschoben und frühmorgens Zeitungen ausgetragen. Es war der schönste Moment in Jets Leben, als sie Levi aus dem Taxi heraus entdeckte. Sie war endgültig bereit, sich zu verlieben. Ehrlich gesagt war sie längst verliebt. Sie bezahlte, lief zu Levi und umarmte ihn. Als sie sich küssten, nahmen sie die Welt um sich herum kaum noch wahr. Autos hupten, und ein Radfahrer krachte fast in sie hinein. Levi lachte und zog Jet aus der Gefahrenzone. Er hatte ihr

Geburtstagsgeschenk dabei. Eine alte Ausgabe von Emily Dickinsons Gedichten.

Kann ich ein Herz zu brechen hindern

So leb ich nicht umsonst

Als Jet das Buch aufschlagen wollte, als ihr Herz höher schlug und ihr Leben gerade begann, rauschte das Taxi ihrer Eltern heran. Sie hatten gehört, wie Jet dem Taxifahrer die Adresse des Plaza genannt hatte, waren misstrauisch geworden und ihr gefolgt, die Sixth Avenue hinauf und auf die 59th Street. Jetzt ließ Susanna das Fenster herunter und kreischte Jets richtigen Namen, den sie fast nie benutzte. *Bridget Owens, du bleibst sofort stehen!*

Jet blickte auf und geriet in Panik. Das Taxi raste auf sie zu. Bevor ihre Eltern aus dem Wagen springen und sie wegschleifen konnten, bevor sie ihr Leben ruinieren konnten, packte Jet Levis Arm und rief: *Los, lauf!* Er wusste nicht einmal, wovor sie wegliefen, aber er war fest entschlossen, Jet zu beschützen. Sie rannten auf den Park zu, und Jets Eltern forderten den Taxifahrer auf, Gas zu geben und die beiden nicht entkommen zu lassen. An dieser Stelle wurden die Pferde getränkt, die die Kutschen mit Touristen und Liebespäarchen durch den Park zogen, und durch eine Wasserlache übersah der Taxifahrer die Ölspur auf der Straße. Es war dunkel, und die Stadt roch nach frisch aufgeworfener Erde.

Genau vor dem Plaza Hotel kam das Taxi ins Schleudern. Vögel flatterten von den Bäumen auf und stiegen in den glutroten Himmel. Levi sprang vor Jet, als das Taxi auf den Gehweg schoss. Alles schien in Zeitlupe zu passieren, und Jet

konnte sehen, wie sich Levis Pupillen weiteten, als er begriff, was geschah. Der Moment war wie eingefroren, als wären sie unter einer Glasglocke gefangen. Sie konnte seine Gedanken hören. *Nicht jetzt schon. Nicht so.* Und dann passierte alles ganz schnell, die Zeit holte sie ein und riss sie von den Füßen. Die Luft drängte gegen Jet wie eine Welle, als wäre sie lebendig, aber es war Levi, der sie zur Seite stieß. Jet lag auf dem kalten Boden, als Glas splitterte und wie harter Regen auf sie niederprasselte. Sie hörte nichts, keine Vögel, keinen Verkehrslärm, kein anderes Geräusch als ihr Herz, das gegen die Rippen hämmerte. Es existierte nur noch dieser Augenblick, in dem sie hörte, wie das Taxi Levi traf, wie die Welt entzweigerissen wurde. Und dann hörte sie seine Stimme, er sagte nur ein Wort, und dieses letzte Wort war ihr Name.

Am Schildkrötenteich hatte Franny ihre Turnschuhe ausgezogen und ließ ihre blassen Füße von den Felsen baumeln. Der Abend war perfekt, und perfekte Dinge bereiteten ihr Sorgen, weil es meistens doch Makel gab, die man nur mit einem scharfen Auge unter dem Mikroskop erkennen konnte. Ihr wurde plötzlich kalt, als wäre ein Windstoß durch ihre Brust gefahren. Mit einem Mal standen ihr Tränen in den Augen.

»Ich gehe schwimmen, wenn du mitkommst«, sagte Haylin und zog schon sein Hemd aus. Er versuchte ständig, sich Franny gegenüber zu beweisen und strahlte trotzdem nicht so viel Selbstbewusstsein aus wie sie. Hay war aufgefallen, dass sie auf eine besondere Art furchtlos war. Sie schien nicht einmal zu bemerken, wenn sie in Gefahr schwebte. Vielleicht

ließ er sich deshalb von dem Gefühl leiten, er müsse mutig sein, und stand nun innerlich aufgewühlt und mit pochendem Herzen am Rand des Felsens. Wenn sie Mut wollte, würde er ihr seinen Mut beweisen. »Ich meine das ernst«, sagte er. »Komm mit schwimmen.«

Franny schüttelte den Kopf. Sie spürte wieder dieses flauere Gefühl in der Magengrube, als würde die Welt außer Kontrolle geraten. Zu einem anderen Zeitpunkt wäre sie vielleicht begeistert auf Haylins Vorschlag, in die schlickige Tiefe zu springen, eingegangen. Aber sie hatte die Warnung nicht vergessen. Sie musste vorsichtig sein. Außerdem konnte sie nicht mit ihm schwimmen, sie würde nur oben treiben, und wenn er fragte warum, würde sie es nicht erklären können.

Das Wasser war trübe und voll von geheimnisvollen, mit Moos bewachsenen Dingen. Trotzdem blieb Haylin bei seinem Vorhaben. Er streifte seine Stiefel ab, öffnete den Reißverschluss seiner Jeans und zog sich komplett aus. Franny hatte ihn noch nie nackt gesehen. Er war vollkommen, wie eine Statue.

Haylin holte tief Luft und sprang in den Teich. Die Schildkröten paddelten hektisch davon, als er unter der dunklen Oberfläche verschwand. Wasser schwappte gegen die Felsen und spritzte auf den Weg. Der Teich war mit Trinkwasser angelegt worden, aber es war so viel Unrat in ihm versunken, dass das Wasser schmutzig und wenig vertrauenswürdig wirkte, bestimmt wimmelte es von Müll und Krankheitserregern. Frannys Herz klopfte heftig. Haylin würde vielleicht eine Tetanusspritze brauchen.

Er tauchte nicht auf. Franny dachte an die Bienen, an die Asche, an das zersplitterte Glas. Aber Haylin war nicht in ihrem Haus gewesen, als die Totenuhr auf der Schwelle gesessen hatte, also konnte er nicht in Gefahr sein. Und doch war an der Stelle, an der er untergetaucht war, nur ein Kreis zu sehen. Keine Luftblasen, kein Haylin. Franny wäre am liebsten hinterhergesprungen, aber von ihren Besuchen am Leech Lake wusste sie, dass es unmöglich war. Sie würde nicht eintauchen können. Weil sie nicht ertränkt werden konnte, konnte sie ihm nicht in die Tiefe folgen, um ihn zu retten. Sie wurde panisch, ihr Puls raste, und sie fürchtete, der Fluch würde sich gerade erfüllen.

Als Hay plötzlich auftauchte, durchbrach er die Wasseroberfläche wie ein riesiger Fisch. Er prustete, seine Haut hatte sich bläulich verfärbt. Während er nach Atem rang, trafen sich ihre Blicke. Franny saß reglos auf dem Felsen, die Angst hatte sie erstarren lassen. Vorsicht.

Hay schüttelte den Kopf. »Mein Gott, Franny.«

Sie hatte noch nie jemanden gesehen, der so traurig oder enttäuscht wirkte. Mit seinen langen Armen brauchte er nur zwei Züge bis zu den Felsen, wo er sich aus dem Wasser hievte. Seine Haare waren glatt nach hinten gestrichen. Vor Kälte wirkte sein Penis bläulich. Franny überlief ein leichter Schauer, sie hielt ihn für Angst, dabei war er etwas ganz anderes, etwas, das sie nicht für Hay empfinden wollte, aber längst empfand.

Hay griff nach seinen Kleidern und zog sich an, obwohl er tropfnass war. »Da unten liegt ein Einkaufswagen. Mein Bein

hat sich verfangen. Ich hätte fast nicht mehr auftauchen können. Falls es dich interessiert.«

»Haylin«, sagte Franny getroffen. »Natürlich interessiert es mich.«

»Irgendwas stimmt zwischen uns nicht, Franny.« Hay steckte seine großen, nassen Füße in die Stiefel, ohne sich mit den Socken aufzuhalten. Dann kam er zu ihr und legte ihr die Hände auf die Schultern. Das kalte Wasser und seine heftigen Gefühle ließen ihn zittern. »Hättest du mich ertrinken lassen? Ernsthaft. Sag mir die Wahrheit. Du verheimlichst mir doch was. Bedeute ich dir überhaupt etwas, Franny?«

Bevor sie *Alles* sagen und ihm erklären konnte, wer sie wirklich war und welcher Fluch auf ihr lastete, entdeckte sie eine Gestalt zwischen den Bäumen. Mit seltsamen, ruckartigen Schritten kam sie genau auf Franny zu. Es war Vincent, und er war barfuß. Er war die 89th Street hinunter und durch den Park gerannt, jetzt lief er noch schneller und rief ihren Namen. Franny riss sich von Haylin los. Sie hörte Bienen, dieselben Bienen wie an dem Tag, an dem ihr und Vincent klargeworden war, dass jemand in ihrem Haus dem Tod geweiht war. Sie blickte auf, sah den Mond und wusste sofort, was diese Nacht gebracht hatte. Nur ein Wort ging ihr durch den Kopf. Der Name ihrer Schwester. Jet.

»Was ist passiert?«, fragte Hay besorgt.

Als Vincent sie erreichte, war er schreckensbleich. »Sie hatten einen Unfall.« Er sah so jung aus, als er barfuß und ohne sein übliches großspuriges Auftreten vor ihr stand. Weil Franny sich nicht rührte, ergriff er ihre Hand. »Ich weiß, was du denkst, aber sie lebt.«

Was bedeutete, dass die anderen nicht lebten.

Franny und Vincent rannten zusammen durch den Park. Haylin rief etwas, aber Franny konnte nicht antworten, das Laufen ließ ihr keine Kraft dazu. Erst auf dem Gehweg merkte sie, dass sie auch keine Schuhe trug. Sie stand zitternd an der Fifth Avenue, während Vincent ein Taxi anhielt.

Sie saßen nebeneinander in der Notaufnahme des Bellevue und sagten kein Wort. Auf dem kalten Linoleumboden froren ihnen fast die Füße ab. Als der Arzt zu ihnen kam, war es weit nach Mitternacht.

»Eure Schwester hat eine Gehirnerschütterung und mehrere gebrochene Rippen«, erklärte der Arzt ihnen. »Sie ist sehr mitgenommen, und wir mussten Wunden in ihrem Gesicht nähen, aber sie wird wieder gesund.«

»Und unsere Eltern?«, fragte Franny.

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid. Sie mussten nicht leiden. Und der Junge ist gerade auch von uns gegangen.«

Franny und Vincent sahen sich an. Sie hatten völlig vergessen, dass Jet sich mit Levi treffen wollte.

»Sie meinen, er ist tot?«, fragte Vincent.

»Er wurde von dem Taxi erfasst, in dem eure Eltern saßen.«

Franny war noch nie so kalt gewesen wie in diesem Moment. »Sie sind ihr gefolgt. Sie sind ihnen nachgejagt.«

Vincent legte ihr seine Jacke um die Schultern. »Gehen wir zu Jet.«

Sie lag in einem kleinen Einzelzimmer, ihre schwarzen Haare ergossen sich auf ein weißes Kissen. Ihr Gesicht und ihre Arme waren von Prellungen und Verbänden überzogen, und eine Platzwunde in ihrem Gesicht war mit dreißig feinen Stichen genäht worden. Ihre Augen waren gerötet. Ihr Geburtstag, ihre Nacht, ihre Eltern, ihr Liebster. Schuldgefühle umklammerten ihr Herz und ließen in ihr Hass auf sich selbst wuchern. In einem einzigen Augenblick hatte sie alles verloren.

Franny setzte sich neben sie auf die Bettkante. »Wir hätten es nicht verhindern können. Du darfst dir keine Vorwürfe machen, Jetty. Es war ein Unfall.«

Jet drückte sich tiefer in das weiche Kissen. Ihr würde nichts bleiben, nicht einmal ihre Gabe. Als sie ins Krankenhaus gebracht wurde, hatte sie die wirren Gedanken der Patienten gehört. Herzen, die zitternd zu schlagen aufhörten, Männer mit quälenden Schmerzen. Dann war schlagartig alles still. Sie hörte nur noch die Stimme des Reverends, der ein paar Zimmer weiter in lautes Wehklagen ausbrach, als er seinen Sohn fand, hier in New York, an einem Ort, der für ihn immer Unglück bedeutet hatte. Er hatte recht gehabt, was den Fluch betraf, denn sein Junge hatte die Liebe teuer bezahlt; ohne Jet wäre er nie überfahren worden. Obwohl sie den Reverend nie kennengelernt hatte und er sie wahrscheinlich verabscheute, fühlte Jet sich ihm näher als jedem anderen, weil sie beide den Menschen verloren hatten, den sie über alles liebten.

Die Möbel waren mit weißen Laken verhängt, wie Tante Isabelle es ihnen aufgetragen hatte; das mache man so, wenn die Trauerzeit begann. Sie war spätnachts angekommen, ohne Koffer, dafür mit einer großen schwarzen Handtasche. Um den rechten Arm trug sie ein schwarzes Seidenband, an ihrem Filzhut steckte eine aschgraue Feder. Sie sagte den Geschwistern, dass sie die Spiegel zur Wand drehen mussten. Dann sollten sie Salz auf die Fensterbänke streuen und vor die Türen Rosmarinzweige legen.

»Es war ein Unglück«, sagte sie ihnen. »Mehr nicht.«

Sie setzte sich zu Jet und bot ihr eine Tasse Tee an, aber Jet wollte nichts trinken.

»Es musste passieren«, sagte Jet leise mit gebrochener Stimme. »Es war mein Schicksal.«

»Nein, es war ein Bruch in deinem Schicksal. Solche Dinge kann man nicht kontrollieren.«

Jet war mager und blass. Gefangen in Trauer und Schuldgefühlen wandte sie sich von ihrer Tante ab. Isabelle hatte sofort erkannt, dass ihre Nichte nicht mehr hellichtig war, weil aus ihren trüben, taubengrauen Augen weder Licht noch Leben schien.

Isabelle schlief in dem Zimmer, in dem sich die Köchin der Vorbesitzer des Hauses jeden Abend in den Schlaf geweint hatte. Franny hatte das Bett mit frischen weißen Laken bezogen und Lavendel in die Kommodenschubladen gelegt. Isabelle holte aus ihrer Handtasche ein Nachthemd, Hausschuhe und ein Stück schwarze Seife.

»Sie hat nicht einmal daran gedacht, Mut zu wählen«, sagte Isabelle.

»Aber sie hat doch Mut gewählt. Oder nicht?«

»Wir bekommen nicht immer, was wir wählen. Ich habe ihr gegeben, was sie brauchte.«

Am Tag der Beerdigung suchte Franny zwei schwarze Kleider aus der Garderobe ihrer Mutter aus. Sie war überrascht, als sie hinten im Wandschrank mehrere Paare roter Schuhe fand, weil ihre Mutter sie ihnen verboten hatte. Franny half Jet, sich fertig zu machen, sie zog ihr das Nachthemd aus und das hübschere der beiden Kleider an und kümmerte sich um sie wie um ein Kind. Jet hatte immer noch nicht geschlafen und keinen Bissen gegessen. Sie dachte an ihre Eltern; Jet hatte oft spätabends gehört, wie die beiden sich unterhielten. Wenn es bei ihnen nicht die große Liebe gewesen war, dann eine echte Partnerschaft. Jet konnte sich das eine ohne das andere nicht vorstellen. Jetzt wurde ihr klar, dass sie nicht genug Zeit mit ihnen verbracht und ihnen nicht oft genug gesagt hatte, dass sie sie lieb hatte; vielleicht hatte sie nicht einmal gewusst, dass es so war. Sie wusste nur, dass sie sich ohne ihre Eltern nicht sicher fühlte. Jetzt konnte alles passieren. Wie ihre Welt auch ausgesehen hatte, es gab sie nicht mehr. Jet saß in ihrem schwarzen Kleid im Wohnzimmer auf einem Stuhl, die Hände im Schoß gefaltet, und beobachtete die Tür, als würde sie auf ihre Eltern warten. Vielleicht hätte sich die Zeit zurückgedreht, wenn sie hereinkamen, vielleicht würde Levi noch leben.

Vincent war von Trauer gezeichnet, er hatte verquollene Augen und trug einen zerknitterten schwarzen Anzug. Als er

barfuß aus seinem Zimmer kam, bestand Isabelle darauf, dass er seine Stiefel holte. In ihrer Familie wurden Verstorbene barfuß beerdigt, und es war beklemmend, Vincent ohne Schuhe zu sehen. Die Särge im Beerdigungsinstitut in der Madison Avenue waren geschlossen. Sie hatten dem Bestatter erklärt, dass ihre Eltern schwarze Kleidung tragen und barfuß sein mussten. Für ihre Mutter hatte Franny ein Chanel-Kleid ausgesucht und ihren roten Lieblingslippenstift und Wimperntusche von Maybelline mitgegeben. Ihre Mutter war immer geschminkt gewesen, und das sollte sie auch jetzt sein. Für ihren Vater hatte Vincent einen Anzug von den Brooks Brothers aus seinem Wandschrank geholt und dazu eines der maßgeschneiderten weißen Hemden aus London. Franny hatte ihre eigenen widerspenstigen Haare mit einem Glätteisen gebändigt und blassen Lippenstift aufgetragen, um vorzeigbar zu sein. Die Wunde in Jets Gesicht ließ sich nicht verbergen, auch wenn Franny es mit Puder aus einem der goldenen Döschen ihrer Mutter versuchte. Es sah aus, als hätte jemand Jet blaue Blumen auf die Haut gestempelt. Auch wenn es verheilte, würde auf einer Seite von Jets Gesicht eine senkrechte unterbrochene Linie zurückbleiben.

Das war Jet egal. Für den Unfall konnte keine Strafe hart genug sein. Sie sah immer wieder, wie Levi den Arm ausstreckte und sich vor sie stellte, und dann sah sie Sterne, er rief ihren Namen, vielleicht war es auch nur ein Seufzen, sein Leben und sein letzter Atem, die ihn verließen.

»Wusstest du, dass er mit uns verwandt war?«, fragte Vincent Franny.

»Nein.« Sie schaute ihren Bruder an. »Wie verwandt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Isabelle wollte es mir nicht verraten.«

»Jet hat ihre Gabe verloren«, sagte Franny traurig. »Ich wusste nicht, dass das möglich ist.«

Ihre Schwester saß immer noch auf dem Stuhl, obwohl das Auto, das sie abholte, schon vor dem Haus wartete. Sie schien kaum zu atmen.

»Das kommt zurück«, sagte Vincent. »Es liegt ihr im Blut.«

In der Kapelle in Manhattan standen Vasen mit orangefarbenen und roten Gladiolen auf blitzblanken Tischen. Tante Isabelle saß mit den Geschwistern in der ersten Reihe. Niemand aus der Familie weinte. Sie waren am Boden zerstört, aber es war völlig ausgeschlossen, in der Öffentlichkeit zu weinen. Mehrere von Dr. Burke-Owens Patienten, die an der Trauerfeier teilnahmen, wirkten untröstlich. Nach dem Gottesdienst schüttelten Franny und Vincent allen die Hand, die ihren Eltern die letzte Ehre erwiesen hatten, während Isabelle mit Jet in der Aufbahrungshalle saß. Hay war mit seinen Eltern gekommen, die sich höflich und distanziert gaben und ihn bald drängten, sich zu beeilen. Aber er hatte nicht vor, Franny im Stich zu lassen, obwohl schon eine Limousine wartete, um die Owens-Geschwister für die Beisetzung zum Friedhof in Massachusetts zu fahren.

»Sie muss gehen«, raunte Mr. Walker. »Ihr Wagen ist da.«

»Scheiß auf den Wagen. Ich will dich begleiten«, sagte Hay zu Franny. »Ich sollte dabei sein.«

Tante Isabelle war zu ihnen gekommen. »Ich mag ihn. Er sollte mitkommen.«

»Unmöglich«, widersprach Franny. Sie wollte Haylin von ihren Familienproblemen fernhalten. Es war schlimm genug, dass sie ihre Tante jetzt den Walkers vorstellen musste.

»Sie sind ziemlich reich«, sagte Isabelle zu Mr. Walker. »Und doch haben Sie so wenig, wie es scheint.« Haylin grinste über ihre Bemerkung.

»Sie sind sehr unhöflich«, entgegnete Mr. Walker.

»Meine Nichte und ihr Mann werden gleich beigesetzt. Wer von uns ist unhöflich?«

»Ich glaube, wir kennen die Antwort auf diese Frage, Dad«, sagte Haylin.

Franny zog ihre Tante an der Hand nach nebenan. »Nicht hier«, bat sie eindringlich. »Nicht jetzt.«

»Was glaubst du, was ich mit diesem furchtbaren Mann machen wollte?«, fragte Isabelle. »Du kannst sicher sein, dass er schon selbst Unglück über sich bringt. Sein Sohn dagegen, also, bei ihm sieht es anders aus. Der ist in Ordnung.« Sie winkte Haylin, und er winkte zurück. Im Gegensatz zu den meisten anderen war er von Isabelle Owens kein bisschen eingeschüchtert.

Franny ging zu ihm und erklärte, in Massachusetts würden nur die Verwandten dabei sein, und die komplette Familie Owens an einem Ort wäre für jeden Außenstehenden zu viel des Guten.

»Mir macht das nichts aus«, sagte Haylin. »Besonders nicht, wenn sie alle wie deine Tante sind.«

»Ich rufe dich an, sobald ich zurück bin«, versprach Franny.

Die Beisetzung sollte auf dem kleinen Friedhof in Massachusetts stattfinden, auf den sie einmal durch den moosbewachsenen Eisenzaun gespäht hatten. Damals hatte er sie nicht besonders interessiert, sie hatten nicht einmal bemerkt, dass auf jedem der alten Grabsteine der Name Owens stand. Jetzt würden auch ihre Eltern dort liegen, obwohl ihre Mutter ihr Leben lang versucht hatte, sich von ihrer Familie zu befreien. Und doch hatte dieser Ort sie nicht losgelassen. Am Ende wusste sie, dass sie zu ihren Verwandten gehörte. In ihrem Testament hatte sie verfügt, dass sie und ihr Mann dort Seite an Seite beerdigt werden sollten.

Auf ihrer Fahrt über die Massachusetts Turnpike brauchte Jet ein Beruhigungsmittel. Sie nahm Valium zusätzlich zu den Schmerztabletten, die sie wegen ihrer gebrochenen Rippen bekommen hatte. Trotzdem zitterte sie am ganzen Leib. Vincent hatte in der Limousine eine Bar entdeckt. Er kippte den Scotch in großen Schlucken hinunter, um möglichst schnell betrunken zu werden. Isabelle saß vorne neben dem Fahrer, damit sie ihm den Weg erklären konnte. Als sie das Flaschenklirren hörte, drehte sie sich um und bedachte Vincent mit einem strengen Blick.

»Es wäre schön, wenn wir diesen Tag ohne eine Szene über die Bühne bekämen«, sagte sie. »Es wird schwer genug.«

»Menschen sind gestorben. Zur Hölle mit dem guten Benehmen«, grummelte Vincent leise, damit ihre Tante es nicht hörte. Natürlich entging es ihr trotzdem nicht, und sie nickte Franny zu.

Franny stellte die Scotchflasche wieder an ihren Platz. »Wir müssen das heute schaffen, ohne dass etwas Schlimmes passiert«, sagte sie finster.

»Franny, bei uns passiert *immer* etwas Schlimmes«, entgegnete Vincent. »Hast du das noch nicht gemerkt?«

»Versuch es wenigstens«, bat Franny. Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf Jet, die niemanden beachtete und in ihrer eigenen traurigen Welt gefangen schien. Tränenüberströmt blickte sie aus dem Fenster. »Wir müssen ihr helfen, das durchzustehen«, flüsterte Franny ihrem Bruder zu.

Seit dem Unfall lastete die Verantwortung als Älteste auf ihr. Über Nacht und ohne Vorwarnung fühlte Franny sich nicht mehr jung. Sie würde nicht bekommen, was sie wollte, und konnte nicht tun, was ihr gefiel. Das war ihr klargeworden, als sie mit Vincent im Krankenhaus gesessen hatte. Heute hatte sie ihre geglätteten Haare hochgesteckt und aus dem Kleiderschrank ihrer Mutter ein schwarzes Cape von Dior genommen, das nach Chanel No 5 roch, nach Susannas Parfüm. Franny wusste, dass sie von nun an in ihren Pflichten gefangen war.

Als sie den Friedhof erreichten, hatten sich die Owens aus Boston, von denen sie die meisten noch nie gesehen hatten, schon versammelt. Sie wurden April Owens' herablassenden Eltern vorgestellt, April selbst war nirgends zu sehen. Aus Maine waren mehrere Cousinen gekommen, die auf einer Farm wundersamen Rhabarber anbauten, ein Heilmittel gegen beinahe alles von Grippe bis Schlaflosigkeit, und natürlich war Tante Isabelle da und saß neben Franny in der ersten Reihe. Trotz der Hitzewelle, die im Moment herrschte, trug Isabelle

ihr langes schwarzes Kleid und einen Schal, den sie gestrickt hatte, um Böses fernzuhalten. Alle Frauen hielten Hyazinthen in den Händen, auch Jet und Franny wurden kleine Sträuße gereicht. Die Blumen sollten daran erinnern, dass das Leben kostbar und kurz war, wie die Blütezeit der Hyazinthen.

Der Pfarrer war mit einer Owens verheiratet und stand einer Gemeinde in Cambridge vor.

»Ich freue mich schon darauf, dich im Herbst zu sehen«, sagte er zu Franny. Jeder wusste, dass sie eine Zusage von Radcliffe bekommen hatte.

»Vielleicht«, antwortete Franny ausweichend, um sich noch nicht festzulegen.

Franny half ihrer Tante über den unebenen Rasen, als sie die Grabstätte verließen. Sie gingen in einen kleinen, tristen Saal, in dem auf einem Tisch mit einer Spitzendecke Kaffee und Kuchen warteten. Überall standen Blumentöpfe mit Hyazinthen.

Aus Isabelles Stimme sprach echte Zärtlichkeit. »Wir wissen erst, wie eine Geschichte ausgeht, wenn wir am Ende angekommen sind. Ich möchte euch einen Vorschlag machen. Ihr drei könntet erst einmal bei mir wohnen.«

Franny schüttelte den Kopf. »Das geht nicht.«

»Bleibt wenigstens bis zum Ende des Sommers«, drängte Isabelle. »Gönnt euch etwas Zeit, bevor ihr entscheidet, wie es weitergehen soll.«

»Danke, nein«, lehnte Franny ab. »Wir müssen zurück nach New York.«

»Wie du meinst. Den groß gewachsenen Jungen wird das glücklich machen, aber was ist mit dir?«

Sie hörten eine Sirene. Auf der Straße führte ein Polizeiwagen eine Autokolonne mit einem Leichenwagen an. Was an ihnen vorbeifuhr, war Levi Willards Trauerzug.

»Es ist so schade«, sagte Isabelle traurig.

»Weil er zu unserer Familie gehörte?«, fragte Franny. Sie wollte etwas über das Geheimnis herausfinden, von dem April gesprochen hatte.

»Weil es nicht hätte passieren müssen, wenn sein Vater gelernt hätte, nicht zu hassen. Ich glaube, wir sollten Jet nicht sagen, dass seine Beerdigung heute stattfindet. Das würde sie nicht verkraften.«

»Du verrätst mir also nichts«, sagte Franny.

»Ja, wenn du es unbedingt wissen willst, wir sind wirklich mit den Willards verwandt.«

»Warum ist das ein Geheimnis?«

»Warum ist irgendetwas ein Geheimnis? Die Menschen wollen sich vor der Vergangenheit schützen. Es funktioniert nur nicht.«

Franny ließ ihre Tante allein, um Vincent und Jet zu suchen, und fand sie in einer Ecke.

»Verschwinden wir von hier«, schlug Vincent vor. Er war angetrunken, was nie ein guter Zustand war.

»Da ist April.« Jet zeigte in die gegenüberliegende Ecke des Raums, in der April in einem Sessel saß und ein Baby, ein kleines Mädchen, auf dem Schoß hielt. Zögernd gingen sie hinüber.

»Ernsthaft?«, fragte Franny ziemlich entsetzt. »Ein Kind?«

»Mein Beileid wegen eurer Eltern.« April wandte sich Jet zu. »Und mein Beileid wegen Levi. Ich habe gehört, dass er heute beerdigt wird.«

Franny starrte sie so durchdringend und unheilvoll an, dass April ihren Blick wie eine Ohrfeige spürte. Sie verstand die Botschaft und ruderte schnell zurück. Es überraschte sie, wie viel stärker Frannys Kräfte wirkten.

»Vielleicht auch erst morgen«, versuchte April, den Schaden zu begrenzen. »Fragt mich nicht. Ich habe kaum Zeit, einen klaren Gedanken zu fassen.«

»Hallo, Baby.« Vincent setzte sich auf den Rand eines Beistelltisches, streckte die Hand aus, und das Baby ergriff sie. Kein weibliches Wesen ließ ihn freiwillig los. Die Kleine hieß Regina. Ihre Augen waren natürlich grau.

»Vielleicht kann man gegen das Schicksal ankämpfen, aber ich bin froh, dass ich es bei ihr nicht getan habe«, sagte April über ihre Tochter.

»Das hättest du auch nicht gewollt«, sagte Jet gefühlvoll. »Sie ist bildhübsch«, fügte sie hinzu, als sie Frannys verwunderten Blick sah.

Jetzt war Frannys Neugier geweckt. »Was ist mit Reginas Vater passiert?«

»Ertrunken«, sagte April. »Typisch bei meinem Pech. Eine Sturzflut. Wie stehen da statistisch gesehen die Chancen?«

»Nicht besonders hoch«, bemerkte Franny. Aprils Lüge war schwer wie Blei zu Boden gekracht, aber Franny wollte nicht an ihr rühren, weil sie fürchtete, sie könnte unerfreuliche Neuigkeiten entdecken.

»Na, dann herzlichen Glückwunsch«, sagte Vincent, der dringend einen Drink brauchte. Er stand auf, salutierte und marschierte zur Bar, wo Whiskey Sour serviert wurde, der Lieblingscocktail ihrer Eltern.

Jet beugte sich vor und kitzelte das Baby. Für einen Moment schien sie die tragischen Umstände dieses Tages vergessen zu haben. »Sie ist so niedlich. Schau dir mal ihre großen Augen an.«

April wirkte ein wenig sanfter als früher. »Es tut mir so leid für dich«, sagte sie zu Jet. Ihre Tochter wimmerte leise. »Halt sie mal kurz«, bat April Franny, weil sie ein Fläschchen aus ihrer Tasche holen wollte. Franny wollte sich weigern und sagte, sie habe noch nie viel mit Kindern zu tun gehabt und hoffe, dass das so bleiben werde. Aber eines Babys kann man sich nicht erwehren, und April verzog nur das Gesicht und legte Franny die Kleine trotzdem in die Arme. »Unsinn«, sagte sie.

Sofort hörte Regina auf zu quengeln und starrte Franny an.

»Siehst du!«, rief April, als sie zurückkam. »Du bist nicht die Franny, die du zu sein glaubst.«

Das traf Franny. »Ich weiß genau, wer ich bin!« Sie reichte das Baby schnell zurück, dann betrachtete sie ihre neue

Verwandte, die an ihrem Fläschchen nuckelte, und ihr Herz schmolz.

Zum Abendessen gingen sie zu Tante Isabelle, die Owens aus Maine hatten Aufläufe mitgebracht. Rahmspinat, Makkaroni mit Perlzwiebeln und zum Nachtschisch ihr berühmter Rhabarberkuchen. Die Geschwister brachten keinen Bissen herunter. Jet ging in den Garten. Vincent und Franny setzten sich in den Salon und spielten Gin Rommé, was schwierig war, weil beide die Karten des anderen zuverlässig erraten konnten. Nachdem Franny vorher auf gutes Benehmen gepocht hatte, reagierte sie jetzt milder und sagte nichts, als Vincent sich ein großes Glas vom Scotch seiner Tante einschenkte. Die versteckte Flasche hatten sie bei ihrem Besuch im Sommer schon nach wenigen Tagen im Sekretär gefunden.

Als die Gäste abgereist waren, legte Isabelle sich für eine Weile hin, ohne auch nur die Stiefel auszuziehen. Sie hatte die Vorhänge offen gelassen und sah, wie Jet sich eilig durch das Tor davonschlich. Ihr Ziel lag drei Kilometer entfernt, und als Jet den Bahnhof erreichte, hielt sie nach einem der Taxis Ausschau, die meist dort standen. Zum Glück wartete eines am Straßenrand. Sie stieg ein und nannte als Ziel den großen Friedhof am Stadtrand, auf dem die vier Jungen vergangenen Sommer beerdigt worden waren. Als sie gerade losfahren wollten, öffnete sich eine Tür, und Isabelle stieg ein. Panisch sah der Fahrer sie im Rückspiegel an. Isabelle Owens auf dem Weg zum Friedhof war ein Fahrgast, den sich niemand wünschte.

»Haben Sie einen Grund, zum Friedhof zu fahren, Miss Owens?« fragte der Fahrer hörbar nervös.

»Früher oder später haben wir alle einen Grund«, antwortete sie fröhlich.

»Ich fahre allein«, sagte Jet.

»Ich halte es für eine schlechte Idee, überhaupt hinzufahren, aber wenn du darauf bestehst, begleite ich dich.« Isabelle tippte von hinten an den Fahrersitz. »Beeilen Sie sich. Und Sie müssen auf uns warten.«

Levis Beerdigung war vorüber, aber als sie den Weg entlanggingen, entdeckten sie die frisch aufgeschüttete Erde. Der Reverend war noch am Grab. Er dachte nicht daran, seinen Sohn zu verlassen. Jet wurde blass, als sie ihn in seiner schwarzen Jacke auf einem der Klappstühle sitzen sah, der von der Beisetzung noch dort stand.

Isabelle hakte sich bei Jet unter und ging mit ihr über den Rasen. In den Bäumen zwitscherten Vögel, und die Natur leuchtete smaragdgrün. Die Wiese war frisch gemäht, die Luft roch sommerlich süß. Weil der Reverend den Blick gesenkt hielt, sah er zuerst ihre Schatten.

»Kommt nicht näher«, sagte er.

»Wir wollen ihm die letzte Ehre erweisen«, sagte Isabelle. »Ich bin sicher, du würdest dasselbe tun, wäre die Situation umgekehrt.«

Der Reverend blickte auf. Graugrüne Augen, genau wie Levi. »Aber das muss ich nicht, weil mein Sohn tot ist und sie lebt«, sagte er und deutete mit dem Kopf auf Jet. »Deshalb seid ihr verflucht.«

»Dein Vorfahr hat das alles ausgelöst, unsere Vorfahrin hatte keine Wahl. Und wegen dieser beiden sind unsere Schicksale und unsere Geschichte miteinander verbunden.«

Verwirrt sah Jet ihre Tante an.

»Und doch bin ich hier«, sagte der Reverend. »Am Grab meines Sohnes.«

Benommen sackte Jet zusammen. Isabelle bemühte sich, ihr aufzuhelfen. Der Reverend stand erschrocken daneben und sah zu.

»Hilf uns«, befahl Isabelle.

Zusammen zogen sie Jet an den Armen hoch und führten sie zum Stuhl.

»Tief und langsam atmen«, sagte Isabelle. Sie stellte sich neben den Reverend, ihren Cousin – seine Seite der Familie stammte direkt von dem Mann ab, der mit Maria Owens eine Tochter gezeugt hatte. »Sie ist nur ein junges Mädchen, das sich verliebt hat«, sagte sie zu ihrem Cousin, der jede Verwandtschaft abstritt. »In welcher Welt ist das ein Fluch?«

Der Reverend konnte nicht antworten. Er war ein gebrochener Mann, der dreihundert Jahre Geschichte und Hass in sich trug.

»Wenn wir uns gegenseitig verzeihen können, ist das der erste Schritt, um den Fluch zu brechen. Das weißt du so gut wie ich.«

Der Reverend starrte Jet an, und sie konnte sehen, wie verzweifelt er war. Sie kämpfte sich hoch. Vor dem Grab stehend wünschte sie sich, sie könnte auch dort unten liegen,

könnte ihre Hände mit Levis Händen verschränken und an diesem Ort bei ihm bleiben.

»Wir sollten gehen, bevor die Tore geschlossen werden«, sagte Isabelle.

Der Reverend folgte ihnen mit einigem Abstand.

»Er sollte mich hassen«, sagte Jet zu ihrer Tante. »Er hat allen Grund dazu.«

»Hass ist der Grund, warum das alles geschehen ist«, entgegnete Isabelle.

Am Taxi angekommen sagte Isabelle dem Fahrer, er solle noch warten. Als der Reverend die Tore erreichte, bat Isabelle den Fahrer, auszusteigen und ihm auf den Beifahrersitz zu helfen, damit sie ihn nach Hause bringen konnten. Der Reverend wirkte überrascht, aber er war erschöpft und nahm das Angebot an. Im Taxi startete er nur nach vorn, und niemand sagte etwas, bis sie sein Haus am anderen Ende der Stadt erreichten. Das Taxi hielt an, und der Reverend stieg ohne ein Wort oder einen Blick zurück aus.

In der Magnolia Street ging Isabelle mit Jet in den Garten und bat Franny und Vincent dazu. Die Geschwister würden am nächsten Morgen nach Manhattan zurückkehren, deshalb war die Zeit gekommen. An manchen Abenden ist es das Beste, sich an die Vergangenheit zu erinnern und sie nicht wegzusperren. Vor dreihundert Jahren glaubten die Menschen noch an den Teufel. Wenn etwas geschah, das sich nicht erklären ließ, musste etwas Böses dahinterstecken, und das waren oft Frauen, die als Hexen galten. Frauen, die taten, was

sie wollten, Frauen mit Besitztümern, Frauen, die Feinde hatten, die sich Liebhaber nahmen, die um die Geheimnisse der Geburt wussten, sie alle waren verdächtig. Davon war vor allem der fanatischste und grausamste Richter der Gegend überzeugt, John Hathorne, der so furchtbar war, dass sein Urenkel, der Autor des *Scharlachroten Buchstaben*, die Schreibweise seines Namens änderte, um seinen Vorfahr zu verleugnen.

Maria war noch jung, als die Affäre begann, und keiner von beiden hatte sie vorhergesehen. Hathorne zeigte ihr nur eine Seite seiner Persönlichkeit, denn er war ein brillanter Mann, ein Magistrat, ein Friedensrichter in Essex County, und er besaß eine Seele, bevor sie an Unglück und Stolz zerbrach, als er neunzehn unschuldige Menschen in den Tod schickte und das Leben vieler anderer ruinierte. Als Maria ihn kennenlernte, war all das noch nicht geschehen, sie war betört von ihm, und vielleicht liebte er sie wirklich. Er war derjenige, der ihr den Saphir geschenkt und sie mit einem Beutelchen Diamanten fortgeschickt hatte, als die Affäre endete. Damit wollte er dafür sorgen, dass sie nie zurückkam, weil er eine Frau und eine Familie hatte und sie ein junges Mädchen war, mit dem er sich nie hätte einlassen dürfen. Vielleicht hatte er das Gefühl, er sei verzaubert worden, denn von dieser Zeit an suchte er überall nach Hexerei, und als einziger Magistrat von allen, die in die Prozesse verwickelt waren, bereute er seine Taten nie.

Sie stammten also alle von einem Hexenjäger und einer Hexe ab, und aus diesem Samen keimte der Fluch, weil ihr Schicksal sie dazu brachte, ihre Natur zu leugnen und gegen ihr wahres Ich anzukämpfen. Die Willards waren durch eine von Hathornes Enkelinnen mit ihnen verwandt, der Frau eines

Verwandten von John Proctor, der bei den Hexenprozessen von Salem die unschuldigen Frauen verteidigen wollte und als Hexer gehenkt wurde.

»Wir waren nicht dabei, als diese furchtbaren Dinge geschehen sind, als Frauen bezichtigt wurden, Krähen und Botinnen der Hölle zu sein. Wir waren weder Richter noch Angeklagte, aber wir tragen diese Dinge in uns, und wir müssen uns gegen sie wehren. Das geht am besten, indem ihr euch selbst annehmt, jeden Teil von euch, ob gut oder schlecht, ob traurig oder fröhlich. Ihr könnt nicht davonlaufen. Ihr könnt es nicht hinter euch lassen. Ich glaube, am Ende wusste eure Mutter das, und deshalb ist sie hierher zurückgekehrt und hat sich hier beerdigen lassen. Wir sind, wer wir sind, von Anfang an.«

Es war mittlerweile sehr spät, und der Mond hatte sich rot gefärbt. Jet saß auf dem Rasen, die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst. Wenn man jung ist, blickt man nach vorn, und wenn man alt ist, blickt man zurück. Jet war jung, aber ihr Blick war schon in die Vergangenheit gerichtet. An diesem Abend, an dem die Grillen zirpten, die Vögel in den Büschen schliefen und selbst die Kaninchen still waren, wusste Jet nicht, wie man denjenigen vergeben sollte, die einem Leid angetan hatten, oder wie man sich selbst für das Leid vergab, das man anderen antat.

Sie saßen in dem Garten, den Maria Owens vor so langer Zeit angelegt hatte. Das Leben war kurz, es dauerte nur einen Augenblick, aber manche Dinge bestanden fort. Hass und Liebe, Güte und Grausamkeit, all das blieb, und in ihrem Fall war es weitergegeben worden. Als sie schließlich ins Haus

gingen, hatte es angefangen zu regnen. Es war ein sanfter, frischer Regen, wie der Sommer ihn brauchte, wenn alles heiß und knochentrocken war. Normalerweise teilten die Schwestern sich den Dachboden, aber an diesem Abend sagte Jet, es sei viel zu warm, um nach oben zu gehen. Stattdessen setzte sie sich in den Salon und wartete neben ihrem gepackten Koffer auf den Sonnenaufgang. Am nächsten Morgen sagte sie allen, es ginge ihr bestens, obwohl das nicht stimmte, obwohl sie sich immer noch auf den grünen Hügel zurückwünschte, auf dem Levi begraben lag, wo das Gras so süß duftete, wo es weder einen Anfang noch ein Ende gab.

Die Limousine fuhr sie durch trüben Nieselregen zurück nach Manhattan. Die Straßen waren leer und schwül. An der 89th Street stiegen sie aus und blieben auf dem Gehweg stehen. Sie hatten ihr ganzes Leben hier verbracht, aber jetzt kam es ihnen nicht mehr wie ihr Zuhause vor. Franny brachte es nicht über sich, hineinzugehen. Vincent hatte Jet beim Aussteigen geholfen, jetzt sah er Franny an und wollte wissen, was als Nächstes passieren sollte.

»Geht ruhig«, sagte sie zu ihm. Es donnerte, trotzdem rührte Franny sich nicht von der Stelle. »Geht«, wiederholte sie, also gingen sie ins Haus, während Franny blieb, wo sie war, obwohl der Himmel seine Schleusen öffnete und sie nass bis auf die Haut wurde.

Sie hatte nicht nur ihre Eltern verloren, sondern auch ihre Zukunft. Sie konnte nicht mehr nach Cambridge gehen. Wie sollte sie Jet und Vincent allein lassen, um zu studieren? Sie

war erst achtzehn und fast noch ein Mädchen, doch auch sie blickte schon zurück.

Was die Zukunft anging, war Franny sicher, dass sich ihre Wünsche nie erfüllen würden.

Als Haylin nicht wie versprochen von ihr hörte, rannte er zur 89th Street. Er sah sie im strömenden Regen stehen und lief schneller. Als er sie erreichte, zog er sie an sich und küsste sie. Worte waren nicht nötig. Es war immer noch heiß, und der Gehweg dampfte von den Regentropfen, die auf den Beton fielen. Ganz Manhattan roch nach Hyazinthen. »Ich werde dich immer lieben«, sagte Hay.

Er begleitete sie nach oben. Sie schlichen durch den Salon und gingen ins Schlafzimmer der Köchin. Draußen klatschte der Wind den Regen gegen die klappernden Fenster. Hay zog Franny die tropfnassen Kleider aus. Sie konnte nicht aufhören zu zittern. Der Himmel war dunkel verhangen, vom Boden stiegen Hitzeschwaden auf. Haylin küsste sie, und nachdem er seine Kleider hastig abgestreift hatte, ließen sie sich zusammen aufs Bett fallen und dachten nur noch an den anderen. Es war ein Einzelbett mit einer weißen Tagesdecke, von Susanna Owens in Paris gekauft, als sie als junge Frau um ihre verlorene Liebe getrauert hatte. Je mehr Haylin sie liebte, desto mehr brach Franny innerlich zusammen. War es ihrer Mutter in Paris genauso gegangen?

Sie sagte Hay, sie wolle seine Hände am ganzen Körper spüren, und er folgt ihrer Bitte nur zu gern. Sie sehnte sich danach, alles zu vergessen, was je geschehen war, und nur im Augenblick zu leben.

»O Franny«, sagte Haylin. Für ihn war es auch das erste Mal, und so hatte er es sich immer gewünscht. Er wollte nie mit einer anderen zusammen sein als mit Franny. Danach lag Haylin lang ausgestreckt auf dem Boden, nackt und erschöpft. Er fürchtete, dass Franny sich von ihm entfernte und er sie schon verloren hatte. Sie saß auf einem Stuhl vor dem Fenster. Es hatte aufgehört zu regnen, und draußen saß Lewis mit glänzend nassen Federn und klopfte an die Scheibe. Franny ließ ihn herein und trocknete sein Gefieder mit einem Handtuch.

»Komm zurück«, bat Haylin sie.

Franny schüttelte den Kopf. Bis auf Haylins T-Shirt war sie nackt. Sie hatte fabelhafte lange Beine.

»Franny!«

Sie reagierte nicht, weil sie schon entschieden hatte, dass ihre Beziehung enden musste. Nach dem, was Levi widerfahren war, wagte sie nicht mehr, Hays Leben aufs Spiel zu setzen.

»Wir stehen das durch«, sagte Hay, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »In Cambridge werden wir glücklich sein.«

Aber das würden sie nicht. Franny legte sich neben ihn und streichelte seine Schultern und seine Brust. Er war so schön und jung. »Wo haben wir uns kennengelernt?«, fragte sie. Sie wollte sich an alles erinnern, wenn es vorbei war.

»In der dritten Klasse. In der Mensa. Du hattest ein Tomatensandwich, und ich fand das sehr seltsam. Wer isst denn ein Sandwich nur mit Tomaten?«

Tomaten gehörten zu den Nachtschattengewächsen, und Franny war schon immer versessen auf sie gewesen. »Wieso kannst du dich an so etwas erinnern?« Sie küsste ihn auf die raue, stoppelige Wange.

»Ich erinnere mich an alles, was du gemacht hast. Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, dass du mich liebst.«

Aus dem Wohnzimmer drang Musik herauf. Sie hatten die Nacht in einem Traum aus Hitze und Verlangen durchlebt, ohne zu schlafen. Es war schon Mittag. Vincent spielte Gitarre. Mit einer Stimme, die unter die Haut ging, sang er »Stand by Me«.

Franny blieb nichts anderes übrig, als es ihm zu sagen. »Ich kann Jet und Vincent nicht allein lassen.« Das wusste sie seit dem Krankenhaus.

Hay wollte sie nicht einfach gehen lassen. »Sie kommen schon zurecht. Du kannst nicht all deine Pläne aufgeben.«

Franny küsste ihn und hörte nicht auf. Nur daran sollte er sich erinnern. An ihren weichen Mund, an ihre Schenkel, die sich öffneten, als er in ihr sein wollte. Vielleicht würde er ihr dann leichter verzeihen können, wenn der Blick ihrer grauen Augen kalt wurde, wenn es so schien, als würde sie nichts für ihn empfinden. Denn das verlangte das Schicksal von ihr, das wusste sie, sie durfte nicht lieben und musste dann so tun, als würde es sie nicht zerreißen, wenn sie endgültig Schluss machte.

Jetzt hatten sie ihre Freiheit und wussten nicht, was sie damit anstellen sollten. Niemand brachte den Müll hinaus. In der

Küche lag haufenweise Abfall, der schon zu stinken begann. Es dauerte nicht lange, bis im Besenschrank zwei Ratten einzogen. Franny löste das Problem, indem sie ihnen dicke Käsebrocken in den Schrank warf. Plötzlich fiel ihr auf, wie heruntergekommen alles war: Die Farbe blätterte von den Wänden, die Lampen flackerten, beim Herd funktionierte nur ein Brenner, und das auch nur, wenn Franny die Flamme anblies. Das Stadthaus verfiel schon seit einiger Zeit, weil das Geld für Reparaturen gefehlt hatte. Wie sich herausstellte, hatte die Familie Schulden und bei der Bank hohe Kredite aufgenommen. Ihr Vater hatte so viele seiner Patienten umsonst behandelt, und ihre Mutter hatte ihr kleines Erbe schon vor Jahren ausgegeben. Sie würden das Haus verkaufen müssen. Jet fand die Vorstellung furchtbar und verließ kaum noch ihr Zimmer. Deshalb mussten Vincent und Franny sich allein mit dem Anwalt ihrer Eltern in seinem Büro treffen und sich ihre klägliche finanzielle Situation erklären lassen. Als Vincent begriff, wie pleite sie waren, sagte er schroff: »Wen interessiert der Scheiß?«, und stürmte hinaus.

»Ich schätze, unser Treffen ist beendet«, sagte Franny. Bevor sie ging, unterschrieb sie alle nötigen Papiere. Als Älteste war sie zum Vormund ihrer Geschwister ernannt worden. Sie musste jetzt die Entscheidungen treffen. Und ohne mit den anderen zu sprechen, hatte sie schon mehrere gefällt.

Von Zeit zu Zeit legten Patienten ihres Vaters vor der Hintertür Blumensträuße nieder, die Franny sofort in die Mülltonne warf. Einige Mitglieder vom Verband der Psychoanalytiker hatten Beileidskarten geschrieben; sie waren im Kamin

gelandet. Was geschehen war, war geschehen und konnte nicht rückgängig gemacht werden. Franny vermisste ihre Eltern mehr, als sie erwartet hätte. Sie wünschte, sie könnte sich mit ihrer Mutter hinsetzen und unterhalten. Mittlerweile hatte sie herausbekommen, dass ihre Mutter die Ladenbesitzer in der Nähe überredet hatte, sie anschreiben zu lassen. Ihren Vater hätte sie gern gefragt, wie sie die fliegenden Ameisen in seinem Büro vertreiben konnte und woher er die Zeit genommen hatte, frühmorgens sein Buch zu schreiben, während der Rest der Familie noch schlief. Sie verstand jetzt, warum sie Jet an jenem Abend verfolgt hatten. Sie hatten es aus Angst vor den Willards und ihrer gemeinsamen Geschichte getan, wegen der Richter und Opfer, von denen sie abstammten. *Hätte ich doch nur*, dachte Franny, aber die Liste der Dinge, die sie hätte ändern wollen, war zu lang, und die Geschichte ließ sich nicht neu schreiben.

Vincent schlief tagsüber fast nur noch, abends schlich er sich aus dem Haus, ohne zu sagen wohin er ging. Allerdings wussten alle, dass es nur einen Ort gab, der ihn im Moment interessierte, nämlich das Jester. Er kam erst in den frühen Morgenstunden heim, hatte offenbar Unfug getrieben und roch nach Whiskey. Die Schule hatte er abgebrochen, und vielleicht war es ganz gut so, weil sie sich die hohen Gebühren für die Starling nicht mehr leisten konnten. Wenn Vincent zu Hause war, dann war er nicht allein. Er brachte unzählige Mädchen mit, unter anderem Kathy Stern, die nymphomanische, kleptomanische Patientin seines Vaters. Sie nistete sich in Vincents Zimmer ein und weigerte sich, zu gehen. Weil sie Kathys Therapiesitzungen durch die Lüftungsschächte belauscht hatten, wusste Franny, dass Kathy schreckliche

Angst vor Vögeln hatte. Sie ließ Lewis in Vincents Zimmer, und bald darauf rannte Kathy kreischend in Unterwäsche aus dem Haus, während die Krähe ihr büschelweise Haare ausriss, die nachher auf dem Boden lagen. Später fiel ihnen auf, dass Kathy die goldene Chanel-Perlenkette ihrer Mutter gestohlen hatte.

»Sie war zum Totlachen«, erzählte Vincent. »Sie hat ein Notizbuch, in das sie alle Männer einträgt, mit denen sie je geschlafen hat. Sie hat ihre Schwänze fotografiert und die Fotos in ihr Buch geklebt. Für eine Collage, hat sie gesagt. Das konnte ich ihr doch nicht abschlagen.«

Die Einzige, die Vincent etwas abschlagen konnte, war Franny. Seit dem Tod ihrer Eltern nahm er nichts mehr ernst.

»Begreifst du es nicht, Franny?«, fragte er. »Wir müssen jetzt leben, solange wir es können. Bald ist alles vorbei.« Er war fast sechzehn, groß, dunkelhaarig und grüblerisch und hatte meist seine Gitarre dabei, was ihn noch anziehender machte und noch gefährlicher für jede, die sich in ihn verliebte, und auch für sich selbst.

Jet hütete noch lange das Bett, nachdem die Ärzte sie für gesund erklärt hatten. Ihre gebrochenen Rippen waren verheilt, die Prellungen abgeklungen, und die Schnitte an ihren Händen und Knien waren nun schmale rote Streifen, die niemand als Wunden erkennen würde. Nur die Narbe in ihrem Gesicht war zurückgeblieben, eine unterbrochene Linie, geformt wie ein Stängel mit Blüten, die man nur in einem besonderen Licht sehen konnte.

»Was soll das bringen?«, fragte sie, wenn Franny einen Spaziergang im Park vorschlug.

Jets Haare waren so verknotet, dass sie sich nicht mehr bürsten ließen. Sie badete nicht und nahm nur Cracker und Ginger Ale zu sich. Beim Schlafen lag der Gedichtband von Emily Dickinson neben ihr, den Levi ihr geschenkt hatte. Er hatte *Für immer ist aus Jetzts gemacht* in das Buch geschrieben. Weil sie Jet Tag und Nacht weinen hörten, nagelte Franny die Fenster im ersten Stock zu, um zu verhindern, dass ihre Schwester irgendwann kurz entschlossen hinausprang.

Franny wandte sich immer mehr Haylin zu, obwohl sie wusste, dass es ein Fehler war. Sie hatte sich geschworen, es bei dem einen Mal zu belassen, aber jetzt traf sie ihn jeden Tag. Je näher sie sich kamen, desto schwerer würde die unvermeidliche Trennung werden. Sie hätte ihn vorwarnen sollen, was in der Zukunft drohte, aber sie konnte es nicht laut aussprechen. *Niemals, auf keinen Fall*, hätte sie sagen sollen. *Nicht, wenn es deinen Untergang bedeuten kann*. Jeden Tag nahm sie sich vor, es zu beenden, aber statt mit ihm Schluss zu machen, schlief sie mit ihm im Gästezimmer, bis sie erschöpft und euphorisch waren. Dann lagen sie eng umschlungen da und sahen der Krähe zu, die wie ein Schatten durchs Zimmer flog.

»Meine Mutter wäre entsetzt«, vertraute Franny ihm an.
»Sie konnte Tiere nicht ausstehen.«

»Lewis ist kein Tier«, sagte Haylin. »Er scheint zu wissen, was du denkst.«

»Willst du damit sagen, er wäre mein Vertrauter? Dann wäre ich eine Hexe.« Franny legte den Kopf auf Haylins Brust. Sie konnte seinen Herzschlag hören und fand das sehr

tröstlich. Als sie an die Einträge in Marias Tagebuch dachte, schwieg sie, obwohl sie ihm am liebsten alles erzählt hätte.

»Mir ist egal, was du bist, solange du zu mir gehörst«, sagte Haylin.

An dem Tag, an dem Jet endlich ihr Zimmer verließ, waren ihre wunderschönen schwarzen Haare so kurz wie die eines Jungen. Die Enden sahen aus wie abgehackt, weil sie eine Nagelschere benutzt hatte. Jet tat Buße. Sie hatte ihr Leben ruiniert, ihres und das aller anderen. Ihr war klar, warum in Frannys Augen oft unvergossene Tränen schimmerten, und warum ihre Schwester immer noch dasselbe Kleid wie bei der Beerdigung ihrer Eltern trug. Franny hatte sich im Büro ihres Vaters eingeschlossen, wo auf dem Schreibtisch Papiere durcheinanderlagen und Staubkörnchen durch die Luft schwebten, und beim Zulassungsbüro von Radcliffe ihren Studienplatz abgesagt. Es hatte heimlich passieren sollen, aber ihre Stimme war durch die Luftschächte gedrungen wie früher die tränenreichen Geständnisse der Patienten ihres Vaters, und Jet hatte mitgehört.

»O Jet, du hast dir die Haare abgeschnitten«, sagte Franny, als sie sah, was ihre Schwester getan hatte.

Jet war immer noch im Nachthemd und barfuß. Sie hatte etwas von einer Katze an sich, war ebenso vorsichtig und misstrauisch und immer noch ein anmutiges Wesen, obwohl sie versucht hatte, sich zu verschandeln. Die Highschool würde sie nicht beenden, das hatte sie schon beschlossen. Dafür fühlte sie sich viel zu alt, und von diesem Tag an trug sie nur noch Schwarz. Alles Mädchenhafte, das ihr früher so

gefallen hatte, luftige Kleider mit Spitze in Pink und Violett, spendete sie der Wohlfahrt. Ihre Kleider passten nicht mehr zu ihr, weil sie nicht mehr derselbe Mensch war wie vor ihrem Geburtstag. Dieses Mädchen war für immer verschwunden. Manchmal kehrte sie an die Unfallstelle zurück. Sie konnte die Gedanken der anderen Menschen nicht mehr hören und fühlte sich so allein wie eine Motte in einem Glas. Wie eine Bettlerin hockte sie am Straßenrand, doch keiner der Passanten konnte ihr Vergebung gewähren, und sie selbst würde sich niemals verzeihen.

Ihre einzige Rettung waren die Romane, die sie las. An Abenden, an denen sie nicht sicher war, ob sie in einer Welt ohne Levi leben wollte, schlug sie ein Buch auf und war gerettet. Mit einem Roman konnte sie allem ebenso gut entfliehen wie mit einem Zauber. Ihre Lieblingsautorinnen waren Jane Austen, die Brontës und Virginia Woolf, von denen sie ein Buch nach dem anderen verschlang. An den meisten Tagen war sie froh, wenn sie das Haus nicht verlassen musste. Das Mädchen, das einmal das schönste in zwei Staaten gewesen war, das die hinreißenden Züge seiner Mutter geerbt hatte, wirkte jetzt unscheinbar und langweilig. Sie war ein Bücherwurm geworden, den man kaum dazu bringen konnte, von der Seite aufzublicken. Jungen beachteten sie nicht mehr, und falls doch, machte Jet klar, dass sie nicht interessiert war. Sie ging spätabends spazieren, wenn die Straßen nahezu verwaist waren, als wollte sie das Schicksal herausfordern. Sie fühlte sich den einsamen, verlassenen Menschen verbunden, die so spät noch unterwegs waren.

Franny sah, wie ihre Schwester litt, und schrieb ihrer Tante. Es musste doch ein Mittel geben, das Jet helfen konnte, diese

schreckliche Zeit durchzustehen. Zwei Tage später traf eine Kiste mit Jets Heilmittel ein. Franny lachte, als sie hineinsah, dann ging sie sofort zu Jet und weckte sie.

»Isabelle hat dir etwas geschickt.«

Jet setzte sich im Bett auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

»Aber kein Kaninchen, oder?«, fragte Jet.

»Meine Güte, nein.«

Jet stand auf, kniete sich neben die Kiste und spähte hinein. Darin saß Wren, die kleine schwarze Katze, die ihr durch den Garten ihrer Tante gefolgt war. Jet nahm sie auf den Arm und brach in Lachen aus, ein wunderbares Geräusch nach der langen Trauerzeit. Die Katze war überrascht über die Aufmerksamkeit und rührte sich nicht.

»Oh, sie ist perfekt! Du hast deine Krähe«, sagte Jet zu Franny. »Jetzt habe ich meine Wren.«

Jet setzte die Katze auf ihr Bett, wo sie mit einem blauen Garnknäuel spielen konnte. Sie streichelte Wren und nannte sie ein hübsches Kätzchen, aber ihre Augen strahlten nicht, und Franny dachte daran, was Isabelle auf die beiliegende Karte geschrieben hatte.

Ein solches Heilmittel wirkt nur für eine gewisse Zeit.

Eine Immobilienmaklerin begann, das vernachlässigte Haus möglichen Käufern zu zeigen. Hin und wieder begegneten den Geschwister Fremde, die herumgeführt wurden und denen man erklärte, ein paar Schönheitsreparaturen könnten das

Haus wieder in ein Schmuckstück verwandeln. Vincents Zimmer war immer abgeschlossen, und er malte mit schwarzer Tinte einen Totenschädel auf seine Tür.

»Hier kommt verdammt nochmal keiner rein«, sagte er zu der fassungslosen Maklerin, die einen Pillboxhut wie Jacqueline Kennedy trug.

Die Maklerin hatte Susanna Owens aus dem Yale Club gekannt und zeigte das Haus aus reiner Gefälligkeit. Jede andere hätte angesichts von Vincents Unfug das Handtuch geworfen. Die mehr oder weniger zahmen Ratten im Besenschrank, das flackernde Licht, der Geruch von saurer Milch in der Küchenspüle. Die Maklerin wagte nicht, Vincents Tür zu öffnen, und erfand, wie sie hoffte, glaubhafte Ausreden. Nur ein kleines Kinderzimmer, bekamen potenzielle Käufer zu hören. Es müsse neu verputzt und gestrichen werden. Das war die Lösung, um die leeren Whiskeyflaschen, Haschisch und Marihuana, die ausgefallene gläserne Wasserpfeife, Berge schmutziger Wäsche, müffelnde Stiefel, Bücher über Magie und eine beeindruckende Schallplattensammlung in Orangenkisten zu verbergen. Sogar Franny musste anklopfen, bevor sie sein Zimmer betrat. Vincent hatte nie den Anschein erweckt, dass ihm das Haus etwas bedeutete, aber jetzt, da sie ausziehen sollten, war er am Boden zerstört. »Ich verstehe nicht, warum wir es verkaufen müssen«, klagte er.

»Weil wir pleite sind«, antwortete Franny unverblümt, was ihrem Bruder nicht besonders gefiel.

»Du kannst mich nicht zwingen zu gehen, wenn ich nicht will«, grummelte er.

In seinem abgeschlossenen Zimmer schaltete er kaum das Licht ein. Umso besser, dann fiel die Stromrechnung niedriger aus. Sie zählten jetzt jeden Penny. Um die Geschäfte, in denen ihre Eltern hatten anschreiben lassen – Metzger, Bäcker, Schnapsladen –, machten sie einen Bogen. Sie verkauften die Wohnzimmermöbel zu einem schlechten Preis, das gleiche Schicksal ereilte den persischen Teppich, der seit Ewigkeiten im Wohnzimmer gelegen hatte. Die seelischen Qualen der Geschwister lagen wie ein Schatten über dem ganzen Haus, weshalb Franny versuchte, ihren Bruder und ihre Schwester wegzulotsen, wenn sich potenzielle Käufer angekündigt hatten, doch auch das half nicht. Sie klammerten sich an das Haus, das sie früher nicht schnell genug verlassen konnten. Am Ende bekam Vincent jedes Mal zehn Dollar von Franny, wenn er vor einer Besichtigung das Feld räumte. Dann stapfte er aus dem Haus und verzog sich in den Ramble, wo er sich ungestört mit der einzigen Sache befassen konnte, die ihn neben der Musik noch interessierte. Mit Magie. Vor allem arbeitete er daran, seine Konzentration zu verbessern. Er konnte mit seinen Gedanken immer größere Gegenstände bewegen, anfangs ließ er sie wackeln, dann flogen sie durch die Luft. Von den Felsen über den Gehwegen stürzten Steine herunter. Die Menschen mieden jedes Gebiet, das Vincent für sich beanspruchte, indem er einen Bannkreis errichtete. Den *Magus* hatte er versteckt unter seiner Jacke bei sich und las ihn so aufmerksam, dass er weite Teile bald auswendig konnte.

Am Ende wurde das Haus an eine nette Familie verkauft, die hoffte, ihre Töchter an der Starling School unterzubringen. Sie wollte so schnell wie möglich einziehen. Der Anwalt der

Geschwister riet Franny, sie solle das Geld vom Hausverkauf in eine Immobilie stecken. Das sei eine gute Investition, und sie müsse sich keine Sorgen um die Miete machen. Die East Side konnten sie allerdings vergessen, dort war alles viel zu teuer. Er schlug vor, Franny solle sich in Downtown umsehen.

Sie fuhr mit dem Bus M1 bis zur Endhaltestelle, ging weiter zum Washington Square Park und stellte sich unter den historischen weißen Triumphbogen. Vor langer Zeit, als es diesen Platz noch nicht gab, war hier der Minetta Creek durch ein Sumpfgebiet geflossen. 1794 leitete Aaron Burr den Bach um, weil er auf seinem nahe gelegenen Grundstück einen Teich anlegen wollte, und als die Stadt sich später zum Bach hin ausweitete, gab es hier noch unzählige Bisamratten. Es war ein außergewöhnlicher Ort, der allerdings auch viel Kummer in sich barg. Der Minetta Creek, den die Indianer Teufelswasser nannten, bildete die Grenze eines Armenfriedhofs, der von 1797 bis 1826 genutzt wurde und auf dem zwanzigtausend Tote bis heute mehr oder weniger in Frieden ruhten.

In der nordwestlichen Ecke des Washington Square Parks stand die angeblich mehr als dreihundert Jahre alte Hangman's Elm, die Ulme des Henkers. Es hieß, dort hätten sich die Hexen versammelt. Die letzte Hinrichtung in Manhattan fand hier 1820 statt, als eine neunzehnjährige Sklavin namens Rose Butler gehenkt wurde, nachdem sie das Haus ihres Herrn niedergebrannt hatte. Danach mieden die meisten Menschen den Baum nach Einbruch der Dunkelheit oder achteten wenigstens darauf, dass etwas Lavendel als Glücksbringer in ihrer Tasche steckte. In Manhattan hatte es immer Volksmagie gegeben, schon zur Zeit der englischen Siedler, die ihren

Almanach schätzten, um astrologische Zeichen zu deuten. Damals wurden magische Pergamente als Schatzkarten und dazu Wünschelruten und geheime Beschwörungsformeln verkauft. Die Leute beschäftigen sich mit Wahrsagerei und dem Handlesen. Nach der Revolution griff das Interesse an Magie derart um sich, dass Krämer verbotene Bücher mit schwarzen Einbänden verkauften und die Priester von ihren Kanzeln dagegen anwetterten. Zauberei war gefährlich und unberechenbar, und Hexen ließen sich nur schwer kontrollieren, weil sie ihren eigenen Kopf hatten und sich nicht unbedingt an Gesetze hielten.

Franny ging weiter. In diesem Viertel roch es nach Patschuli und Curry. Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und wer es sich leisten konnte, war verreist. Das Village wirkte wie ein verschlafenes Nest. Hier zeigte sich die Stadt von einer anderen Seite, die Häuser waren kleiner, und man konnte den Himmel sehen. Den Leuten war egal, wie man aussah oder welche Kleidung man trug. In einem Café bestellte Franny einen starken Kaffee. Als sie hörte, wie sich die Kellner auf Italienisch stritten, war sie hingerissen. Sie besuchte ein Blumengeschäft und kaufte eine dunkle, fast schwarze Rose. Irgendwann bog sie in die Greenwich Avenue ein und blieb stehen. Sie hatte ein schiefes Häuschen entdeckt, im Erdgeschoss musste früher einmal ein Geschäft gewesen sein, und jetzt hing dort im Fenster ein Schild: zu verkaufen. Nebenan lag eine Schule, die Kinder waren gerade auf dem Pausenhof. Als Franny durch das Fenster spähte, sah sie einen keilförmigen Garten voller Unkraut. Sie schaute sich weiter um und erkannte einen knorrigen Blauregen und mehrere

verkümmerte Fliederbüsche. Bei diesem Anblick wurde ihr leicht ums Herz.

Sie notierte die Telefonnummer des Maklers auf einem Zettel und ging weiter, über die Sixth Avenue und vorbei am Frauengefängnis in der 10 Greenwich Avenue. Es war ein großes Gebäude mitten in der Stadt, 1932 im Art-Deco-Stil am Standort des alten Jefferson-Gefängnisses errichtet. An den offenen Fenstern riefen Frauen unanständige Bemerkungen durch die Gitterstäbe. Auf der Straße war es heiß, aber im Gefängnis noch heißer.

Tu doch einer was, rief jemand.

Franny gab ihr Bestes. Ein kühler Wind kam auf, fuhr durch die Fenster des Gefängnisses und die Gänge entlang. Einen Moment lang wurde die Hitze erträglicher. Als Antwort drangen lautes Lachen und Applaus nach draußen. Franny sah sich um. Niemand auf der Straße beobachtete sie, also warf sie den eingesperrten Frauen einen Kuss zu und ließ den Wind den ganzen Tag wehen.

Franny fand Vincent im Jester in der Christopher Street. Er trank Absinth mit Zitronensaft und hatte sich einen Zuckerwürfel in die Wangentasche geschoben.

»Hallo, Franny«, begrüßte er sie, als er sie bemerkte. »Dich hätte ich hier nicht erwartet.«

Zwei hübsche Mädchen von der NYU leisteten ihm in seiner Nische Gesellschaft, das attraktivere der beiden hatte sich in seinen Arm geschmiegt. Sie fanden es offenbar lästig, dass Franny aufgetaucht war, und warfen Vincent genervte

Blicke zu. Als würde er sich etwas aus ihnen machen. Franny wusste nicht, warum er sich überhaupt mit ihnen abgab. Wollte er ihr etwas beweisen oder sich selbst?

»Gehen wir«, sagte Franny mit einem Nicken. Vincent hörte ihr an, dass sie es todernst meinte. »Wir ziehen um.«

»Was?«

Franny hatte eine Nachricht von ihrem Anwalt bekommen. Sie hatten genug Geld, um das wacklige Häuschen in Greenwich zu kaufen, und es blieb noch ein Notgroschen übrig, mit dem sie sich eine Weile lang über Wasser halten konnten. Danach waren sie auf sich selbst gestellt.

»Die Möbelpacker kommen diese Woche. Unser Haus wurde verkauft, und wir ziehen in ein anderes, das wir uns leisten können. Hoffe ich wenigstens.« Sie bezahlte Vincents Rechnung und wartete draußen auf ihn, während er sich von seinen Freundinnen verabschiedete. Dann gingen sie Seite an Seite auf klappernden Stiefelabsätzen nach Hause, zwei große, mürrische Menschen mit finsterem Blick. Die Leute wechselten die Straßenseite, um ihnen auszuweichen.

»Wir verlassen also einfach unser Zuhause?«, fragte Vincent. »Was ist mit Radcliffe?«

Franny sah ihren Bruder von der Seite her an. »Es war doch klar, dass ich nicht hingeh.«

»Ich wünschte, du könntest.«

Sie gönnten sich ein Taxi. Dann standen sie vor dem Haus, in dem sie aufgewachsen waren, und betrachteten es traurig. Wenn sie die 89th Street einmal verlassen hatten, würden sie wahrscheinlich nicht zurückkommen. Sie würden einen Bogen

darum machen, wenn sie sich in Downtown eingerichtet hatten. Man kehrt nicht an einen Ort zurück, an dem man so viel verloren hat.

»Was ist mit Haylin?«, fragte Vincent.

Heute roch New York nach nassem Gras und Jasmintee.

Franny winkte ab. »Irgendwann gibt er auf.«

»Du unterschätzt ihn. Er wird dich nie aufgeben.«

Als Haylin anrief, erklärte Franny ihm, er müsse allein nach Cambridge gehen. Davon wollte er nichts hören. Er rief wieder und wieder an, also ging sie irgendwann nicht mehr ans Telefon. Er tauchte zu den unterschiedlichsten Zeiten vor ihrem Haus auf, aber sie öffnete nicht. Früher oder später würde er New York verlassen. Jetzt war es September. Im Park färbte sich alles gelb, und große Zugvogelschwärme ließen sich in den Bäumen nieder.

»Du bleibst meinetwegen«, sagte Jet.

Franny zuckte mit den Schultern. »Du bist meine Schwester.«

»Aber was ist mit Hay?«

»Hay schafft das schon.«

»Wirklich?«, fragte Jet.

»Ja, aber er hört nicht auf mich. Bring du ihm die Wahrheit bei«, bat Franny ungewohnt leise. »Nimm mir das ab.«

»Was ist, wenn du ihn ganz verlierst?«

»Dann sollte es so sein.«

Jet ließ sich dazu überreden, mit ihm zu sprechen. Haylin hatte sich mit entschlossener Miene vor dem Haus der Owens postiert. Er sah aus wie damals, als er sich in der Schulmensa festgekettet hatte. Jet erklärte ihm, Franny habe ihren Studienplatz schon abgesagt und werde nicht nach Cambridge gehen. Um genau zu sein, würden sie nach Downtown ziehen. Franny lasse sich nicht umstimmen, Jet habe es schon versucht.

»Wenn ich sie nur sehen könnte«, sagte Hay. »Wenn ich mit ihr sprechen könnte, ich glaube, dann würde sie mit mir kommen.«

»Du kennst Franny, sie ist stur.«

Haylin hatte den Semesteranfang schon um zwei Tage verpasst und sich nicht für seine Kurse angemeldet; wenn er noch länger wartete, würde die Universität vielleicht ihre Zusage zurückziehen.

»Geh«, sagte Jet zu ihm. »Und hab kein schlechtes Gewissen.«

Sie kehrte ins Haus zurück, schloss die Tür ab und ließ den benommenen, verzweifelten Hay draußen stehen. Er begriff nicht, warum Franny alles unternommen hatte, um die Liebe zu vertreiben. Die Augen vor der Sonne abgeschirmt, blickte er nach oben. Die Möbelpacker bereiteten den Umzug vor. Vincent hatte vorgeschlagen, alles zurückzulassen – er nahm nur einen Rucksack voll Kleidung und seine Gitarre mit –, aber Jet hatte das Porzellan, das ihre Mutter aus Paris mitgebracht hatte, sorgsam in Papier eingeschlagen und einen Koffer mit Susannas eleganten Kleidern gefüllt. Im Flur stapelten sich Kartons über Kartons mit Büchern. Franny

nahm nur die Briefe mit, die Haylin ihr im Sommer nach Massachusetts geschickt hatte, und einige Kleidungsstücke, die sie getragen hatte, als sie mit ihm zusammen war. Sie verstaute gerade alles in einem einzigen Pappkarton, als sie zufällig aus dem Fenster blickte und Haylin auf dem Gehweg sah. Es brach ihr das Herz; sie spürte, wie es entzweiriss. Er sah da draußen so einsam aus.

Die Krähe spähte aus dem offenen Fenster. »Pass auf ihn auf«, sagte Franny.

Als Haylin sich zum Gehen wandte, stürzte die Krähe herab und landete auf seiner Schulter. Hay wirkte kein bisschen überrascht. Er hatte einen Cracker in der Tasche und bot ihn seinem neuen Begleiter an. Die beiden gingen die Straße hinunter und verschwanden im verschwommen gelben Park. Dann waren sie fort, ihr Herz und ihre Seele. Kastanienduft lag in der Luft. Bald würde der Herbst anbrechen. Hay würde im Dunster House sein, die Krähe würde auf einem Dach in Cambridge sitzen, und Franny würde in der 44 Greenwich Avenue wohnen und ihrem Schicksal folgen, obwohl das, was sie mehr wollte als alles andere, sie gerade verließ.

Teil drei

Beschwörung

Was sich nicht heilen lässt, sollte nicht beachtet werden. Wenn es aber ein Heilmittel gibt, sollte man es bereitwillig anwenden. Es ist nicht einfach zu erkennen, was den Körper und die Seele eines Menschen plagt, aber oft genug lässt sich leicht Abhilfe schaffen. Schwarzer Pfeffer gegen Muskelschmerzen, Lindenwurzel und Schafgarbe gegen hohen Blutdruck, Mutterkraut gegen Migräne, Ingwer bei Seekrankheit, Brunnenkresse, um Atemnot zu lindern, Eisenkraut, um die Qualen unerwidelter Liebe zu verkürzen.

Bevor die Schwestern im Erdgeschoss ihres Hauses ein Geschäft eröffneten, stellten sie Seife her. Sie siedeten sie in einem Eisentopf in Nächten, in denen der abnehmende Mond als blasse Sichel nordöstlich von ihnen über dem St. Vincent's Hospital an der Kreuzung 7th Street und Greenwich Avenue hing. Von diesem Krankenhaus hatte die Dichterin Edna St. Vincent Millay ihren zweiten Vornamen bekommen, weil man ihrem Onkel dort 1892 das Leben gerettet hatte. Ihrem eigenen Vincent gefiel die Lage des Häuschens in Downtown so gut, dass er freiwillig mit Hand anlegte. Er erkundete Baustellen, barg ausrangierte Fenster und Bauholz und errichtete aus dem ehemaligen Müll ein provisorisches Gewächshaus, in dem sie aus Samen Kräuter ziehen konnten. Wenn es regnete, lief Wasser herein, aber dadurch wuchsen

selbst die zartesten Pflanzen besser, sie schoben sich durch das Glasdach, und bald war das Gewächshaus komplett mit Ranken bedeckt.

Die Geschäftsräume waren beim Einzug in einem katastrophalen Zustand, der Putz fiel von den Wänden, an der Decke sah man Wasserflecken, aber bald war alles in einem blassen Taubengrau gestrichen. Noch wochenlang hatten sie alle graue Haarsträhnen, als wären sie vorzeitig gealtert. Franny traf mit einem Klempner aus der Nähe ein Abkommen. Wenn er dafür sorgte, dass die Rohre im Haus nicht mehr leckten, würden sie ihm den Liebhaber seiner Frau vom Hals schaffen; das war mit dem Sei-mir-treu-Tee recht einfach. Für den Schreiner, der Regale baute, mischten die Schwestern aus Salz, Kokosöl, Lavendel, Zitronensaft und Zitronenverbene einen Störzauber an. Wenn er die Mischung dem ehemaligen Kunden gab, der schlecht über ihn redete, würde das Lästermaul verstummen.

Wenig später bekamen sie Waschbecken aus Kupfer und Arbeitsplatten aus weißem Marmor aus den Bädern einer Schule in der Bronx, die abgerissen wurde. Die deckenhohen Regale füllten sich mit Flaschen in allen möglichen Formen und Größen, Funden aus Trödeläden, in denen die Schwestern die nötigen Kräuter aufbewahrten. Sie arbeiteten die fleckigen rötlich-braun gebeizten Kiefernholzböden auf, bis sie glänzten. In einem Antiquitätenladen in der Lower East Side hatten sie einen ausgestopften Graureiher entdeckt, der so prächtig war, dass sie ihn mitnehmen mussten. Er erinnerte Franny an den Reiher, der im Central Park zu ihr gekommen war, und sie blätterte eine horrende Summe für ihn hin. Für ein Taxi war er zu groß, also schafften die Schwestern ihn mit einem

gemieteten Pritschenwagen nach Hause. Vincent applaudierte, als sie den Reiherr ins Schaufenster stellten und ihn Edgar taufte, nach Edgar Allan Poes Geist, der angeblich in ihrem Viertel umging. Von 1844 bis 1845 hatte Poe in der 85 West Third Street gewohnt und dort sein Gedicht »Der Rabe« geschrieben.

Franny besuchte häufig einen Lagerverkauf für Laborbedarf und kaufte Bechergläser, einen Bunsenbrenner und dazu Zangen, Trichter und Schutzbrillen.

»Lehrerin für Naturwissenschaften«, rief der Kassierer.

»In gewisser Weise«, antwortete Franny.

Trotz allem sah sie die Wissenschaft immer noch als ihren Schwerpunkt an. Sie richtete im Hinterzimmer des Geschäfts ein Labor ein, und dort bereiteten die Schwestern ihre Waren vor. Dabei konzentrierten sie sich auf Liebestränke, weil Tante Isabelles Kundinnen darauf immer besonders versessen gewesen waren. Sie baten Isabelle um Rat, und ihre Tante schickte ihnen in dicken Briefumschlägen seitenweise Notizen.

Erinnert eure Kunden daran, dass sie gut überlegen sollen, was sie sich wünschen, erklärte Isabelle. Was getan ist, kann man nicht rückgängig machen. Bringt man einen Stein ins Rollen, wählt er seinen eigenen Weg.

Sie mischten Henna mit Limetten, Rosen, Tee und Eukalyptus und ließen es über Nacht köcheln, weil der Farbton von Henna widerspiegelt, wie sehr eine Frau einen Mann liebt; je dunkler und kräftiger die Farbe, desto stärker die Liebe. Abends saßen sie im Garten und fertigten Amulette mit

Apfelkernen an, die dem Träger Liebe bringen sollten, weil Äpfel das Herz symbolisieren. Wollte eine Frau ihre Willenskraft stärken und einen Geliebten zurückweisen, der ihr nur das Herz brechen würde, konnte eine Mischung aus Rosmarin und Lavendelöl helfen. Sie musste ein Bad damit nehmen, und wenn sie den Mann, den sie einmal geliebt hatte, das nächste Mal sah, schickte sie ihn in die Wüste. Die Geschwister hatten jetzt das Rezept für Fiebertee, der aus Zimt, Lorbeeren, Ingwer, Thymian und Majoran bestand, und für Enttäuschungstee, einer Mischung aus Kamille, Eisenkraut, Himbeerblättern und Rosmarin, die Jet jeden Morgen für ihre Schwester aufbrühte, damit der Tag glatt lief. Tante Isabelle weigerte sich, ihnen das Rezept für Mut-Tee zu geben. Dieses Rezept, sagte sie, müsse man selbst herausfinden.

Jet konnte zwar nicht mehr hellsehen, aber für Heilmittel hatte sie ein echtes Händchen. Zum Glück, denn sie brauchten das Einkommen. Oft waren die Schwestern vom frühen Morgen bis zum späten Abend in ihrem Geschäft. Es gab keine Klagen und kein Faulenzen. Von außen betrachtet schien es Jet bestens zu gehen, es sei denn, man war selbst hellseher, dann erkannte man die Wahrheit. Sie ging früh zu Bett, und Franny hörte sie oft weinen. Jet weigerte sich, über Levi und den Verlust ihrer Eltern zu sprechen. Sie hatte nicht zugegeben, dass sie ihre Gabe verloren hatte, aber Franny und Vincent wussten es trotzdem. Früher hatten sie ihre Gedanken miteinander teilen können, aber wenn sie jetzt ihre geistigen Fühler nach Jet ausstreckten, trafen sie auf Dunkelheit. Franny versuchte, ihr in Gedanken eine Liste der Dinge zu übermitteln, die sie für den Laden brauchten, aber sie erntete nur einen verständnislosen Blick.

»Ist irgendwas?«, fragte Jet.

»Nein, alles in Ordnung«, sagte Franny. »Und bei dir?«

»Bestens«, antwortete Jet.

Sie hatte so viel verloren, dass sie auch sich selbst verloren hatte. Sie verbarg ein Geheimnis in sich, das schmerzte, als läge ein Stein auf ihrem Herzen. Es war ihr Selbsthass, und er lastete auf ihr und wuchs mit jedem Tag weiter. Zuerst war er winzig, nur ein kleiner Kiesel, dann war er so groß wie ihr Herz, und schließlich war er größer als alles andere in ihr. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass nicht der Fluch schuld war. Sie war schuld.

Tagsüber arbeitete sie ohne eine einzige Klage im Geschäft. Aber nachts begann sie, sich herumzutreiben. Sie ging in Bars und endete nach Mitternacht auf dem Washington Square, wo sie mit Fremden Marihuana rauchte. Sie wollte sich verlieren, wollte ihre Vergangenheit abstreifen und vergessen, wie sehr es schmerzte, an Levi zu denken. An den Wochenenden ging sie Richtung Norden in den Central Park. Am Ostersonntag lief sie einmal weiter, als sie geplant hatte. Sie hörte Glocken und Musik und folgte den Geräuschen wie verzaubert.

Im Park wimmelte es vor Menschen, über die große Rasenfläche wogte ein Welle von Liebe und Akzeptanz. Jet hatte sich lange nirgendwo mehr zugehörig gefühlt. Ballons stiegen in den strahlenden Himmel, Blumengirlanden schlangen sich um Häuse und Arme, und die Menschen waren verliebt, manche liebten sich gerade, manche verteilten LSD, das noch nicht verboten war. Fluff, Ghost, Sacrament, Sugar, je nach Muster der Blotter, auf die das LSD geträufelt war.

Egal, ob man extatisch oder desorientiert wurde, auf jeden Fall brachte die Droge das Gefüge der Welt ins Wanken.

»Hier, nimm«, sagte ein Mann, der an Jet vorbeischlurfte. Er nahm ihre Hand und war verschwunden, bevor sie sein Gesicht sehen konnte. »Das bringt dich in Ordnung«, rief er ihr über die Schulter zu.

»Mich kann nichts in Ordnung bringen«, sagte Jet. Sie erkannte, dass sie eine Pappe mit LSD in der Hand hielt. Die Leute sagten, es sei wie Magie. Ein einziger Trip könne einen in andere Sphären versetzen. Und wenn sie Glück hatte, wäre sie danach eine andere oder müsste ihre Last nicht mehr tragen.

Sie legte sich die Pappe auf die Zunge und ließ sie zergehen. Ein erwartungsvolles Kribbeln durchfuhr sie, kündigte das nicht Magie an? Sie wartete, aber als nichts geschah, ließ sie sich weiter durch die Menge treiben. Sie verlor ein wenig die Orientierung, deshalb blieb sie stehen und versuchte, sich wieder zurechtzufinden. Irgendwie war sie in ein Labyrinth gestolpert, aus dem alle anderen offenbar mühelos wieder herausfanden. Welcher Weg führte nach Uptown? Wo war Norden? Wo war ihre Seele? Hockte sie da oben im Baum wie ein Kobold?

Sie musste ausgesehen haben, als würde sie irgendwohin aufbrechen, denn eine junge Frau, die vorbeikam, wünschte ihr eine schöne Reise.

»Ich gehe nirgendwohin«, antwortete Jet. Und dann begriff sie, dass das nicht stimmte. Sie sah alles im Zeitraffer, es rauschte vorbei. Im Gras brummte das Leben, eine schimmernde Halluzination, die sich zwischen den hohen

Halmen wand und streckte, bevölkert von Tausenden Ameisen und Käfern. Sie hörte Musik, und jemand hielt sie am Arm fest und wollte mit ihr tanzen, aber sie entwischte.

In Wirklichkeit waren vierzig Minuten vergangen, aber es schien, als wäre es nur ein Augenblick gewesen. Inmitten so vieler Menschen fühlte sie sich einsamer als je zuvor. Paranoia wogte in ihr auf, dass ihr übel wurde, und sie senkte den Blick, damit niemand in ihren Verstand hineinsehen konnte. Ihre Gabe hatte sie verloren, aber jetzt sah sie, wie die Luft zu harten, kleinen Wellen zerknitterte, der ganze Boden faltete sich wie ein Blatt Papier. Vielleicht hatte es ein leichtes Erdbeben gegeben.

Jet rannte einen Fußweg entlang und rettete sich in den Ramble, wo sie sich beruhigen konnte. Sie hyperventilierte, deshalb zählte sie bei jedem Atemzug bis zehn und lief weiter. Durch die Äste über ihr strömte Sonnenlicht und malte zarte Schattenmuster auf den Boden. Bevor sie sich versah, hatte sie den Alchemiebaum erreicht, unter dessen Rinde grünes Blut pulsierte, er war so lebendig, dass er beinahe menschlich wirkte.

Jet streckte die Hände aus und ließ sie über den Baum gleiten. Alles glühte, schimmerte und wogte vor ihren Augen. Sie konnte die Luft richtig schmecken. Vanille und Moos. Unter ihren Füßen wuchsen schwarze Pflanzen, und als Jet sich wünschte, die Knospen würden sich öffnen, entfalteten sich Blüten in Flieder und Orange. Sie lehnte sich in ein Brombeergestrüpp und versank darin, ohne etwas zu spüren. Die Stacheln drangen in ihre Haut ein, aber es tat nicht weh, und jeder Blutstropfen ähnelte einer Rose. Wenn sie tot wäre,

wäre sie dann wieder mit Levi vereint? Wartete er jetzt auf sie?

Goldwaldsänger flatterten auf ihrer Wanderung vorbei, wie Lichtpunkte, die von der Sonne abgebrochen waren. Zwischen den Schatten der Dämmerung wirkte das Gefieder der kleinen Vögel blendend hell. Jet schloss die Augen. Sie konnte dem Licht nicht entkommen. In ihren Augenlidern waren Glühwürmchen. Wie waren sie dort hingekommen? Alles war zu grell.

Sie meinte, Levi zu sehen, und lief ihm nach, aber als sie blinzelte, war er verschwunden. Jetzt war sie im dichten Wald. Ihr Atem bestand aus durchscheinenden schwarzen Funken, die mit jedem Ausatmen emporstiegen. Dann war sie sicher, dass sie seine Stimme hörte. Sie folgte dem Gill, einem kleinen Bach mit matschigem Ufer, und blieb erst am See stehen. Das schwarze Wasser hatte sich in einen Spiegel verwandelt. Jet ging auf alle viere und betrachtete sich. Was sie sah, wirkte bedrohlich. Das Mädchen, das alles zunichte machte, was es berührte.

Sie krabbelte näher heran, um besser sehen zu können, und fiel in den See. Sofort war sie bis zur Hüfte im Wasser. Das hatte sie verdient. Genau das machte man mit Hexen. Obwohl ihr eiskalt war, tauchte sie tiefer in den wässrigen Spiegel ein. Sie wollte versinken, wollte bestraft und vernichtet werden, doch es drängte sie nach oben, und sie trieb auf dem Wasser, obwohl sie ertrinken wollte.

Es funktionierte nicht. Sie ging einfach nicht unter. Sie schwamm zum Ufer und watete durch den Matsch. Im Gras pulsierte immer noch das Leben. Jet rang nach Luft. Seit sie

die LSD-Pappe genommen hatte, waren sechs Stunden vergangen. Es war Nacht geworden, Sterne standen am Himmel. Hinter ihren Lidern tanzen immer noch ein paar Glühwürmchen.

Sie ging den weiten Weg nach Hause zu Fuß, immer die Fifth Avenue entlang bis zum Ende. Als sie ins Haus kam, sah Franny, dass Jets Kleider nass waren und ihr dunkles Haar ihr feucht im Gesicht klebte.

»Was hast du gemacht?«, fragte Franny. Ihre Schwester war von Kummer umhüllt, ein fahles Graublau, als würde sie immer noch durch Wasser gehen.

»Nichts«, sagte Jet. »Ich habe nicht aufgepasst.«

»Du hast versucht, dich zu ertränken.« Franny konnte es sehen. Das Ufer des Sees, die Wasserpest, den Moment, in dem Jet dem Ruf der Tiefe nachgegeben hatte.

»Es war ein Unfall.«

Franny nahm ihre Schwester in die Arme. »Die Welt wird uns genug antun, wir müssen uns nicht auch noch selbst schaden«, sagte sie. »Halt dich vom Wasser fern. Versprich es mir.«

Jet gab ihr Ehrenwort, aber in Wirklichkeit wusste sie jetzt, dass eine Hexe sich ertränken konnte, wenn sie wollte. Sie brauchte nur etwas Hilfe. Einen Stein, einen Felsen, einen Zauber, einen Becher Gift, ein entschlossenes Herz, unbändigen Kummer. Dann und nur dann konnte sie es schaffen.

Einmal die Woche lief Jet nach Uptown zum Plaza Hotel an der Ecke Fifth Avenue und 59th Street. Niemand wusste, wo sie war. Für die eilig vorbeiströmenden Passanten war sie nur eine junge, schwarz gekleidete Frau, die weinend auf dem Gehweg stand. Sie ging immer direkt zu der Stelle, an der es geschehen war, dort konnte sie ihre letzten Momente mit Levi vor dem Unfall spüren. Auch wenn Jet ihre Hellsichtigkeit verloren hatte, besaßen diese Augenblicke eine solche Kraft, dass sie immer noch in der Luft lagen und sich mit den Bäumen verwoben hatten. Alles strahlte ein ganz eigenes Licht aus. Er hatte sie eng in die Arme geschlossen. Er hatte sie gebeten, die Augen zu schließen. *Sei nicht albern*, hatte sie gesagt, doch er hatte darauf bestanden. Schließlich hatte er ihr etwas in die Hände gelegt. *Jetzt schau*.

Was ist das? Sie hatte gelacht, als sie die kleine, runde Überraschung in ihren Händen gespürt hatte. *Ein Kronkorken?*

Aber als sie die Augen geöffnet hatte, hatte sie gesehen, dass er ihr einen Ring geschenkt hatte, einen schmalen Silberreif mit einem Mondstein. Seitdem hatte sie den Ring nie abgenommen, obwohl das Silber angelaufen war.

Im Park vor dem Hotel suchte sie die Bäume nach einem Zeichen ab, aber sie fand keines. Keine Taube, keinen Raben, keinen hellen Funken. Eines Tages fiel ihr bei der Arbeit im Geschäft genau das in die Hände, was sie brauchte. Der Trank. In dieser Woche ging sie zum Plaza Hotel und mietete das Zimmer, das Levi reserviert hatte. Er hatte ihr die Reservierung gezeigt, daher kannte sie die Zimmernummer: 708. Manchmal tauchte diese Zahl an ganz seltsamen Orten auf. An der Ladenkasse, wenn jemand ein Stück schwarze

Seife kaufte. Im Lebensmittelladen, wenn sie Brot und Milch bezahlen wollte. Stand die Zahl über der Tür eines Restaurants, musste sie hineingehen, ob sie hungrig war oder nicht.

Jet sagte dem Pagen, sie brauche keine Hilfe, dann gab sie ihm fünf Dollar Trinkgeld und ging allein hinauf. Weder im Aufzug noch auf dem Flur sah sie jemanden. Es war ganz still. Sie war froh, dass sie nicht die Gedanken der Menschen in den anderen Zimmern hören konnte. In diesem Moment schätzte sie die Stille. Nicht einmal die Tür machte ein Geräusch, als sie ihr Zimmer betrat. Sie zog die Vorhänge zurück und öffnete die Fenster. Dann warf sie einen Blick ins Bad und sah die große Badewanne und all die hübschen Seifen und Fläschchen mit Badesalz, und schließlich legte sie sich vollständig bekleidet aufs Bett. Sie konnte die Wipfel der Bäume in dem kleinen Park vor dem Hotel und ein Stückchen blauen Himmel sehen. Sie stellte sich vor, was hätte sein können, wenn der Unfall nicht passiert wäre. Sie wären zusammen in das Hotel und in ihr Zimmer gegangen, genau dieses Zimmer. Sie hätten sich aufs Bett gesetzt, anfangs noch schüchtern, und sich dann irgendwann getraut, sich zu umarmen. Er wäre sanft und rücksichtsvoll gewesen und dennoch verrückt nach ihr, und vielleicht hätten sie beide nachher überwältigt vom Sex und ihren Gefühlen geweint. Sie hatte wohl tatsächlich geweint, als sie sich all das vorgestellt hatte, und die Geräusche waren nach draußen gedrungen, denn jetzt klopfte jemand an die Tür.

Sie machte nicht auf. Vielleicht hatten sich die Gäste aus dem Nachbarzimmer beschwert. Sie zwang sich, leise zu sein.

Doch wie sich zeigte, hatte sie die Tür nicht abgeschlossen, und jemand kam herein.

»Geht es Ihnen gut, Miss?«

Es war der Page. Als Jet nicht antwortete, zog er einen Stuhl neben das Bett und setzte sich. Er war jung und wirkte besorgt.

»Wenn Gäste ohne Gepäck einchecken, weiß man nie, was sie vorhaben«, sagte er. »Und dann habe ich Sie weinen gehört. Ich habe eins und eins zusammengezählt.«

»Mir fehlt nichts«, brachte Jet mühsam heraus. »Gehen Sie bitte.«

»Und Sie bringen sich nicht um oder so was?«

Jet schüttelte den Kopf. Es war sicherer, wenn sie nichts sagte.

»Ich würde mich nämlich verantwortlich fühlen. Ich wäre der letzte Mensch, der Sie gesehen hat. Das würde bedeuten, dass ich immer an diesen Moment denken und mich fragen würde, was ich hätte tun können, um Sie aufzuhalten. Wahrscheinlich wäre mein ganzes Leben ruiniert. Ich würde auf die schiefe Bahn geraten, anfangen zu trinken, mein Studium schmeißen, und nach einer Weile würde das Hotel mich feuern, weil alle mir die Schuld geben, und das Schlimmste wäre, ich würde es auch tun.«

Jet begann wieder zu schluchzen und wandte ihm den Rücken zu. Sie hatte einen Plan gehabt, und dieser Mann machte ihn zunichte. Sie spürte, wie das Bett nachgab, als er sich neben sie legte.

»Nicht weinen«, sagte er. Er strich ihr übers Haar. »Ich kann den Zimmerservice anrufen.«

Jet musste unwillkürlich lachen. »Den Zimmerservice? Was soll das bringen?«

»Der Zimmerservice ist toll«, protestierte er. »Den solltest du dir nicht entgehen lassen.«

Jet drehte sich zu ihm um. Sie lagen nebeneinander und sahen sich in die Augen. Seine waren ganz dunkel und hatten goldene Flecken. Er sagte, er heiÙe Rafael und habe am Hunter College Abendkurse belegt. Sie erzählte ihm, sie habe den Mann verloren, den sie geliebt hatte, und jetzt würde sie nicht mehr an die Liebe glauben und wolle nichts damit zu tun haben. Er habe sich vorgenommen, nie zu heiraten, sagte er, und die Liebe halte er für ein törichtes Unterfangen. Er hatte gesehen, wie es seiner Mutter ergangen war; sie hatte ohne Hilfe drei Kinder großgezogen und brauchte zwei Jobs, und das nur wegen der Liebe, während sein Vater noch zweimal geheiratet und neue Familien gegründet hatte, ohne sich um die alten zu kümmern. Jet hatte ihr perfektes verbittertes Pendant gefunden. In seiner Gegenwart fühlte sie sich besser.

»Was hat der Zimmerservice hier denn zu bieten?«, fragte Jet.

»Alles. Was immer du willst, sie haben es.«

Sie wollte Brathähnchen, grüne Bohnen und einen Eisbecher mit warmer Karamellsauce.

»Gib mir fünfzehn Minuten«, sagte Rafael. »Vielleicht zwanzig.«

Sie schlief ein, als er fort war, und träumte von dem Engel auf dem Bethesda-Brunnen. Der Engel stieg empor, befreit von seinen Fesseln aus Metall und Stein. Er streckte eine Hand aus und hielt die Zeit an, und bis auf die Sterne hoch über der Stadt erstarrte ganz Manhattan. In diesem Moment wurde Jet klar, was sie wollte. Sie wollte jenen Tag noch einmal erleben.

Als sie aufwachte, war Rafael mit einem Tablett zurückgekommen, auf dem er alles für sie vorbereitet hatte. Er hatte genug für zwei mitgebracht. Sie aßen zusammen, nur über den Eisbrecher machte Jet sich alleine her. Er hatte nicht zu viel versprochen, der Zimmerservice war wirklich phantastisch.

»Werden sie dich rauswerfen?«, fragte sie.

»Nein, der Oberpage ist mein Onkel.«

»Ich will dir nicht das Leben vermässeln. Ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn du Ärger bekommst.«

»Ärger ist mein zweiter Vorname«, sagte er. »Rafael Ärger Correa.«

Sie lachten. Dann wurde Jet ernst. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen.

»Was wäre, wenn ich dich bitten würde, er zu sein?«

»Der tote Mann?«

»Wir würden uns nie wiedersehen, und es hätte nichts mit Liebe zu tun. Du wärst einfach nur einmal er.«

Rafael überlegte. Bei seiner Arbeit im Hotel hatte er schon viele seltsame Bitten gehört. Entweder wollten die Gäste ihre Privatsphäre, oder sie wollten Frauen, Drogen oder Alkohol.

Er sagte immer, er könne ihnen nicht helfen, weil ihm sein Onkel, der ihm den Job zur Finanzierung seines Studiums verschafft hatte, es so aufgetragen hatte. Diese Sache war allerdings etwas anderes.

»Ich glaube, ich müsste ich selbst sein. Ich kann kein toter Mann sein.«

Sie hatten sich zum Whiskey aus der Minibar vorgearbeitet. Es gab verschiedene Sorten, alle hervorragend. Mittlerweile hatten sie schon einige Gläser intus.

»Für mich wärst du er«, sagte Jet. »Darum geht es mir. Ich will dir nichts vormachen.«

Rafael nickte. »Verstehe ich. Sagst du mir wenigstens, wie er hieß?«

»Levi.«

»Aus der Bibel.« Dadurch schien er die Situation in einem anderen Licht zu sehen. »War er ein guter Mann?«

»Er wollte in Yale studieren«, sagte Jet. »Theologie.«

Rafael stand auf und schloss die Tür ab. Als er zurückkam, bot er an, im Vorraum zu warten, während sie sich auszog und unter die Decke schlüpfte. Er fühlte sich wie in einem Traum, und in Träumen folgte man manchmal dem Weg, der einem gezeigt wurde, ohne viele Fragen zu stellen. Denn wenn man das tat, war der Traum vorbei.

»Das hätte er nicht gemacht«, erklärte Jet.

Also setzte er sich neben sie aufs Bett und küsste sie, und sie küssten sich sehr lange. So hätte es angefangen. Anfangs fürchtete Jet, sie müsse wieder weinen, aber dann hielt sie die

Augen geschlossen, und der Page war für sie Levi. Sie sagte Levis Namen. Rafael hätte beleidigt sein können, aber in seinem Innersten tat ihm der tote Mann leid für all das, was ihm entgangen war. Er knöpfte Jets Bluse auf und zog sie behutsam aus, genau wie Levi es getan hätte. In seinem Portemonnaie steckte ein Kondom, er hatte nur nicht damit gerechnet, dass er es heute benutzen würde. Jet hielt die Augen geschlossen. Als Rafael sie berührte, erwartete er, dass sie kalt sein würde, aber das war sie nicht. Ihre Haut fühlte sich ganz warm an.

»Sieh mich an«, bat er sie. Als sie es tat, sagte er: »Ich will nicht der tote Mann sein.« Jet wandte sich ab und weinte, aber er blieb dabei. »Wir können nicht so tun, als ob. Wir leben beide. Wir müssen das als lebendige Menschen tun. Sonst kommt es mir nicht richtig vor.«

Zum ersten Mal schaute sie ihn richtig an. Er war ein attraktiver junger Mann, der sich um sie sorgte, obwohl er sie nicht kannte. Sie hielt die Augen geöffnet, als sie sich liebten. Ihr erstes Mal hätte sie mit Levi erleben sollen, doch jetzt war sie mit einem Fremden im Bett. Sie hörten den Verkehr auf der Fifth Avenue. Sie hörten den Wind in den Bäumen. Als sie ihn umarmte, war er er selbst, und das war gut.

»Bin ich jetzt mein Leben lang für dich verantwortlich?«, fragte Rafael. »Wie bei diesen Geschichten, wenn man jemandem das Leben rettet und dann sein Engel ist, und man findet keinen Frieden, solange man nicht weiß, dass es dem anderen gut geht?«

»Es geht mir gut«, sagte Jet.

»Warum mache ich mir dann immer noch Sorgen?«

Es dämmerte, im Zimmer war es dunkel geworden. Jet war sich ziemlich sicher, dass man Rafael hinauswerfen würde, trotz seines Onkels. »Wenn du deinen Job verlierst, ist das Gegenteil der Fall. Dann bin ich für dich verantwortlich.«

»Wenn ich meinen Job verliere, ist es Schicksal.«

»Wir schreiben unser Schicksal selbst«, sagte Jet, und plötzlich begriff sie, dass es stimmte. Sie konnten es nicht kontrollieren, aber sie konnten entscheiden, wie sie auf die Dinge, die geschahen, reagierten. Sie bestand darauf, dass er sich anzog und wieder an die Arbeit ging. Er gehorchte, wenn auch zögernd.

»Das ist also keine Beziehung«, sagte Rafael.

»Auf keinen Fall.« Sie erzählte ihm von dem Fluch und dem Pech ihrer Familie in Liebesdingen. Es gab keinen Grund, das zu verheimlichen, schließlich würden sie Fremde bleiben. In Wirklichkeit nahm sie ihn jetzt anders wahr als vorher. Er sah noch besser aus, als sie zuerst gedacht hatte, und er wirkte ernsthaft besorgt. Er war nicht Levi und würde es nie sein, auch wenn sie versuchte, sich etwas vorzumachen.

»Wir sollten uns in sechs Monaten hier treffen. Sehen, ob alles in Ordnung ist«, schlug er vor. »Dann kann ich sicher sein, dass du dich nicht umgebracht hast.«

Jet schüttelte den Kopf. »Keine Sorge. Aber wir werden uns nicht mehr sehen. Nur, damit das klar ist.«

»Du vermisst ihn«, sagte Rafael. »Sogar jetzt in diesem Moment.«

Das stimmte, aber jetzt empfand sie den Tag, an dem der Unfall geschehen war, als einen Teil der Vergangenheit. Es

war gut, dass sie die Augen geöffnet hatte.

»Ich bin froh, dass du du warst«, sagte Jet.

Zum Abschied küsste er sie als er selbst, und dann lachten sie. »Ich auch«, sagte er.

Nachdem Rafael gegangen war, nahm Jet ein langes Bad, dann zog sie einen weißen Morgenmantel an und verputzte die Reste des Hähnchens. Sie ging ins Bett, rief Franny an und sagte ihr, wo sie war.

»Du bist nicht im Plaza Hotel«, entgegnete Franny. »Das kostet ein Vermögen.«

»Ich musste herkommen. Ich musste das zu Ende bringen, was in der Nacht damals passieren sollte.«

Entlang der Fifth Avenue gingen die Lichter an. Rafael würde gerade seine Schicht beenden und zu seinen Abendkursen gehen. Er hatte ihr erzählt, dass er Lehrer werden wollte. Sie ging zum Fenster und schaute hinaus. Sie glaubte ihn zu sehen, aber sie war nicht sicher. Immerhin kannte sie ihn kaum.

»Es ist herrlich hier«, sagte sie zu ihrer Schwester. Sie hatte vergessen, wie schön der Himmel zu dieser Tageszeit aussah.

»Kommst du morgen früh nach Hause?«, wollte Franny wissen. »Noch eine Nacht im Plaza können wir uns nicht leisten.«

»Ja«, versicherte Jet ihr. »Versprochen. Nach dem Frühstück vom Zimmerservice.«

Die Nacht im Plaza Hotel war die geringste ihrer finanziellen Sorgen; sie mussten Heizung, Strom und Steuern bezahlen, Dinge, um die sich früher ihre Eltern gekümmert hatten. Noch bevor sie das Geschäft eröffneten, waren ihre Ersparnisse beinahe aufgebraucht. Jet führte einen Papierzauber durch, weil sie hoffte, dass er ihnen Geld ins Haus bringen würde, dazu verbrannte sie einen mit Honig und Milch bestrichenen Dollarschein im Kamin. Der Zauber brachte ihnen nur eine einzige Bestellung ein, über einen Karton schwarzer Seife für eine kleine Apotheke in der Bleecker Street. Franny hatte das Rezept abgewandelt und benutzte Zutaten, die sie in der Stadt bekommen konnte. Vor ihrer Tür wuchsen weder Rosen noch üppige Kräuterbüsche oder Blumen wie in Isabelles Garten. Also machte sie das Beste aus dem, was ihr zur Verfügung stand. Der Ast einer Esche im Washington Square Park, zwei gesprenkelte Federn einer Taube, die in der West Fourth Street brütete, Blätter von den schwankenden Fliederbüschen in ihrem Garten. Das Ergebnis war gröber als nach Tante Isabelles Rezept und auch kräftiger. Wenn man sich damit wusch, war man nicht nur schön, man war auch bereit, in die Schlacht zu ziehen. Besonders gut war die Seife, wenn man mit der U-Bahn fuhr oder nach Mitternacht auf dunklen Straßen unterwegs war.

In den kommenden Monaten bestellte die Apotheke mehrere Kisten nach, aber diese Aufträge genügten nicht, um sich über Wasser zu halten. Als ihnen das Geld ausging, hatten sie keine andere Wahl, als sich von einigen Familienerbstücken zu trennen. Sie verkauften das gute Limoges-Porzellan ihrer Mutter zu einem schlechten Preis. Dann folgten die Emailletöpfe und die Broschen ihrer Mutter,

mit Edelsteinen besetzte Käfer, Seesterne und Schmetterlinge. An einem trüben Tag, an dem sie die Stromrechnung nicht bezahlen konnten, brachten sie fast alle Chanel-Kostüme und Dior-Kleider von Susanna Owens zum Secondhandladen in der 23rd Street nahe des Chelsea Hotels. Franny feilschte, so gut sie konnte, aber am Ende bekamen sie nur ein paar hundert Dollar für die zeitlosen Kleider, die ihre Mutter als junge, verliebte Frau in Paris gekauft hatte. Sie setzten sich in die Lobby des Chelsea Hotels und zählten ihr Geld.

»Du hättest hier übernachten können statt im Plaza«, sagte Franny. »Dann wären wir vielleicht nicht ganz so pleite.«

»Mein Schicksal war nicht hier.« Das angedeutete Lächeln auf Jets Lippen verriet sie.

»Ach so.« Jetzt verstand Franny. »Wie hieß dein Schicksal?«

»Das ist egal«, versicherte Jet ihr.

Franny kniff die Augen zusammen. »Liebe?«

»Auf keinen Fall. Wir haben nicht vor, uns wiederzusehen«, sagte Jet fröhlich.

»Wunderbar«, meinte Franny. »Dann bist du jetzt unsere neue Dornenmaid.«

»O nein«, sagte Jet. »Dieser Titel gehört für immer dir.«

»Wirklich?«, fragte Franny nachdenklich.

Jet stand auf und setzte sich neben ihre Schwester. »Franny, das war ein Witz. Du hast das weichste Herz von uns allen.«

»Unsinn«, antwortete Franny sofort, obwohl sie den Tränen nahe war. Es hatte sie sehr getroffen, die Kleider ihrer Mutter

in dem Secondhandladen auf Drahtbügel zu sehen.

»Doch, das stimmt. Es zeigt ja nur, dass ich dich besser kenne als du dich selbst«, sagte Jet. »Aber wofür hat man eine Schwester?«

Sie hängten an jeder Laterne in ihrem Viertel Poster auf, und Franny schaltete eine kleine Anzeige in der *Village Voice*, der alternativen Zeitung, deren Büro gleich um die Ecke am Sheridan Square lag. Am Tag der großen Eröffnung waren die Regale mit Heilmitteln gefüllt, und Edgar, der Reiher, wurde mit Bändern und Schleifen geschmückt im Schaufenster platziert. Bis Mittag hatten sich zu ihrer enormen Enttäuschung kaum Kunden in den Laden verirrt. Zwei junge Mädchen mit langen, glatten Haaren huschten auf der Suche nach der großen Liebe herein, und obwohl ihnen die Magie offenbar nicht geheuer war und sie der ausgestopfte Reiher ängstigte, beäugten sie kichernd die Gläser mit Knochen und Zähnen.

Franny schlug die Hände über dem Kopf zusammen, sie hätte lieber auf den Knien ihren Vorratsraum geschrubbt. Jet merkte dagegen, dass es ihr Spaß machte, ihre Mittel an die Frau zu bringen, und empfahl den Mädchen einen einfachen Trank: Rosmarinblätter, Anissamen, Honig und Rotwein. Seit dem Plaza Hotel fühlte sie mit allen Verliebten mit. Sie verriet den Mädchen, welches Hausmittel sie nutzen konnten, wenn ihnen das Geld ausging; für eine Ladenbesitzerin war es unklug, kostenlose Ratschläge zu verteilen, aber es passte zu Jet. Wollte man einen Geliebten anziehen, erklärte sie, musste man eine Zwiebel in einen Blumentopf pflanzen und ihr viel

Sonnenlicht und Wasser gönnen. Die Mädchen freuten sich darüber, dass etwas so Einfaches, streng Riechendes wie eine Zwiebel ihnen in Liebesdingen helfen sollte.

»Und das reicht?«, riefen sie begeistert.

Ja, sagte Jet, eine Zwiebel und ein reines Herz seien die besten Zutaten. Früher hatte sie auch einmal ein reines Herz besessen. Diese Mädchen waren zu jung und zu unschuldig für Taubenherzen oder mit Blut geschriebene Zaubersprüche. Sie hatten nicht die leiseste Ahnung, was Liebe anrichten konnte. Jet dagegen wusste es nur zu gut, und sollte sie es jemals vergessen, sollte sie mitten in der Nacht aufwachen und nicht wissen, wo oder wer sie war, würde die Narbe in ihrem Gesicht sie immer daran erinnern. Man musste genau hinsehen, um die zarte Linie zu entdecken, aber sie war da. Wenn Jet über ihre Wange strich, spürte sie die Narbe, und dann waren ihre Gedanken wieder bei dem berstenden Glas und dem dumpfen Knall, mit dem das Taxi Levi getroffen hatte. Dann rief sie Rafael an, der sie mittlerweile besser kannte als jeder andere. Es war keine Liebe, auf keinen Fall, aber er hatte recht behalten. An dem Abend im Plaza Hotel hatte er Jet davor bewahrt, ihren Plan in die Tat umzusetzen, und jetzt fühlte er sich für sie verantwortlich. In gewisser Weise gehörten sie zusammen. Ihm war klar gewesen, was sie vorhatte. Sie hatte an jenem Abend eine Tollkirschentinktur mitgenommen, ein Gemisch, das schnell Schwindel und Übelkeit auslöste, gefolgt von Schwäche und Atemproblemen. Sie wollte die Tinktur schlucken, sich dann in die Badewanne legen, und wenn sie ohnmächtig geworden wäre, wäre sie ertrunken; ein passendes Ende, wie sie fand. Niemand konnte oben treiben, wenn er diese Tinktur getrunken hatte, nicht

einmal sie. Rafael hatte ihre Pläne durchkreuzt, als er einfach ins Zimmer gekommen war und sich neben sie gelegt hatte. Er hatte sie daran erinnert, dass sie lebte.

Bei ihrem letzten Treffen hatte sie ihm den Alchemiebaum gezeigt. Sie hatten einen Sechserpack Bier mitgenommen, und nach der zweiten Flasche hatte Rafael zugegeben, dass er ihren Plan durchschaut hatte, als sie seine Hilfe abgelehnt und ihm trotzdem fünf Dollar Trinkgeld gegeben hatte. Im Gegenzug hatte er ihr das Leben gerettet. Er war ihr Geheimnis, und sie hütete es gut. Es war keine Liebe, aber für sie war es mehr. Er war jemand, dem sie vertraute.

Vincent hatte aufgehört, irgendwelche Frauen mitzubringen, was seine Schwestern sehr erleichterte. Sie hatten nie gewusst, wen sie in der Küche treffen würden, wenn sie morgens ihren Kaffee kochen wollten. Eine Teenagerin aus Long Island, mit nichts als einem T-Shirt bekleidet, eine Kellnerin aus dem Kettle of Fish, eine Studentin von der NYU, die mit einem verwirrten, verzauberten Gesichtsausdruck durchs Haus wandelten.

»Was versprichst du dir eigentlich davon?«, hatte Franny einmal gefragt. Sie saß am Tisch und aß Toast. Gerade hatte sich eine Frau Rührei gemacht und war dann gegangen, ohne sich auch nur vorzustellen.

»Was soll das heißen?«, knurrte Vincent abwehrend, obwohl er darüber nachgrübelte, warum er nie etwas für die Frauen empfinden konnte, die er mit nach Hause brachte.

»Schon gut. Vergiss es.«

»Was kümmert es dich überhaupt?«, gab Vincent zurück.

»Tut es gar nicht!«

Sie sprachen nicht über Gefühle oder gaben auch nur zu, dass sie welche hatten, also behielt Franny ihre Vermutungen für sich.

»Ich glaube, wir sind gestört. Vielleicht hätten wir Dads Buch lesen sollen«, überlegte Vincent. »Dann wären wir jetzt normaler.«

Tatsächlich hatte Franny es gelesen. Sie hatte ein lächerliches Buch mit absurden Theorien über Genetik erwartet. In Wirklichkeit war *Ein Fremder im Haus* eine Liebeserklärung von Dr. Burke-Owens an seine Kinder, was keines von ihnen je vermutet hätte. Franny war von der herzlichen, liebevollen Einstellung ihres Vaters jedenfalls sehr überrascht.

Vielleicht sind Ihre Kinder ganz anders als Sie, hatte er geschrieben, vielleicht staunen Sie über sie oder fühlen sich sogar abgestoßen, wenn sie über die Stränge schlagen, wenn sie aus dem Fenster klettern, minderjährig Alkohol trinken und sich an keine Regel halten, aber Sie werden Ihre Kinder lieben, wie Sie es nie für möglich gehalten hätten, egal, was aus ihnen wird.

Das ganze Jahr lang hatte Vincent an Straßenecken und in U-Bahnhöfen Musik gemacht und damit Geld verdient. Seine außergewöhnliche Stimme lockte ganze Mensentrauben an, vor allem, wenn er von schwierigen Zeiten sang. Bei diesen Auftritten spürte er eine Verbindung zu den Menschen, aber

wenn er seine Gitarre weglegte, fühlte er sich leer. Es war, als wäre er als Säugling entführt worden und als Wechselbalg zurückgekehrt, als hätte ihm jemand das Herz aus der Brust gerissen und hielt es irgendwo unter Verschluss.

Schon früher war er eine Nachteule gewesen, jetzt hatte er eine Schar Gleichgesinnter gefunden. Er besuchte die Clubs in der 8th Street – Cafe Au Go Go, The Bitter End, das Village Gate – und schaute oft im San Remo vorbei, dem Treffpunkt sowohl unbekannter als auch großer Dichter, darunter Burroughs, Ginsberg, Corso und Dylan Thomas. Vincent hörte den Dichtern zu, die es niemals schaffen würden, und denen, die kurz davor waren, die Bedeutung und die Grenzen der Lyrik zu verändern. Sooft es ging, sah er sich Bob Dylan im Gerde's an. Dylan machte sich einen Namen als Poet und Musiker mit einer eigenen, unverkennbaren Stimme. Das war wahre Schönheit. Dylan zeichnete eine Seelenlandschaft. Um das zu tun, musste man gewissermaßen sein Innerstes offenbaren, und dazu war Vincent nicht in der Lage.

Mittlerweile kannte man ihn in den Clubs. Er traf auf alte Bekannte aus dem Jester, und weil sie ihn mit *Zauberer* anredeten, blieb der Spitzname hängen. Wenn er sprach, dann so leise, dass sich sein Gegenüber vorbeugen musste, um ihn zu verstehen, und dann geschah etwas Magisches. Vincent war noch attraktiver als früher, doch das machte nur einen Teil seines Zaubers aus. Es kamen Gerüchte auf. Die Leute sagten, er könne einem die Taschen ausräumen, ohne einen auch nur zu berühren. Er pflückte anderen Songtexte aus dem Kopf; entweder konnte er Gedanken lesen, oder man hatte einen Refrain ausgeplaudert, und wenn er dann ein paar Wörter hinzufügte, wurde der Text um Längen besser als alles, was

man sich selbst hätte ausdenken können, und am Ende erkannte man seine eigene Musik nicht wieder. Er hatte immer ein Buch mit Zaubersprüchen dabei, und für die richtige Summe konnte er das eine oder andere in die Wege leiten. Das Unerwartete wurde plötzlich wahr. Ein Mädchen, das einen nie beachtet hatte, lief einem nach Hause nach. Man bekam einen Job, für den man nicht qualifiziert war. Ein Brief kündigte eine Erbschaft von einem Verwandten an, von dem man gar nichts gewusst hatte.

Für kurze Zeit kellnerte Vincent im Gaslight, wo er sich dankenswerterweise umsonst durch die ausgefallene Karte essen durfte: Dattel-Nussbrot mit Frischkäse, Käsetoast, Rindfleischburger, Pink Lemonade und verschiedene Eiskreationen, die er für Jet mit nach Hause schmuggelte. Minze, Brandy, Rum, Schokolade und Vanille. Er musste den ganzen Weg bis zur Greenwich Avenue rennen, damit das Eis nicht schmolz und süße, klebrige Pfützen auf dem Gehweg hinterließ. Irgendwann wurde er rausgeworfen, weil eine beleidigte Kellnerin, die er zurückgewiesen hatte, dem Geschäftsführer steckte, dass er noch nicht volljährig war.

An den Wochenenden schaute er meistens bei Nedick's vorbei, einem Hotdogladen an der Ecke 8th Street und Sixth Avenue, bevor er weiter zum Washington Square Park ging, wo sich sonntagnachmittags Folkmusiker trafen. Seine Gitarre war noch dieselbe Martin, die er mit vierzehn gekauft hatte; das Instrument schien Gefühle auf eine Art empfinden und vermitteln zu können, die er selbst bei sich vermisste. Wenn er auftrat, war er ganz beseelt, seine Stimme war mit anmutiger Leichtigkeit gesegnet. Und dann hörte er auf und fühlte sich wieder leer, wie ein hohles Schilfrohr, durch das der Wind

blies, ein weiterer junger Mann mit schwarzer Jacke, der sich an der Ecke MacDougal und Bleecker herumdrückte.

»Bist du sicher, dass du erst siebzehn bist?«, fragte der beste Gitarrenlehrer in New York, Dave Van Ronk, nachdem Vincent mit einer Gruppe älterer Männer im Park gespielt hatte. Van Ronk wurde der Bürgermeister der MacDougal Street genannt, er war ein Freund von Dylan und selbst eine Legende.

»Ich bin mir mit gar nicht sicher«, antwortete Vincent, schüttelte die Hand des großen Mannes und achtete darauf, dass er einmal im Leben nicht den Mund zu voll nahm.

»Tja, dann spiel weiter«, sagte Van Ronk. »Damit solltest du dir wirklich sicher sein.«

Zu dieser Zeit träumten Kinder von Atombombentests und Meteoriten. Unterschwellige Spannungen waren spürbar, wie eine Welle, die Rassenunruhen in den Städten, der blutige Krieg am anderen Ende der Welt. Wenn Vincent durch den Washington Square Park ging, hörte er die Gedanken der Menschen, die ihm entgegenkamen, er spürte ihre innere Zerrissenheit so heftig, dass er manchmal dachte, er würde verrückt. Jetzt verstand er, warum es ihm nichts auszumachen schien, dass sie ihre Gabe verloren hatte. Die Stimmen der Toten zu hören, die unter den zementierten Wegen in den anonymen Gräbern des Armenfriedhofs lagen, war schrecklich. Nahezu vergessen lagen sie unter der Erde und riefen nach jedem, der sie hören könnte. Für sie war die Welt ein Jammertal gewesen. Die Ermordeten, die Verstoßenen, die Kranken, die Elenden, Opfer und Verbrecher, sie alle riefen,

und er hörte sie. Er wünschte, er wäre nicht hellsichtig. Was ihm als Kind wie ein Spiel vorgekommen war, quälte ihn jetzt. Er wollte das Leid anderer Menschen nicht mitempfinden oder sie besser kennen als sie sich selbst.

Er gewöhnte sich an, eine schwarze Mütze mit eingewebten Metallfäden zu tragen, um seine Hellsichtigkeit zu unterdrücken. Die Mütze hatte er in der Lower East Side gefunden, wo er auch sein erstes Zauberlehrbuch gekauft hatte. Er hatte Franny nie die Wahrheit gestanden, aber vom *Magus* hatte er zuerst in einem Buch gelesen, das er im Büro ihres Vaters gefunden hatte, weil Dr. Burke-Owens sich mit Folklore, alter Magie und den Jung'schen Archetypen beschäftigt hatte. Vincent war noch ein Kind gewesen, trotzdem hatte er gewusst, was er wollte. Er wollte der Beste auf seinem Gebiet sein, koste es, was es wolle. Auf seiner Suche nach dem *Magus* klapperte er sämtliche Buchhandlungen ab, aber die Verkäufer lachten ihn nur aus und sagten, alle Exemplare seien vor langer Zeit verbrannt worden. Dann stieß er auf einen zwielichtigen, zgedröhnten Verkäufer, der in einem notdürftig hergerichteten Zimmer eines leerstehenden Hauses magische Dinge verhökerte. Dort fand Vincent das Buch in einer Schubkarre unter einer fadenscheinigen Decke. Für den Text gab er dem Alten fünfzig Dollar, die er einem Patienten seines Vaters aus der Tasche geklaut hatte, und eine Perlenkette seiner Mutter. Er dachte, der Verkäufer habe keinen blassen Schimmer, wie viel sein Schatz tatsächlich wert war, aber dann sagte der alte Mann zu Vincent: »Das Ding will ich schon lange loswerden. Es führt dich auf den falschen Weg, wenn du nicht aufpasst. Es ist eine Last.«

Auf der Suche nach der Mütze mit den Eisenfäden kehrte Vincent zu dem Haus zurück, aber der alte Magiehändler war längst nicht mehr da. Mittlerweile hatten Hausbesetzer das Gebäude übernommen. Sie wollten Vincent vertreiben, als er sich im ehemaligen Zimmer des Alten umsah und in einem Regal die Mütze entdeckte, als wäre sie für ihn bestimmt. In die Ecke getrieben, entzündete Vincent ein Feuer ohne Flamme oder Holz, und die Hausbesetzer wichen zurück. In dem maroden Gebäude fühlte Vincent sich seltsam heimisch. Er hatte nicht vergessen, was seine Tante ihm beigebracht hatte, die oberste Regel der Magie lautete: *Schade niemandem*. Doch das war nicht die Welt, zu der er sich hingezogen fühlte. Zaubersprüche, Flüche, Beschwörungen, um geistige Krankheiten aufzuerlegen, so etwas konnte süchtig machen, vor allem, wenn Kunden bereit waren, dafür hohe Preise zu zahlen.

Im Zimmer seines Vorgängers bot er seine Dienste an. Er führte Analogiezauber aus, die ihn zum Teil so erschöpften, dass er tagelang schlafen musste, um wieder zu Kräften zu kommen. Nach kürzester Zeit hatte er eine Reihe wohlhabender Kunden, die nicht viel auf die Dreierregel gaben. Sie wollten selbst dafür sorgen, dass das Böse auf seine Urheber zurückfiel. Dafür musste man eine Kerze rückwärts abbrennen oder einen Gefäßzauber mit Spiegeln einsetzen. Mit einem Schadzauber konnte man einen Feind, oft einen Geschäftsrivalen, binden, wobei ein Foto, eine Puppe oder eine andere Abbildung denjenigen darstellte, der verflucht werden sollte. Einige Zauber waren schmerzhaft und riskant. Alle waren unmoralisch. Trotzdem kaufte und verkaufte Vincent die Paraphernalien von Eifersucht und Hass: Münzen,

Spiegel, Kämmen, Pyramiden, Figuren, Amulette zum Schutz und solche, die schaden sollten. Franny hatte von Anfang recht gehabt, was seine magischen Neigungen betraf. Sie brachten Ärger, hatten sie schon immer.

Seine Schwestern liebten ihn, aber er konnte nicht so sein, wie sie ihn haben wollten. Sie brauchten nicht zu wissen, womit er sein Geld verdiente. Wenn er Taschen voller Lebensmittel nach Hause brachte und alle Rechnungen bezahlte, fragten sie, wie er sich das leisten könne. Er antwortete nur: »Was soll ich sagen? Ich bin ein großartiger Kellner.« Er erwähnte nicht, dass er die Stelle im Gaslight verloren hatte. Glaubten sie wirklich, sie könnten ihre Ausgaben mit Trinkgeldern decken? Oder mit den Einnahmen aus dem Laden, in den sich an den meisten Tagen kein Kunde verirrt?

Im Washington Square Park gab es einen Typen, der gewisse illegale Gegenstände für solche Zauber vertrieb – Fläschchen mit Blut, Herzen und Lebern von Tieren –, und er warnte Vincent, er solle in der Welt des Okkulten vorsichtig sein. *Was du aussendest, fällt auf dich zurück*, hatte der Mann mit belegter Stimme geflüstert. *Nicht gleich stark, sondern dreifach. Was glaubst du wohl, was mit deinem Vorgänger passiert ist? Wirst du damit fertig, Bruder?*

Vincent ignorierte die Warnung. Er wusste, dass er sein Talent vergeudete, aber das kümmerte ihn nicht. Alles hatte seinen Preis. Was man bekommt, muss man auch geben. Dafür hatte er jetzt Geld, und von einem Fluch oder Zauber merkte er nichts. Wenigstens noch nicht. Er fand sogar treue Zuhörer im Village. Er hatte mit Beschwörungen aus dem *Magus*

nachgeholfen, aber was machte das schon? Ruhm machte süchtig, sogar das bisschen, zu dem er es gebracht hatte. Im Park versammelten sich die Leute um ihn, und oft wartete schon eine Gruppe, wenn er ankam. Aber er fragte sich, ob es die Magie war, die sie anlockte, und wenn sie sich zerstreuten, fühlte er sich furchtbar allein. Er könnte es Wirklichkeit werden lassen, wenn er wollte, die Menschenmengen, den Ruhm, die Platten, ein Leben als Star. Doch zu welchem Preis? Ihm fiel eine Geschichte ein, die Franny ihm erzählt hatte, als er noch klein war. Ein Barde hatte es durch Magie zu höchstem Ruhm gebracht. *Mach dir keine Sorgen um den Preis*, riet der Zauberer, den der Sänger aufgesucht hatte. Doch dann war es so weit, die Hilfe musste vergolten werden, der Barde konnte es sich nicht mehr anders überlegen. Erst da fand er heraus, dass der Preis seine Stimme war.

An seinem Geburtstag im September ging Vincent abends in der Dämmerung nach Hause, eine große, düstere Gestalt, beunruhigt über die Zauber, an denen er in letzter Zeit beteiligt gewesen war. Jedes Mal, wenn er für ein verderbtes Vorhaben – einen Rivalen scheitern oder eine Ehefrau verschwinden zu lassen – einen Zauber verkauft hatte, kam es ihm vor, als hätte er einen Teil seiner Seele verkauft. Es brachte ihm genug Geld zum Leben ein, aber er schlief erst unruhig und irgendwann gar nicht mehr. Mitten in der Nacht zog er sich an und lief benommen durch die Straßen, mit einem leeren Gefühl in sich, als wäre er ausgehungert und könnte nicht genug bekommen, um seinen Hunger zu stillen. Er wollte aufhören, aber wenn die Magie einmal gepackt hatte, den ließ sie nicht los.

Er wurde achtzehn, fühlte sich aber viel älter. Meister des Verdrängens, Meister dunkler Magie, Meister der Lügen und

der Einsamkeit. Was half es ihm, ein Zauberer zu sein, wenn er sich nicht glücklich zaubern konnte?

Jetzt verspätete er sich zu seinem eigenen Geburtstagsessen. Jet kochte zur Feier des Tages sein Lieblingsgericht: Coq au vin mit Kartoffeln und frischen Erbsen. Franny hatte Tante Isabelles beschwipsten Schokoladenkuchen gebacken, an dem man nur riechen musste, um betrunken zu werden. Aber er war noch nicht bereit für eine Feier, er konnte nicht vorgeben, glücklich zu sein. Am Sheridan Square setzte er sich auf eine freie Bank und betrachtete die alten Straßenlaternen, die seit über zweihundert Jahren dort standen. Er dimmte ihr Licht, dann schaltete er es ganz aus. Es konnte sich mit ihm zum Bösen wenden, das war ihm klar. Was würde dann passieren? Würde er seine Stimme verlieren? Würde er es nicht mehr wiedergutmachen können?

Er rauchte einen Joint und legte den Kopf in den Nacken. Am rußschwarzen Himmel war kein Stern zu sehen. Achtzehn Jahre lang ein Lügner, dachte er. Als er den Blick senkte, sah er ein Wesen, das ihn anstarrte.

»Wenn du was von mir willst, hast du dir den Falschen ausgesucht«, warnte er. »Ich verwandle dich in ein Kaninchen.«

Das Tier kam ihm so nah, dass Vincent seinen heißen Atem spüren konnte. Es war kein Kaninchen, sondern ein schwarzer Schäferhund ohne Halsband oder Leine. Der Hund betrachtete ihn ernsthaft, in seinen Augen schimmerten goldene Flecken. Trotz seiner finsternen Gemütsverfassung lächelte Vincent. »Freund oder Feind?«, fragte er. Als Antwort reichte der Hund

ihm eine Pfote, und Vincent schüttelte sie. »Du bist sehr gut trainiert«, sagte Vincent bewundernd. »Wenn du keinen Namen hast, nenne ich dich Harry, nach dem größten Magier, Mr. Houdini. Ich würde ja noch mit dir deine Lage erörtern, aber ich habe heute Geburtstag und muss nach Hause.«

Der Hund folgte ihm über die Sixth Avenue bis zur Greenwich Avenue. Vincent blickte sich um und blieb abrupt stehen. »Wenn das so ist, können wir auch zusammen gehen. Wir sind spät dran fürs Abendessen.«

Vincent hatte keine Freunde, aber als er zu Hause ankam, hörte Franny, wie er im Flur mit jemandem sprach. Neugierig sah sie nach. Ein riesiger deutscher Schäferhund wartete geduldig, während Vincent seine Jacke aufhängte. Männliche Zauberer hatten oft schwarze Hunde, so stand es zumindest in den Texten in der Bibliothek. Franny war sofort klar, dass dieses Tier Vincents Vertrauter war, sein Doppelgänger und Alter Ego, ein Wesen einer anderen Art, das seinen Geist teilte.

Der Hund folgte Vincent wie ein Schatten in die Küche, legte sich unter den Tisch und wartete darauf, was sein Meister als Nächstes tun würde. Jets kleine Katze kreischte, als sie den großen Hund sah, dann sprang sie Jet aus den Armen, rannte hinaus und flitzte die Treppe nach oben in Sicherheit. Der Hund sah ihr ungerührt hinterher. Er wollte sich offenbar nicht dazu herablassen, die Katze zu jagen.

»Arme Wren!«, seufzte Jet. »Ihr trautes Heim wurde von einem Bruder ruiniert.«

»Wie unseres?«, neckte Fran.

»Ihr wisst genau, dass ihr euch wahnsinnig gefreut habt, als ich geboren wurde. Oder habt ihr diese Krankenschwester angeheuert, um mich loszuwerden? Vielleicht vergebe ich euch, wenn es beschwipsten Schokoladenkuchen gibt.« Vincent wirkte viel fröhlicher als sonst, er war richtig glücklich darüber, dass das Schicksal ihn überraschen konnte.

»Nur, wenn du uns sagst, wer dein Freund ist«, entgegnete Franny. Als Geburtstagsgeschenk für ihn hatte sie sich gewünscht, dass er nicht so alleine war, und ein mit Honig bestrichenes Blatt verbrannt, um den Zauber zu vollenden, und jetzt saß er hier mit einem Begleiter.

»Das ist Harry.« Als der Hund seinen Namen hörte, hob er den massigen Kopf. »Er bleibt jetzt bei uns.« Die Schwestern warfen sich einen Blick zu, und Vincent fügte hinzu: »Mit ihm im Haus wird hier niemand einbrechen, das müsst ihr zugeben.«

»Würde sowieso niemand«, sagte Franny, »an der Tür hängt ein Schutzzauber.« Aber sie füllte für den Hund schon einen Teller mit klein geschnittenem Hähnchen und Reis. Sie war zufrieden; jeder wusste, dass Hunde die Einsamkeit vertreiben konnten. »Herzlichen Glückwunsch, lieber Vincent.«

Es war ein lustiges Abendessen, und als sie fertig waren, brachte Vincent unaufgefordert den Müll hinaus, um die Ecke in die Gasse, wo ein Dutzend Mülltonnen standen. Er pfiff sogar. Im Grunde hatte er seine Jugend nie gemocht, vielleicht würde ihm das Leben als Erwachsener besser gefallen. Er atmete die Nachtluft ein und lauschte den Klängen der Stadt, die er liebte: Sirenen in der Ferne, Lachen und

Anmachsprüche auf offener Straße. In diesem Moment entdeckte er eine Karte auf der Mülltonne. Die Tinte war verblasst und mit bloßem Auge kaum noch erkennbar, aber Vincent konnte die Nachricht entziffern. *Abrahadabra*. Das Wort stammte aus dem Aramäischen und bedeutete *Ich erschaffe, was ich spreche*, ein mächtiger mystischer Segen und Fluch zugleich. *Zuerst folge der Bleecker Street*.

Vincent schaute sich um. Es war niemand zu sehen, er war allein an diesem dunklen, milden Abend. Trotzdem schlug sein Herz schneller. Offenbar wurde er erwartet.

Er verließ das Haus, nachdem seine Schwestern zu Bett gegangen waren. Das machte er fast jeden Abend, aber dieses Mal war es anders. Sein Weg führte ihn nicht zum Jester, um sich stundenlang volllaufen zu lassen. Vincent fühlte sich seltsam beschwingt, als er über die Greenwich Avenue Richtung Bleecker Street lief. An der Ecke fiel ihm ein Straßenschild auf, das er nicht kannte. Herring Street stand darauf, der ursprüngliche Name der Straße, in der Thomas Paine gewohnt hatte, aber er wurde seit über zweihundert Jahren nicht mehr benutzt. Etwas Seltsames ging vor sich. Die Gegenwart und die Vergangenheit gingen ineinander über; Mögliches und Unmögliches waren jetzt miteinander verwoben. Nun, wenn sein achtzehnter Geburtstag so gefeiert werden sollte, dann bitte. Heute Abend war er ein Mann. In den Augen des Staates New York war er jetzt erwachsen.

Vom Asphalt stieg Nebel auf, während Vincent der Grove Street folgte, in der Thomas Paine 1809 gestorben war. Zu Ehren von Paines Schrift *Das Zeitalter der Vernunft* waren die umliegenden Straßen nach Stützfeilern der Aufklärung

benannt: die Art Street, die Straße der Kunst, war jetzt Teil der 8th Street, aus der Science Street, der Straße der Wissenschaft, war der Waverly Place geworden, und die Reason Street, die Straße der Vernunft, hieß jetzt Barrow Street. Nur die Commerce Street, die Straße der Wirtschaft, zwischen der Seventh Avenue und der Barrow, trug als Überbleibsel der Vergangenheit noch ihren ursprünglichen Namen. Vincent hatte eine schmale Gasse betreten, die ihm noch nie aufgefallen war. Die Conjure Street, die Straße der Beschwörungen. Hier fand er ein Stadthaus aus Holz und Backstein mit einem Löwenkopf als Türklopfer. Er ging hinein und merkte, dass es ein Privatclub war, trotzdem hielt ihn auf dem Weg zur Bar niemand auf.

Er bestellte einen Whiskey, ohne den Mann zu beachten, der sich neben ihn setzte. »Wie schön, dass du kommen konntest«, sagte der Fremde. »Ich bin ein großer Fan.«

»Von Folkmusik?«

»Von dir.«

Vincent wandte sich ihm zu. Der Mann neben ihm trug zu einem grauen Anzug ein Hemd aus feinem Leinen und hatte etwas an sich, das Vincent nervös machte. Ausnahmsweise hielt er den Mund.

»Redest du generell nicht mit Fremden? Das will ich nicht hoffen«, sagte der Mann.

Er ließ eine Hand auf Vincents Arm fallen. Für Vincent fühlte sich die Berührung an wie ein Stich, aber er zog den Arm nicht zurück. Er ließ das Gefühl einfach zu, als wollte er es so, als wüsste er nicht, wie er jemals ohne dieses Stechen gelebt hatte.

»Ich habe dich im Park spielen gehört. Ich bin sonntags fast immer da.«

Vincents Blick blieb an den dunklen, glänzenden Augen des Mannes hängen. Als er antworten wollte, versagte seine Stimme. Er, der sich mit seinem Geschwätz sein Leben lang Ärger eingebrockt und sich wieder rausgeredet hatte, der eine Krankenschwester am Tag seiner Geburt und danach jede Frau, die er traf, verzaubert hatte, ohne für eine von ihnen etwas zu empfinden, war verstummt, als wäre er verhext.

»Ich finde, ich sollte eine Ausnahme von der Regel sein. Sprich mit mir«, drängte der Mann. »Du wirst nachher froh sein.« Vincents neuer Bekannter stellte sich als William Grant vor und sagte, er lehre Geschichte an der progressiven New School, obwohl er für einen Dozenten viel zu jung wirkte. »Ich habe darauf gewartet, dass du mich bemerkst, aber weil das nicht passiert ist, dachte ich, ich lade dich hierher ein. Die Karte war von mir. Du weißt so gut wie ich, Vincent, dass uns nicht alle Zeit der Welt bleibt.«

William hob demonstrativ sein Glas, um beim Barkeeper eine neue Runde zu bestellen. In diesem Moment geschah etwas mit Vincent. Ihm wurde klar, dass er ein Herz hatte. Es war eine echte Überraschung für ihn. Verblüfft lehnte er sich auf dem Barhocker zurück. Das war es also, so fühlte man sich, wenn man hingerissen war, wenn man sich für niemanden sonst im Raum interessierte, für niemanden in der ganzen Stadt. Endlich hatte er vor sich, wen er im Spiegel gesehen hatte – den Mann, in den er sich verlieben würde.

Sie gingen in Williams Wohnung in der Charles Street. Selbst wenn Vincent es irgendwie hätte aufhalten können,

hätte er es nicht getan, weil einem so etwas nur einmal im Leben passierte, und auch nur, wenn man Glück hatte. Alles lief ab wie in einem Traum. Eine Tür öffnet sich, jemand ruft deinen Namen, dein Herz schlägt schneller, und alles ist vertraut, trotzdem weißt du nicht, wo du bist. Du fällst, bist in einem Haus, das du nicht wiedererkennst, und doch willst du hier sein, du wollest schon dein Leben lang hier sein.

Vincent konnte nicht fassen, wie heftig seine Gefühle waren. Er war mit so vielen Frauen zusammen gewesen und hatte nichts empfunden. Jetzt brannte er, er war einem anderen Menschen ausgeliefert, und seine Begierde machte ihn verlegen. Er war immer stolz darauf gewesen, ein Einzelgänger zu sein, dem egal war, was andere dachten, und jetzt war es alles, was zählte. Wenn William seine Hände über Vincents Körper gleiten ließ, wurde sein Blut ganz heiß, er wollte hier sein und nirgendwo anders. Früher war es beim Sex nur darum gegangen, was andere für ihn tun konnten. Er war egoistisch und gedankenlos gewesen, aber jetzt war er ein vollkommen anderer. Was sie miteinander machten, war eine Art Magie, es war rauschhaft und entrückend.

In dieser Nacht ging Vincent nicht nach Hause. Er verschwendete keinen Gedanken daran, ob er aß oder schlief oder ob seine Schwestern sich Sorgen machten, ihm könne etwas zugestoßen sein. William stellte eine Polaroidkamera auf und fotografierte sie zusammen. Wie durch Zauberei erschienen sie auf den Bildern, zum Greifen echt. Auf jedem Foto umarmten sie sich. Sie wirkten wie ein einziger Mensch, und das ließ Vincent doch unruhig werden. Wenn zwei zu einem wurden, würde das, was dem einen widerfuhr, auch dem

anderen schaden. Ihm brach kalter Schweiß aus, als er an den Fluch dachte.

Es scherte ihn nicht, ob er selbst zugrunde ging; Ärger musste ihn nicht suchen, Vincent hielt direkt auf ihn zu. Bei Williams Schicksal lag die Sache anders. Keine Liebe, versprachen er und Franny sich immer; sie mussten sich nur ansehen, was Jet widerfahren war. Alles, nur das nicht. Und trotzdem blieb Vincent, er konnte den Traum, in den er gestolpert war, nicht aufgeben, diesen Traum, den er schon immer in sich trug und hatte verdrängen müssen.

An ihrem siebten gemeinsamen Tag verstummte Vincent, erschöpft vom Sex und seinen eigenen Ängsten, die ihn in ihren Fängen hielten und nicht loslassen wollten.

»Was ist los?«, fragte William.

Vincent brachte es nicht über sich, von dem Fluch zu sprechen oder diesen Gedanken auch nur in ihr Zimmer zu lassen, obwohl William es besser verstanden hätte als jeder andere Mann. Auch er entstammte einer Familie von Hexen und war mit Matthew Grand verwandt, der in Windsor, Connecticut der Hexerei beschuldigt und freigesprochen worden und anschließend verschwunden war. Nach dem Prozess gab es keine amtlichen Vermerke mehr über Williams Vorfahr, aber die waren auch nicht nötig. Er war nach New York gekommen und hatte sich mit seiner Familie auf Long Island niedergelassen, wo William jeden Sommer im Haus der Familie an der Küste verbracht hatte. Er hatte eine zwanglose Art, war aber direkt und mit sich selbst im Reinen. Er war in Harvard gewesen und kannte daher auch Massachusetts. Seine Abschlussarbeit hatte er über John Hathorne geschrieben, den

Hexensucher und Richter, der so viele von ihnen zum Tode verurteilt hatte, und einige der Kurse, die er an der New School leitete, hatten Außenseitergesellschaften zum Thema.

»Kennst du dein Schicksal?«, fragte Vincent, als sie eng umschlungen dalagen.

»Ich kenne deines.« William lachte. »Ich habe es dir gesagt, als wir uns kennengelernt haben.«

»Im Washington Square Park zu singen?«

William grinste. »Mit mir zusammen zu sein.«

Als Vincent nicht nach Hause kam, war Franny die ersten beiden Tage krank vor Sorge, die nächsten beiden wütend und danach einfach nur noch verletzt.

»Er kommt schon zurück«, sagte Jet immer wieder. »Du kennst Vincent doch.«

Franny führte den Hund aus. Er zog an der Leine bis zur Ecke der Bleecker Street, dort blieb er verwirrt stehen und weigerte sich weiterzugehen, bis Franny ihn nach Hause zerrte. Sie fragte sich, ob ihr Geburtstagswunsch das Gegenteil bewirkt hatte und Vincent sich noch weiter von ihnen entfernt hatte.

»Du würdest wissen, wenn etwas Schlimmes passiert wäre«, beruhigte Jet ihre Schwester. »Du kannst immer noch hellsehen.«

Dann rief Vincent endlich an und sagte, es tue ihm leid, dass er sich nicht gemeldet habe.

»Nicht gemeldet?« Franny hatte kaum ein Auge zugemacht, seit ihr Bruder verschwunden war. »Ich hatte Angst, du wärst ermordet worden.«

»Schlimmer«, sagte Vincent. »Ich habe mich verliebt.«

»Sehr witzig«, sagte Franny.

Er hatte so viele Verehrerinnen gehabt, und keine einzige war ihm wichtig gewesen. Vincent verstand die Antwort seiner Schwester und lachte. »Das ist was anderes, Kleines.«

»Du klingst auch anders.« Franny suchte schon nach einem Salzstreuer und frischem Rosmarin, um zu vertreiben, was ihn befallen hatte.

»Ich bin ganz ich selbst«, versicherte Vincent ihr.

Er nannte ihr eine Adresse und lud sie ein, sich selbst davon zu überzeugen. Franny packte alle Zutaten ein, die sie brauchen könnte, nahm den Hund an die Leine und marschierte los. Allerdings hatte Vincent ihr eine seltsame Beschreibung gegeben, und die Straßen kamen ihr nicht bekannt vor. Schließlich erreichte sie die Conjure Street. Es dämmerte schon, als sie dachte, sie hätte Vincent auf der Veranda eines alten Stadthauses entdeckt, aber Harry bellte nicht zur Begrüßung, und ein anderer Mann stand dort und winkte ihr zu. Misstrauisch ging Franny weiter. Der Hund dagegen lief sofort zu dem Fremden, der sich als William Grant vorstellte. Er war nicht besonders attraktiv, besaß aber Charisma, und selbst Franny war von ihm angetan.

»Ich treffe mich hier mit meinem Bruder.« Franny musterte William genauer. Seine dunklen Augen, seinen sensiblen Blick, seine beeindruckende Ausstrahlung.

»Ich mich auch.«

»Wirklich?«

Es waren schon unzählige Menschen nach Vincent verrückt gewesen; Franny nahm an, sie habe nur einen weiteren Verehrer vor sich. Sie sah es immer noch als ihre Aufgabe an, ihren Bruder zu beschützen, wie in ihrer Kindheit. Jede Woche steckte sie ihm ein Schutzamulett in die Jackentasche, ein Säckchen aus schwarzem Stoff, zusammengebunden mit einem roten Faden und gefüllt mit Gewürznelken und Schlehdorn. Allerdings fand sie die Amulette oft weggeworfen auf der Straße.

»Mit dir will ich mich auch treffen«, sagte der Mann. »Dein Bruder war zu schüchtern, er wollte bei unserem ersten Gespräch nicht dabei sein.«

»Mein Bruder? Schüchtern? Wir reden nicht über denselben Menschen.«

William lachte. »Das ist alles ganz neu für ihn.«

»Aber für dich nicht?«

»Wenn es darum geht, sich zu verlieben, doch.« Als Franny nicht antwortete, war es jetzt William, der sie anstarrte. »Das kann dich doch nicht überraschen. Er glaubt, dass du es vor ihm gemerkt hast.«

Sie hatte gewusst, dass Vincent sich noch nie in eine Frau verliebt hatte. Die Nachbarin ihrer Tante, die ihn verführt hatte, die Studentinnen, die Kellnerinnen, die Fans seiner Musik, sie alle hatten nichts bedeutet. Die meisten hatte er nur einmal getroffen, und oft konnte er sich nicht an ihre Namen erinnern. Aber mit William Grant war es anders. Das war

Franny klar, sobald ihr Bruder zu ihnen nach draußen kam und William ansah.

»Jetzt weißt du es also«, sagte Vincent.

»Ich glaube, ich wusste es schon immer«, antwortete Franny.

»Tja, jetzt ist die Katze aus dem Sack.«

»Du hast sicher nichts dagegen, wenn wir uns unter vier Augen unterhalten«, sagte Franny zu William und griff nach Vincents Arm.

»Natürlich nicht.« Sie ließen den Hund bei William, dem Tier schien es bei dem Fremden recht gut zu gefallen.

»Er kann hellsehen«, protestierte Vincent, als Franny ihn in die nächste Gasse zog. »Es gibt kein unter vier Augen. Wir haben keine Geheimnisse. Du kannst mir alles sagen, wenn er dabei ist.«

Ihr Bruder konnte einen wirklich auf die Palme bringen, wenn er sich dumm stellte. »Du weißt, dass du das nicht machen solltest«, sagte Franny.

»Mit einem Mann zusammen sein?«

»Dich verlieben!« Sie lachten, dann verfinsterte sich Frannys Miene. »Aber im Ernst, Vincent. Der Fluch.«

»Ach, schieß drauf, Franny. Bist du es nicht leid, dass dein Leben durch die Handlungen von Leuten bestimmt wird, die lange tot sind? Vielleicht ist jeder verflucht. Vielleicht gehört das zum Menschsein dazu. Vielleicht ist es das, was wir wollen.«

Franny machte sich ernsthafte Sorgen. Sie wollte ihren Bruder beschützen, mehr als jeden anderen. Sie dachte daran, wie sie mit einer Salzdose bewaffnet neben seiner Wiege gesessen hatte und ihm nicht von der Seite gewichen war, nachdem sie ihn zurückbekommen hatten. Sie hatte einen Lichtschein gesehen, der ihren kleinen Bruder umgab, ein Zeichen für ein schönes, aber kurzes Leben. Auch jetzt hatte Franny Salz dabei, aber er grinste sie nur an. Und William Grant beobachtete sie besorgt und war offensichtlich verrückt nach ihrem Bruder.

»Franny«, sagte Vincent. »Streite dich nicht mit mir. Lass mich sein, wer ich bin.«

Als sie ihn umarmte, vergaß sie das Salz, den Rosmarin und den Fluch und auch, dass das Schicksal einen immer wieder überraschen konnte.

»Dann wünsche ich dir, dass du glücklich wirst«, sagte sie, denn das war schon immer ihr größter Wunsch für ihn gewesen.

Am Neujahrstag saß eine Krähe auf der Straßenlaterne. Sie hatten im kleinen Kreis zu Abend gegessen, eine nach Tante Isabelles Rezept gefüllte Gans mit Kastanien und Austern, die bei jedem am Tisch den erotischen Nerv gekitzelt hatte. Vincent und William verabschiedeten sich, nachdem sie beim Abwasch geholfen und lachend ein paar von Vincents Habseligkeiten eingepackt hatten. Vincent verbrachte so viel Zeit bei William, dass er quasi bei ihm wohnte. Als er gegangen war, sah Franny, dass er den *Magus* nicht mitgenommen hatte, was sie für ein gutes Zeichen hielt. Sie

wollte das Buch nehmen und unter einem lockeren Dielenbrett in der Küche verstecken, vielleicht würde Vincent es ganz vergessen. Aber als sie es berührte, verbrannte es ihr die Finger. »Na schön«, sagte sie zu dem Buch. »Solange du ihn in Ruhe lässt.«

Als Franny und Jet das Geschirr wegräumten, bemerkte Jet die Krähe vor dem Haus. »Ist das nicht Lewis?«

Franny ging hinaus, um ihn zu begrüßen, sie hatte ihn seit zwei Jahren nicht gesehen. Als sie die Arme ausstreckte, kam er zu ihr und landete auf ihrer Schulter. Die Leute konnten über Krähen sagen, was sie wollten, aber Lewis hatte Tränen in den Augen.

»Bist du wegen Haylin hier?«, fragte Franny.

Der Vogel drückte seinen Schnabel an ihre Wange, und sie wusste, dass sie richtig vermutet hatte. Sie ging ins Haus und suchte die Telefonnummer von Dunster House heraus.

Die Krähe trippelte auf dem Kaffeetisch auf und ab, ohne sie aus den Augen zu lassen. Auch Jet ging auf und ab, während Franny versuchte, jemanden in der Universität zu erreichen. Es war ein Feiertag, in Harvard war kaum eine Menschenseele. Endlich meldete sich ein Hausmeister. Weil Franny keine Verwandte war, durfte er ihr keine Auskunft geben.

»Lass dich nicht abwimmeln«, drängte Jet. »Lass dir das nicht gefallen.«

Franny bekniete den Hausmeister, bis er nachgab und ihr sagte, der betreffende Student sei ins Mass General Hospital gebracht worden.

»Du fährst natürlich hin«, sagte Jet. »Das ist gar keine Frage.«

»Und wenn ich ihm damit schade?«, fragte Franny ihre Schwester. »Vielleicht sollte ich lieber hierbleiben.«

Franny hatte ihre Schwester noch nie um Rat gebeten, und Jet war ziemlich verduzt, vor allem, weil sie nicht sehr mitteilksam gewesen war, was ihr eigenes Leben betraf. Sie hatte nicht vorgehabt, Rafael wiederzusehen, aber am Ende war es anders gekommen. Sie trafen sich oft vor dem Hotel und gingen im Park spazieren. Jet las seine Hausarbeiten für die Uni, und als er später ein Buch über als lernunfähig abgestempelte Kinder schrieb, dankte er ihr in der Widmung, obwohl niemand in seiner Familie sie je kennengelernt hatte. Sie bereute keinen einzigen Moment.

»Geh«, riet Jet ihrer Schwester. »Was geschehen soll, geschieht.«

Franny steckte ihre Zahnbürste und ein T-Shirt zum Wechseln in ihren Rucksack und ließ Lewis in die Transportbox der Katze steigen, weil der Abend zu scheußlich war, um so weit zu fliegen. Sie nahm ein Taxi zur Penn Station und kaufte eine Fahrkarte für den ersten Zug nach Boston.

Ihr Abteil war überfüllt, und Franny musste bis New Haven stehen, bevor sie sich endlich auf einen freien Platz setzen konnte. Mittlerweile plagten sie düstere Vorahnungen. Die anderen Fahrgäste spürten es offenbar auch, denn so voll der Zug auch war, es setzte sich niemand neben sie.

In Boston ließ sie Lewis aus der Box, und er schwang sich in die Lüfte. Sie kaufte in einer Bäckerei vor der South Station

eine große Tüte Donuts und fuhr dann mit einem Taxi zum Mass General. Dieses Mal war sie darauf vorbereitet, dass man sie nach ihrer Beziehung zu dem Patienten fragen würde. Als sie sich als Hays Schwester ausgab, erfuhr sie, dass Hay eine Blinddarmentzündung hatte. Sein Mitbewohner hatte ihn zusammengekrümmt, mit klappernden Zähnen und nicht ansprechbar in ihrem Zimmer gefunden und panisch einen Krankenwagen gerufen. Es stand auf Messers Schneide, vertraute die Schwester ihr an, als sie Franny durch den Flur führte; sie hatten einen septischen Schock befürchtet, und Haylin war immer noch schwach.

Er lag in einem Zweibettzimmer, Franny musste sich an dem Mann im Bett neben der Tür vorbeischieben. Er war steinalt, und sie sah ihm an, dass er im Sterben lag. Ein dunkler Ring, der an ein Leichentuch erinnerte, zog sich immer enger um ihn zusammen. Franny blieb stehen und nahm seine Hand, und der alte Mann drückte sie dankbar. »Wolltest du mich besuchen?«, fragte er. »Verabschiedest du dich von mir?«

»Natürlich«, versicherte Franny ihm.

Haylin hatte gedöst, aber er tauchte aus seinem Halbschlaf auf und wurde richtig wach, als er Frannys Stimme hörte. Er war blass und hager geworden. Im Gesicht hatte er dunkle Bartstoppeln. Nachdem Franny den alten Mann beruhigt hatte, ging sie zu Haylins Bett. Sie ließ ihren Rucksack fallen und legte sich neben Haylin. Vorsichtig, um nicht an die Kanüle in seinem Arm zu kommen, schlang sie die Arme um ihn.

»Franny«, sagte er. »Du bist gekommen.«

»Natürlich.«

»Wir gehören doch zusammen«, sagte Haylin.

Franny erzählte ihm, dass Lewis in die Stadt gekommen war, um sie zu holen. »Mich hat er nie besonders gemocht«, sagte sie. »Du warst ihm immer lieber.«

»Das stimmt nicht. Er hängt wahnsinnig an dir. Auf meinem Schreibtisch steht ein Foto von dir, und er sitzt ständig davor und schaut es verliebt an.« Hay kicherte, dann hielt er sich vor Schmerzen den Bauch. Franny hatte einen Schutzzauber mitgebracht. Sie band einen blauen, mit Lavendelöl getränkten Faden um Haylins Handgelenk und drückte ihm einen Kuss auf die Handfläche.

»Damit ich zu dir zurückkomme?«, fragte er.

»Damit du gesund wirst.«

Sie gab Haylin die Tüte mit den Donuts, und er strahlte. »Das weißt du noch.«

»Natürlich.«

Dann sang Hay Lobeshymnen auf Cambridge, auf die schmalen Straßen und die Gegend am Fluss, die Franny gefallen würde. Sie könnte in Radcliffe ein, zwei Kurse belegen. Zusammen könnten sie eine Wohnung im Central Square mieten. Er hatte zusätzliche Kurse belegt und wollte ein Jahr früher abschließen, damit sie mehr Zeit miteinander hatten. Sie ließ sich auf diesen Traum vom Glück ein, aber nur kurz, bis sie zum Fenster sah. Der Vogel saß auf dem Fensterbrett, hatte den Kopf schief gelegt und beobachtete sie. Er wusste, was sie dachte. Sie hatte zu viel Angst vor dem Fluch, um Haylin jemals in Gefahr zu bringen. Franny stand

auf. Es fiel ihr zu schwer, so nah bei ihm zu sein. Sie schenkte Haylin einen Becher Wasser ein.

»Franny«, sagte er. »Wir sind füreinander bestimmt. Dass du hier bist, beweist es.«

Sie wusste selbst nicht, was sie als Nächstes tun würde, ob sie bleiben oder gehen würde.

»Du kannst mich jetzt nicht verlassen«, bat Hay eindringlich, und vielleicht hätte sie gesagt, dass sie ihn nie wieder verlassen würde, aber in diesem Moment kam eine groß gewachsene, blonde junge Frau herein und unterbrach den intimen Moment. Sie war etwa zwanzig Jahre alt und hübsch und hatte ein strahlendes Lächeln. Ihre Wangen waren gerötet, weil sie am Charles River entlang hergelaufen war, worüber sie sich sofort beklagte. Obwohl es windig war, lagen ihre gepflegten, glatten Haare perfekt. Sie trug einen karierten Rock, einen blauen Kaschmirpullover und einen geknoteten Schal um den Hals. In der Hand hielt sie eine Tüte mit Donuts.

»Mir ist eiskalt!«, rief das Mädchen. »Und o mein Gott, Hay, gestern Abend habe ich mir solche Sorgen gemacht, ich wäre fast verrückt geworden.« Sie kam zu Haylins Bett. »Deine Eltern konnte ich erst heute Morgen anrufen. Sie kommen am Abend her.« Sie nahm ihren Schal ab. »Ich bin erst gegangen, als der Arzt mir ganz fest versprochen hat, dass es dir gut geht.«

»Es geht mir auch gut«, sagte er rau, ohne den Blick von Franny zu lösen.

Das Mädchen hatte sich so auf Hay konzentriert, dass es Franny in ihrem schlecht sitzenden schwarzen Mantel neben

dem Fenster nicht einmal bemerkt hatte. »Ach, hallo!«, sagte sie fröhlich. »Ich habe dich da drüben gar nicht gesehen.«

Lewis klopfte gegen die Scheibe, aber Franny war abgelenkt. Ihr Herz pochte. Sie war kreidebleich geworden, ihre Sommersprossen hoben sich deutlich in ihrem blassen Gesicht ab. »Hallo«, antwortete sie. Vor glühender Abneigung kippte ihre Stimme.

Das Mädchen kam näher und streckte die Hand aus. »Ich bin Emily Flood.«

Als dieser Eindringling so dicht vor ihr stand, zog eine Reihe von Bildern vor Frannys innerem Auge vorbei. »Du kommst aus Connecticut, du hast eine private Mädchenschule besucht, und du bist Haylins Mitbewohnerin.«

»Ja, genau! Woher wusstest du das alles! Das heißt, offiziell wohne ich nicht dort, aber ich bin jeden Abend da, also irgendwie schon. Zum Glück. Wer hätte sonst den Krankenwagen gerufen? Hay ist so stoisch. Er hätte klaglos vor sich hin gezittert, bis sein Blinddarm geplatzt wäre.«

»Oh«, sagte Franny. »Dann hast du ihn also gerettet.«

»Franny.« Jetzt schien Haylin wirklich zu leiden.

Emily blickte von Hay zu Franny. »Du bist Franny? Ich habe so viel von dir gehört. Er erzählt immer, wie unglaublich schlau du bist.«

»Tja, das bin ich nicht. Ich bin sogar ziemlich dumm.« Franny holte den Rucksack, den sie hatte fallen lassen, um sich neben Haylin zu legen. »Und ich bin schon zu lange hier.«

Hay stand auf, eine Hand auf die Seite gedrückt, torkelte vorwärts und warf dabei den Infusionsständer fast um. Emily

hing den Ständer auf und stellte ihn wieder gerade hin, aber niemand beachtete sie.

»Franny, geh nicht«, bat Hay. »Die Dinge haben sich geändert. Du warst zwei Jahre lang abgetaucht.«

Er besaß doch wirklich die Frechheit, ihr Vorwürfe zu machen, und das vor Emily Flood. Wenn Hays hübsche Mitbewohnerin sie noch einmal ansprach, konnte Franny für nichts mehr garantieren.

»Das stimmt«, sagte Franny. »Ich konnte nicht an die Uni gehen. Ich konnte nicht mit dir zusammenwohnen.«

Sie ging zur Tür, blieb dann aber bei dem sterbenden Mann stehen. Das Leichentuch hatte ihn fast ganz umhüllt, trotzdem dankte er Franny leise, als sie seine Stirn berührte. Sie blieb, bis er von ihnen gegangen war; es war nur ein kurzer Moment, wie ein Seufzen. Dann verließ sie das Zimmer, obwohl Hay ihr nachrief. Mit klopfendem Herzen rannte sie den ganzen Weg bis zur South Station. Emily. Seine Mitbewohnerin. Was hatte sie auch erwartet? Sie hatte ihn weggeschickt. Er sollte gehen und nicht zurücksehen.

Im Zug kochte Franny vor Wut und Schmerz. Sie bahnte sich an der Penn Station einen Weg durch die Menge, dann lief sie im Dunkeln nach Hause. Die Tränen, die sie in dieser Nacht vergoss, waren so schwarz, dass sie Flecken auf den Laken hinterließen. Sie behielt die Kleidung an, die sie getragen hatte, als sie neben Haylin im Bett gelegen hatte. Ihre Sachen rochen noch nach ihm. Am nächsten Morgen ging sie in den Garten.

Jet entdeckte ihre Schwester durch das Küchenfenster. Sie ging hinaus und setzte sich mit Franny auf die Stufen hinter dem Haus. Es hatte angefangen zu schneien, aber die Schwestern blieben, wo sie waren.

»Er hat eine andere gefunden«, sagte Franny.

»Es wird nie eine andere geben.«

»Doch, die gibt es schon. Sie heißt Emily. Sie wohnt mit ihm zusammen.«

»Nur, weil du ihn weggeschickt hast.«

»Wie auch immer, jedenfalls ist er jetzt bei ihr.« Oh, es war schrecklich. Franny weinte. Sie schämte sich schrecklich und vergrub das Gesicht in den Händen. »Ich habe ihn gehen lassen, und jetzt ist er mit einer anderen zusammen. Für ihn ist es auch besser so.«

»Du kannst ihn lieben, wenn du willst«, sagte Jet. Bei kaltem Wetter blühte die Narbe auf ihrem Gesicht auf und färbte sich veilchenblau. »Zum Teufel mit dem Fluch. Du musst nicht die gleichen Fehler machen wie alle Frauen in unserer Familie.«

»Wieso sollte ich anders sein?«

»Weil du den Fluch überlisten wirst.«

»Unwahrscheinlich«, sagte Franny traurig.

»Doch, du schaffst das«, beharrte Jet. Sie musste nicht hellsehen können, um das zu wissen. »Warte nur ab.«

April Owens kam an einem strahlenden Frühlingstag im Jahr 1966 mit einem Greyhoundbus in die Stadt und lief von der 42nd Street ins Village. Sie hatte Franny, Jet und Vincent vor fast sechs Jahren zum ersten Mal getroffen, aber es war ihr vorgekommen, als hätten sie sich schon immer gekannt, deshalb fand sie es völlig in Ordnung, in New York aufzutauchen, ohne vorher zu schreiben oder anzurufen. Es war ein weiter Weg, aber das machte ihr nichts aus. Sie wollte einfach nur frei sein. Das stand jedem sterblichen Wesen zu, egal, wie seine Vergangenheit aussah. April war immer noch eine Kämpferin, aber jetzt verwandte sie ihre ganze Energie darauf, für ihre Tochter da zu sein. Als Regina, die fünf Jahre alt und meistens sehr fröhlich war, auf Höhe der Pennsylvania Station müde und unleidlich wurde, trug April sie klaglos den Rest des Weges.

Regina trug ihr Prinzessinnen-Outfit, ein T-Shirt und einen kurzen Rock aus zartem Stoff, aber jetzt war sie eine erschöpfte Prinzessin. Sie schlief in den Armen ihrer Mutter ein und wurde damit noch schwerer als vorher. Es war egal. April ging weiter. Sie trug Jeans und eine Fransenweste, ihre langen hellblonden Haare waren zu Zöpfen geflochten und mit perlenbesetzten Lederschnüren zusammengebunden. In Midtown fiel sie in dem Meer aus Anzügen und schicken Kleidern auf, aber als sie sich Downtown näherte, sah sie aus wie alle anderen auf der Straße. Sie fand die Nummer 44 Greenwich Avenue und klingelte. Ihr gefiel, was sie sah. Das schiefe Haus, die Bäume im Garten, der Laden, in dem Zaubersachen verkauft wurden, der Schulhof nebenan, auf dem Dutzende Kinder spielten.

Jet öffnete die Tür und begrüßte April und ihre Tochter mit einer Umarmung. Regina ähnelte Franny, auch wenn ihre Haare so schwarz wie die von Jet und Vincent waren. Als sie das Mädchen ansah, empfand Jet zum ersten Mal seit Levis Tod so etwas wie Glück. Die Kleine war nicht einmal knatschig, weil sie geweckt und einer Fremden vorgestellt wurde. Sie schüttelte Jet ernsthaft die Hand und sagte: »Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen.«

»Regina ist ja unglaublich groß geworden! Und so höflich! Bist du sicher, dass sie eine Owens ist?«

»Ohne jeden Zweifel.«

»Du hättest Bescheid sagen sollen, dass du uns besuchen kommst. Ich hätte etwas Besonderes vorbereitet. Jetzt sieht das Haus aus wie ein Schlachtfeld.«

»Das spielt keine Rolle. Und es ist kein Besuch, liebe Jet. Es ist ein Gefängnisausbruch.« April hatte einen prallvollen Rucksack und eine Reisetasche dabei, die sie im Wohnzimmer aufs Sofa legte. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen und wirkte ausgebrannt. »Meine Eltern wollen mir Reggie wegnehmen. Sie soll in Beacon Hill aufwachsen und vom Chauffeur zur Privatschule gefahren werden. Genau das, was ich nicht für sie will. Genau das, wovor ich geflohen bin. Sie haben gesagt, dass sie mich vor Gericht zerren, wenn es sein muss. Ich glaube, sie haben sich schon einen Anwalt genommen. Deshalb bin ich unterwegs nach Kalifornien. Sie können gern versuchen, mich da zu finden. Das hier ist nur ein Zwischenstopp. Ich hoffe, ihr habt nichts dagegen.«

»Du weißt doch, dass du bleiben kannst, solange du willst.«

Franny kam mit einem Korb frisch gepflückter Kräuter aus dem Garten, Schwarzwurz, Minze und Frauenminze, auch wenn Letztere wegen der Antibabypille nicht mehr oft gebraucht wurde. Weil der Ruß der Stadt sich immer so schwarz auf den Blättern der Pflanzen absetzte, legte Franny sie in der großen Küchenspüle in kaltes Wasser und Essig. Sie blieb wie angewurzelt stehen, als sie das kleine Mädchen sah.

Regina blickte zu ihr auf und lächelte. »Du bist die gute Hexe«, sagte sie.

Franny lachte. So hatte sie sich selbst noch nie betrachtet, aber sie fand es trotzdem reizend. »Hast du schon mal von beschwipstem Kuchen gehört?«, fragte sie.

Regina schüttelte den Kopf.

»Oh, er ist absolut köstlich. Der schokoladigste Schokoladenkuchen, den du je essen wirst. Ich glaube, ich mache einen für dich.«

Als April auf der Suche nach Regina in die Küche kam, nickte Franny zur Begrüßung. Sie fand, dass ihre Cousine recht mitgenommen aussah. Ihre hellblonden Haare hingen schlaff herab, und ihr früher schlanker Körper wirkte jetzt geradezu hager. »Wir backen gerade einen beschwipsten Kuchen, aber ich lasse den Rum weg«, sagte Franny. »Regina zuliebe. Das ist wirklich eine Überraschung. Aber das passt ja zu dir, oder? Einfach aus heiterem Himmel aufzutauchen.«

»Ich werde euch nicht zur Last fallen, Franny. Es ist nur für eine Nacht. Morgen brechen wir nach Kalifornien auf. Wir haben Plätze im Zauberlehrling, diesem Minibus, der quer durchs Land fährt.«

Das kleine Mädchen überlief ein Schauer, als der Name Kalifornien fiel. Sie war so feinfühlig, dass sie wie eine wandelnde Prophezeiung wirkte, als wäre sie hellseherisch hoch zwei.

»Glaubst du, dass es dir in Kalifornien nicht gefallen wird?«, fragte Franny das Kind.

»Vielleicht. Aber ich weiß, was da passiert.«

»Und was?«, hakte Franny nach.

»Na ja, Leute sterben«, antwortete das kleine Mädchen.

»Um Himmels willen«, sagte April. »Überall sterben Leute.«

»Ihr solltet nicht nach Kalifornien gehen«, riet Franny ihrer Cousine. »Sie hat eine Vorahnung. Es gibt bessere Orte, um deine Tochter großzuziehen.«

»Du klingst wie meine Mutter. Du kannst sagen, was du willst. Meine Entscheidung steht. Ich habe meinen Abschluss von der MIT, gegen den Willen meiner Mutter. Biologie. Damit war ich die letzten vier Jahre beschäftigt. Eine Freundin hat mir eine Stelle in einem Geolabor in Palm Desert beschafft. Ich kann da arbeiten, und Regina ist vorerst in Sicherheit.«

Jet kam herein, um Tee zu kochen. »Wovor in Sicherheit?«

April sah zu Franny hinüber, die das Kind aufmerksam beobachtete. »Du siehst es, oder?«

Franny sah es. Regina war von einem Lichtschimmer umgeben, der meistens ein kürzeres Leben prophezeite. Solche Menschen wirkten lebendiger als andere, wenn sie jung waren,

wie von einem inneren Licht erfüllt. Franny hatte keiner Menschenseele je erzählt, dass Vincent als Baby auch von einem solchen Lichtschein umgeben war, und vielleicht hatte sie ihn deshalb immer beschützen wollen.

Regina saß im Schneidersitz auf dem Boden und spielte mit Wren. »Sie hat graue Augen, Mama. Wie wir.«

»Natürlich«, sagte Franny zu dem kleinen Mädchen. »Sie ist ja auch eine Owens-Katze.«

Letzten Endes tat es Franny leid, dass sie und April sich immer gestritten hatten. Sie hätte ihre Cousine gern getröstet, aber manche Dinge ließen sich einfach nicht leugnen. Nicht zwischen zwei Frauen, die hellsehen konnten.

»Sie soll ein glückliches Leben haben, ein freies Leben«, sagte April resigniert. »Dafür werde ich alles tun, was in meiner Macht steht. In Kalifornien wird sie das finden. Da sind die Leute offener. Nicht so vorschnell in ihrem Urteil.«

Jet hatte für das Kind einen Stapel Bücher zusammengesucht. »Ich weiß wirklich nicht, worüber ihr zwei redet.«

April drehte sich um und musterte Jet. »Du bist nicht mehr hellsehtig. Vielleicht ist es besser so.«

»Ich konnte es mir nicht aussuchen«, sagte Jet. »Mein Schicksal war anders, als ich erwartet hatte.«

»Das Gefühl kenne ich«, antwortete April leise, als die Haustür geöffnet wurde.

Es war Vincent. Jet hatte ihn angerufen und darauf bestanden, dass er zum Abendessen kam. Als er die Stimmen

seiner Cousine und ihrer Tochter hörte, wusste er, warum. Mit seinem Hund auf den Fersen kam er herein und verbeugte sich vor April. »Was verschafft uns die Ehre deines Besuchs?«

»Pech und die Notwendigkeit zu fliehen.«

»Immer dieselbe Geschichte«, sagte Vincent grinsend.
»Probleme mit den Eltern.«

»Du weißt so viel und doch so wenig«, bemerkte April.

Niemand erwähnte Vincents Beziehung zu William. Franny nicht, weil sie schlicht nicht auf die Idee kam, und Jet nicht, weil sie wusste, dass diese Neuigkeiten April verletzen würden. Es sollte einfach ein schöner Abend werden, und genau das wurde es. Zum Glück war es April nie gelungen, Vincents Gedanken zu lesen. Regina hing sofort an Vincent, wie damals als Baby. Nach dem Abendessen bettelte sie darum, dass er ihr *Half Magic* von Edward Eager vorlas, ihr Lieblingsbuch, und er tat ihr den Gefallen. Vincent fand sie etwas zu jung für diesen Roman, aber Regina war nicht wie andere Kinder. Sie hatte sich selbst das Lesen beigebracht und hatte immer ein Buch dabei. Besonders lustig war es, wenn Vincent den Text der Katze vorlas, die nur zur Hälfte echt war und nur zur Hälfte reden konnte. Es dauerte nicht lange, bis Regina sich vor Lachen ausschüttete.

Vincents Hund lag zu seinen Füßen wie ein Schatten, still und würdevoll und äußerst unangenehm berührt, als Regina ihren kuscheligen Schmusehasen neben ihn legte.

»Ich nenne sie Maggie«, sagte Regina.

»Wirklich?« Vincent sah April grinsend an.

»Was hast du erwartet, wie sie den Hasen nennt?
Mrs. Rustler?«, neckte April ihn.

»Woher weißt du das?«, fragte Vincent. Dann bemerkte er den Blick, den April und Jet sich zuwarfen. »Kennt denn jeder sämtliche Details meines Lebens?«

»Nicht sämtliche«, sagte Jet.

»Fast gar keine«, versicherte April ihm.

Als der Schokoladenkuchen fertig war, servierten sie ihn noch warm aus dem Ofen mit Bergen von Vanilleeis.

»Darf ich das essen?«, fragte Regina.

»Natürlich. Und vergiss nie«, flüsterte Vincent: »Genieß das Leben.«

Regina aß ihr Kuchenstück fast auf. »Du kannst den Rest haben«, sagte sie zu Vincent und machte sich daran, Harry und Wren zu zeichnen. Auf ihrem Bild waren die beiden beste Freunde, die ihre Pfoten hielten.

Vincent fand das Kind bezaubernd, aber nach einem Blick auf seine Uhr stand er auf. »Ich bin spät dran.«

»Für eine sehr wichtige Verabredung?«, fragte April blinzelnd.

»Ganz genau«, sagte Vincent. »Ich bin mit jemandem zusammen.«

»Sag mir nicht, dass du tatsächlich etwas für jemanden empfindest.«

»Das sollten wir nicht, richtig?«, fragte Vincent scherzhaft.

»Nein«, sagte April. »Das sollen wir nicht.«

Vincent grinste und gab dem kleinen Mädchen zum Abschied einen Kuss auf die Stirn, dann ging er mit seinem Hund hinaus, zwei Schatten, die in die Nacht eintauchten. »Wir sehen uns, wenn wir uns sehen«, rief er über die Schulter zurück.

»Wir sehen uns, wenn wir uns sehen«, rief Regina.

»Er ist immer noch derselbe«, sagte April.

»Nicht ganz«, widersprach Jet. Es war nicht nötig, Einzelheiten zu erzählen und April noch mehr zu verletzen.

»Vincent ist Vincent, zum Glück«, sagte Franny und machte sich ans Geschirr.

April schüttelte den Kopf. Sie zog ihre Tochter auf den Schoß. »Ob er jemals erwachsen wird?«

»Ja«, sagte Jet. »Und wir werden traurig sein, wenn es so weit ist.«

Am Morgen waren April und Regina fort. Auf dem Küchentisch lag Reginas Zeichnung von einem schwarzen Hund und einer schwarzen Katze. Franny ließ das Bild am Nachmittag rahmen, und von diesem Tag an hing es in ihrem Wohnzimmer. Selbst Jahre später, als sie umzog und fast alles andere zurückließ, nahm sie es mit, verpackt mit braunem Papier und Bindfaden.

Teil vier

Elementargeist

Sie entdeckte Haylin auf dem Fußweg. Zuerst dachte sie, sie hätte ihn heraufbeschworen, er wäre vielleicht nur eine geisterhafte Erscheinung, aber nein, es war Hay. Wegen seiner Größe fiel er ihr sofort auf, er trug seine Jeansjacke, die er hatte, seit er fünfzehn war. Franny saß auf dem Felsen und hatte die Knie an die Brust gezogen. Es hatte sie aus der Bahn geworfen, ihn zu sehen, und sie verfluchte sich deswegen. Bei ihrer letzten Begegnung hatte sie ihm im Krankenhaus eine Szene gemacht. Jetzt schwor sie sich, ruhig und gefasst zu sein. Sie hatte ihn verloren, also sollte ihr Herz nicht so rasen. Es war vorbei, und sie sollte froh sein, dass es ihm erspart geblieben war, sich mit einer Owens-Frau einzulassen.

Sie trug alte Turnschuhe, eine Jeans und ein schwarz-weiß gestreiftes T-Shirt für 99 Cent vom Wühltisch in dem Secondhandladen, in dem sie die schönen Kleider ihrer Mutter verkauft hatten. An diesem Morgen hatte sie sich nicht einmal die Haare gekämmt.

Haylin entdeckte sie und winkte, als hätten sie sich zuletzt vor ein paar Stunden gesehen. Er kam zu ihr und setzte sich. »Sag nicht, dass du die ganzen Jahre hier wartet hast?« Franny lachte laut. Haylin lächelte, es freut ihn, dass er sie zum Lachen bringen konnte. Aber er war so verletzt, dass er weitersprechen musste. »Ich weiß, dass du nicht auf mich

gewartet hast. Wenn ich zu Hause war, bin ich jedes Mal hergekommen, und du warst nie hier. Deshalb habe ich uns aufgegeben.«

Franny schlug sich eine Hand vor den Mund, als würde sie ein Schluchzen zurückhalten. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Franny.« Er hatte ihr nicht weh tun wollen.

»Ich weine nicht, falls du das glaubst«, sagte Franny und wischte sich die Nase mit dem Ärmel ab.

»Ich weiß. Glaubst du, ich bin ein Idiot?« Jetzt lachten beide. »Sag lieber nichts«, bat Hay grinsend.

Er studierte jetzt Medizin in Yale, der Alma Mater von Frannys Vater. Arzt zu werden passte perfekt zu ihm. Er hatte schon immer Gutes tun wollen. Es war auch keine Überraschung, als er erzählte, dass er zu seiner Familie auf Distanz gegangen war.

»Ich gehe nicht mehr nach Hause.« Er klang schwermütig, wie immer, wenn er über seine Herkunft nachdachte. »Es ist ein verdammtes Mausoleum, mein Vater wird durch den Krieg immer reicher, und meine Mutter trinkt, damit ihre Ehe sie nicht in den Wahnsinn treibt.«

»Wo wohnst du dann, wenn du in New York bist?« Als Hay den Blick abwandte, wusste Franny es. »Oh.« Sie brachte es kaum über die Lippen. »Bei Emily.«

»Du hast ihren Namen behalten«, sagte er überrascht.

»Natürlich. Emily Flood, deine Mitbewohnerin.«

»Normalerweise nimmst du andere Leute gar nicht wahr.«
Er wurde rot, als Franny ihn mit einem Blick durchbohrte. »Na ja, stimmt doch!«

»Natürlich habe ich sie wahrgenommen, Haylin. Ich konnte doch gar nicht anders.«

»Hm, ja.« Hay kam sich wie ein Vollidiot vor.

»Und, wo ist sie? Ich hätte nicht gedacht, dass sie dich aus den Augen lässt. Vielleicht solltest du schnell zu ihr zurücklaufen.«

»Warum bist *du* jetzt eigentlich wütend?«, fragte Hay frustriert; er war nicht bereit, ihren Ärger hinzunehmen. »Du wolltest mich nicht, nicht umgekehrt.«

»Ich hatte keine andere Wahl! Ich musste mich um meinen Bruder und meine Schwester kümmern. Nach dem Unfall mussten wir irgendwie zurechtkommen. Willst du etwa sagen, das war meine Schuld?«

Franny stand auf, um zu gehen. Als Hay sie am Arm festhielt, sah sie ihn finster an. Aber er erwiderte ihren Blick so wie früher, als er der einzige Mensch auf der Welt war, der sie wirklich kannte.

»Geh noch nicht«, sagte er.

»Warum nicht? Du bist mit Emily zusammen.«

»Ja, bin ich.«

»Und gibst du mir dafür auch die Schuld?«

Sie war herzlos. Die Dornenmaid.

Haylin schüttelte den Kopf. Würde er doch nur aufhören, sie so anzusehen. Also ging sie einen Schritt weiter.

»Ich bin froh, dass du mit ihr zusammen bist«, sagte Franny. »Mit ihr wirst du glücklicher sein, als du es mit mir je gewesen wärst. Sie ist normal!«

Lewis saß über ihnen, wachsam wie immer und aufgeschreckt, weil sie sich stritten. Hay rief die Krähe zu sich, sie glitt durch die Luft und setzte sich auf den Felsen neben sie. Haylin schaute Franny zu lange an, und als es gerade wirkte, als könnte er etwas sagen, das sie auf einen anderen Weg führte, wischte er diesen Gedanken beiseite. »Wahrscheinlich sollte Lewis besser bei dir bleiben. Ich habe keine Zeit für ein Haustier.«

»Ich habe dir das schon mal gesagt! Er ist kein Haustier! Er kommt und geht, wie er will. Ist das nicht klar? Er hat dich gewählt, Haylin. Ich kann es ihm nicht verübeln.«

»Trotzdem kann er nicht mehr bei mir bleiben. Emily hat Angst vor Vögeln.«

»Na und?«

»Wir wohnen zusammen in New Haven.«

»Warum bist du dann hier?«

Er sah sie an, aber sie starrte nur zurück. Sie wollte, dass er es aussprach.

»Ich bin deinetwegen hier.«

»Aber du lebst mit ihr zusammen!«

»Was hätte ich denn tun sollen? Du hast meine Briefe nicht beantwortet. Ich dachte, du hasst mich, weil wir zusammen

waren, als der Unfall passiert ist.«

»Was geschehen ist, ist geschehen. Ich glaube, wir sollten beide nicht mehr hierher kommen.« Er hatte sich entschieden, dachte Franny. Für Emily. Und sie musste ihn vor dem Fluch beschützen. Sie wollte nicht für sein Unglück verantwortlich sein. »Wir waren jung, und jetzt sind wir es nicht mehr.«

Haylin lachte unglücklich auf. Er ließ die Schultern hängen, wie er es immer tat, wenn er gekränkt war. »Wir sind vierundzwanzig, Franny, um Himmels willen. Wir haben noch unser ganzes Leben vor uns. Lässt du wirklich zu, dass ich sie heirate? Willst du das?«

»Wie es aussieht, willst du es.«

Als sie ging, hatte sie das Gefühl, sie würde fallen. Die Welt war wie eine Schneekugel, die jemand geschüttelt hatte, und wo sie landete, hatte nichts mit dem zu tun, wo sie angefangen hatte.

Vor dem Zoo setzte Franny sich auf eine Bank, und Lewis landete neben ihr.

»Dann bleibst du jetzt wohl bei mir«, sagte sie. Als Antwort tat er etwas sehr Merkwürdiges: Er hüpfte auf ihren Schoß und ließ sich streicheln, was er noch nie gemacht hatte. Er klapperte komisch, dann schwang er sich in den Himmel hinauf. Wollte er ihr sagen, dass sie Haylin noch einholen konnte, wenn sie jetzt losrannte? Sie wusste, welche Abkürzungen er durch den Park nahm. Aber sein Leben war vorgezeichnet, und ohne sie würde er besser dran sein. Und weil Franny immer noch keine Ahnung hatte, wie sie den Fluch aufheben sollte, ging sie nach Hause, sechs Kilometer, wie die Krähe fliegt. Als sie die 44 Greenwich Avenue

erreichte, ging sie allein hinein, und nur die Krähe wusste, dass eine Frau behaupten konnte, kein Herz zu haben, und trotzdem weinte, als würde ihr Herz brechen.

Vincent und William flogen nach San Francisco, in eine Stadt wie aus einem Traum. Es war der Sommer der Liebe. Freie Liebe und eine freie Gesellschaft hatten hunderttausend Menschen in die Stadt gelockt. Es gab tatsächlich überall Blumen, und rund um die Bucht lag der Duft von Patschuli und Schokolade in der Luft. Als sie über die Haight Street gingen, wurden sie von fremden Leuten umarmt. In Manhattan gehörten sie einer geheimen Gesellschaft an, doch hier standen die Türen allen offen. Sie campen im Golden Gate Park umgeben von Eukalyptusbäumen, und als ein warmer Nieselregen einsetzte, suchten sie schnell Schutz in der Stadtbibliothek. Dort trafen sie zwischen den Regalen ein Pärchen, das sie in seine Wohnung im Mission District einlud, wo sie die Nacht auf einem Quilt auf dem Boden verbrachten, eng umschlungen und wahnsinnig verliebt. Es stimmte wirklich, Vincent war verliebt, allen Warnungen und der Welt zum Trotz und obwohl er es nie gewollt hatte. Das war das Spiegelbild, das er im Gewächshaus seiner Tante gesehen hatte, das Bild, das ihm solche Angst eingejagt hatte, weil er von diesem Moment an gewusst hatte, was er wollte. Ein Leben, von dem er dachte, es sei ihm für immer verwehrt und das er jetzt endlich führte.

Am nächsten Morgen bekamen sie zum Frühstück Toast mit Honigbutter und Orangentee serviert.

»Seid ihr zu Fremden immer so nett?«, fragte William ihre Gastgeber.

»Ihr seid keine Fremden«, lautete die Antwort, und in dieser Stadt zu dieser Zeit wurden sie von den Menschen, die erkannten, wer sie waren, mit offenen Armen empfangen.

Sie fuhren in einem Mustang Cabrio durch die Stadt, das sie von Williams Cousin in Mill Valley liehen. Der Cousin erklärte ihnen, Kalifornien sei nicht wie New York, sie müssten sich nicht verstecken. Sie trauten sich, sich am Hafen mit Blick auf Alcatraz und das strahlend blaue Wasser der Bucht zu küssen. Sie besuchten Clubs im Castro District, in denen sie sich wie zu Hause fühlten und bis zur Erschöpfung tanzten. Berauscht von der Freiheit fuhren sie in der zarten Morgendämmerung umher. Auf dem Mount Tamalpais begegneten sie Leuten mit Federn und Glöckchen, und in den Cafés im North End und entlang der ganzen Divisadero Street verteilten junge Mädchen magische Dreiecke oder Augen aus Porzellan als Talisman. *Seid gesegnet*, riefen sie, und für Vincent und William war es tatsächlich ein Segen, in Kalifornien zu sein.

In Monterey schiefen sie in einer Holzhütte mit Blick aufs Meer, sie liebten sich im reinen gelben Licht der strahlenden Sonne und spürten, wie etwas Dunkles von ihnen abfiel. Sie hatten im Verborgenen gelebt, in New York hatten sie sich, egal wohin sie gingen, mit einem Schleierzauber belegt, aber das war es jetzt vorbei. Die Geheimnisse und Lügen hatten ein Ende, jetzt begann etwas Neues, das sie noch nicht kannten. Bald würde etwas geschehen, sie konnten es fühlen. Vincent dachte an den schwarzen Spiegel im Gewächshaus seiner

Tante. Er hatte so viele Bilder gesehen, aber seit seine Zukunft zur Gegenwart wurde, erkannte er die Visionen wieder.

William kannte einen Pressesprecher von Lou Adler, dem Musikproduzenten, der auf die Idee für das Monterey Pop Festival gekommen war. Für das Wochenende ab dem 16. Juni 1967 waren die Grateful Dead, Janis Joplin, The Who, Jimi Hendrix, Otis Redding und viele andere für drei Tage Musik, Liebe und Frieden eingeladen.

Irgendwie hatte William seinen Freund überredet, Vincent auftreten zu lassen. Als Vincent davon hörte, zögerte er; er war ein Straßensänger und nicht für große Veranstaltungen gemacht. Am Ende ließ er sich überreden, und William steckte einem Roadie zehn Mäuse zu, damit Vincent eine der Gitarren benutzen durfte. Er trug Schwarz und zog seine Stiefel und Socken aus. Bevor er auf die Bühne ging, setzte William ihm einen Blätterkranz auf.

Die Dämmerung war angebrochen, eine eigenartige, trübe Zeit, in der niemand auf die Bühne wollte. Also ging er. Ein Niemand. Vincent und eine geliehene Gitarre. Niemand kannte ihn, niemand interessierte sich für ihn. Er wirkte ruhig, wenn man sein schönes, besorgtes Gesicht nicht zu genau betrachtete. Als er anfang, hatten ihm die Leute den Rücken zugewandt, aber dann wurde das Mikrophon – sicher von Williams Hand – abrupt aufgedreht, und Vincents klare, volle Stimme hallte über die Menge wie ein Zauber. Es wurde still, und die Dunkelheit senkte sich von den Bäumen herab.

Als ich dein war, wer war ich da?

Ich hörte dich, doch hatte ich ja

*Noch ein Herz, eine Harfe, deine Liebe, das Messer war
scharf.*

*Ich war nachts auf den Straßen, hatte Wut in den Fäusten,
So ist es, wenn du verraten bist, so ist es, wenn die Angst dich
frisst.*

*Wenn du versteckst, wer du bist, deine Wahrheit vergisst, wenn
du ein Mann bist.*

Ich stand vor einer Mauer, flehte Engel an,

Bis sie wie in Jericho Risse bekam.

Ich weinte blutrote Tränen, trotz meiner Angst.

*So ist es, wenn du verraten bist, so ist es, wenn die Angst dich
frisst.*

*Ich war nachts auf den Straßen, war ein Seher und doch blind
und verlor.*

Ich bin nachts auf den Straßen, ohne Wut, ohne Zorn.

Hab erst versagt, hab mich verkrochen,

hab's dann gewagt, den Bann gebrochen.

Als Vincent endete, war es einen Moment lang still, dann
brandete Applaus auf. William zog Vincent hinter die Bühne.

»Du hast die echt verzaubert, Mann«, sagte einer der
Veranstalter zu Vincent, aber er beachtete den Mann nicht. Er
blickte über die Menschen hinweg, die sich um ihn drängten.
Auf dem gelben Gras stand ein kleines Mädchen mit grauen
Augen. Hatte er sie nicht schon mal gesehen?

Er überließ es William, sich zu verabschieden, und ging zu dem Kind. »Ich kenne dich«, sagte er.

»Ich kenne dich auch«, antwortete die Kleine.

Sie war Regina Owens und mittlerweile sechs Jahre alt. Hinter ihr stand ihre Mutter April, die hellblonden Haare so lang, dass sie auf ihnen sitzen konnte, wenn sie wollte, die Haut von ihrer Zeit in der Wüste gebräunt. Sie sah aus wie ein Wesen, das unmöglich aus der Welt der Sterblichen stammen konnte.

»Mein lieber Cousin«, sagte sie und umarmte Vincent. William war wie üblich nicht schüchtern und stellte sich selbst vor. April blickte von ihm zu Vincent. Sie lächelte schelmisch. »Jetzt sehe ich, wer du als erwachsener Mann bist. Lass mich raten. Er war die Verabredung, zu der du nicht zu spät kommen durftest. Du hast mich tatsächlich an der Nase herumgeführt.«

»Ich dachte, das kann niemand«, sagte Vincent.

»Du hast mich immer ausgeschlossen.« April klang ein wenig traurig.

»Ihr seid miteinander verwandt«, versuchte William, die angespannte Situation zu entschärfen. »Das sehe ich an euren Augen.«

»Um mehrere Ecken.« Vincent nahm von Regina einen Strauß Gänseblümchen entgegen, die sie gepflückt hatte. »Wirklich sehr entfernt. Wahrscheinlich mit einer Kettensäge.« April erwiderte sein Grinsen.

»Nein, mit einem Tranchiermesser«, sagte sie unschuldig. »So entfernt ein Owens dich aus seinem Leben.«

April und Regina lebten zurzeit in Santa Cruz in einem kleinen Gästehaus mit Holzschindeln auf dem Anwesen eines reichen Paares, für das April als Gärtnerin und Haushälterin arbeitete. Die Besitzer kamen aus San Francisco und wollten naturverbundener leben, schafften es aber nur selten aus der Stadt heraus. Irgendwann wollte April in die Wüste zurückkehren und weiter Spinnen erforschen, aber im Moment brauchte Regina eine Schule und die Gesellschaft anderer Kinder.

»Übernachtet doch heute bei uns«, bat April eindringlich.
»Wir haben so selten interessante Gäste. Ihr seid hier, wir sind hier. Es sollte doch offensichtlich so sein.«

Regina hatte Vincents Hand ergriffen. Weil er ihre warme, kleine Hand schwer in seiner spürte, konnte er nicht Nein sagen. April war mit ihrer Tochter nach Monterey getrampt, also fuhren sie in dem geborgten Mustang mit heruntergelassenem Verdeck zu ihrem Haus. Auf der kurvenreichen Schnellstraße legte William eine Kasette ein.

»Du hast es aufgenommen?«, fragte Vincent.

»Ich wollte den Moment festhalten. Und es vielleicht an einen Radiosender schicken.«

»Nein«, sagte Vincent. Er wusste, wohin Ruhm ihn führen würde, nämlich zu seiner finstersten Seite. Das brauchte er nicht.

April lehnte sich vor und stützte die Arme auf die Vordersitze. Sie hielt sich mit einer Hand die Haare aus dem Gesicht und hörte gebannt zu.

Saul ging hinunter zur ältesten Straße und traf die Hexe von Endor.

Sie sprach, doch er wollte nicht hören auf sie. Sie sah sein Schicksal, doch er fürchtete es nie.

Keine Weissagung konnte ihn zum Bleiben bewegen.

Er erfuhr die Wahrheit und folgte doch nicht den Wegen.

Ist es nicht das, wozu die Liebe uns treibt? Nicht aufzugeben, obwohl nichts bleibt?

Festzuhalten, auch wenn du nur noch Asche bist, wenn nichts in dir als Vergangenheit ist?

Als ich dein war, wer war ich da?

Ich hörte dich, doch hatte ich ja

Noch ein Herz, eine Harfe, deine Liebe, das Messer war scharf.

Ich war nachts auf den Straßen, ließ Gefühle endlich zu.

So ist es, wenn du verraten bist, so ist es, wenn die Angst dich frisst.

Wenn du versteckst, wer du bist, reicht selbst Liebe nicht aus, wenn du ein Mann bist.

»Wer war die Hexe von Endor?«, fragte Regina ihre Mutter.

»Eine weise alte Frau, die die Zukunft vorhersagen konnte.«

»Konnte sie wirklich das Schicksal von anderen Leuten sehen?«

»Schicksal ist, was du daraus machst, sagt meine Tante immer. Du kannst mit ihm machen, was du willst, oder zulassen, dass es mit dir macht, was es will. Mein Cousin kennt das. Er hat früher sehr gern mit Leuten gemacht, was er wollte.«

William fuhr, deshalb bemerkte er Vincents besorgten Gesichtsausdruck nicht. Aprils Stimme hatte einen vielsagenden Unterton, der Vincent nicht gefiel.

In Santa Cruz setzten sie sich zum Abendessen nach draußen an einen verwitterten Holztisch unter einen Bogen mit blass blühenden Ranken. Ihr bittersüßer Mandelduft erinnerte Vincent an das Gewächshaus seiner Tante.

»Das kommt mir so bekannt vor«, sagte er.

»Oleander«, antwortete April. »Er ist giftig.«

Sie hatte sich von Isabelles Gewächshaus inspirieren lassen und zog Pflanzen, die nicht in Kalifornien heimisch waren.

Als Mädchen hatte April es kaum erwarten können, wegzuziehen, und jetzt pflanzte sie vor allem Wildblumen an, die man in Massachusetts bei jedem Waldspaziergang sehen konnte. Sonnenblumen, wilde Bohnen, Wintergrün. Blaue Schwertlilien, mit denen Hautprobleme behandelt wurden. Lanzen-Eisenkraut gegen Kopfschmerzen und Fieber, Kardinalslobelien, die von den Ureinwohnern als Liebeszauber geschätzt wurden. Helmkraut, um die Nerven zu stärken. Sie bat Regina, William durch das Gewächshaus zu führen, damit er es selbst sehen konnte. Vincent stand auf, um sich ihnen anzuschließen, aber April fing seinen Blick auf und bat ihn, zu bleiben. »Geh nicht, Cousin, wir haben schon zu lange nicht

miteinander gesprochen.« Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich wieder auf seinen Stuhl sinken zu lassen, obwohl ihm Böses schwante. April war unberechenbar. Man wusste nie, was sie tun oder sagen würde. Jetzt zum Beispiel wandte sie sich Vincent zu, sobald William und Regina außer Hörweite waren. »Du weißt es, oder?«

»April, rede nicht um den heißen Brei herum.« Vincent streckte seine langen Beine aus. Er trug Schwarz und hatte seine Schuhe ausgezogen. Ihm wurde klar, dass er sich mit seiner Gitarre in einem U-Bahn-Station oder an einem Sommerabend im Park heimischer gefühlt hatte als in Monterey. Er hatte so lange mit dem *Magus* herumgespielt und gedacht, er wolle berühmt werden, und jetzt war es das Letzte, was er wollte. Das Festival hatte ihn verunsichert, und im Moment brachte er für Aprils Spott wenig Geduld auf. »Dein größter Reiz war immer deine Direktheit.«

»Tja, du wusstest immer, was dein größter Reiz war, vor allem in dem Sommer damals, als du vierzehn warst und jede gevögelt hast, die dir über den Weg gelaufen ist. Allerdings waren dir da auch deine Vorlieben noch nicht klar.« April sah sich nach William um, der sich mit seiner beachtlichen Körperlänge gerade durch die Tür des Gewächshauses duckte. Wie ein perfekter Gentleman lauschte er Reginas weitschweifigem Vortrag über den Nutzen der Giftpflanzen. Vincent beobachtete ihn auch, aber sein Hauptaugenmerk galt Williams Äußerem. Er besaß eine maskuline Anmut, die bezaubernd wirkte.

»Mir ist egal, was du über mich und William denkst, wenn du also ein paar boshafte Bemerkungen loswerden willst, nur zu. Das ist dann wie in alten Zeiten.«

April ergriff Vincents Hand. »Jetzt sag nicht, du hättest es vergessen.«

Er sah sie verständnislos an. Familie war wirklich anstrengend.

Enttäuscht über sein schlechtes Gedächtnis zog April eine Augenbraue hoch. »Ich bin in dein Zimmer gekommen. In dein Bett.«

In der Nacht hatte es ein Unwetter gegeben, die Spatzen hatten in den Fliederbüschen vor dem Fenster Zuflucht gesucht. Sie hatten es niemandem gesagt und danach nie darüber gesprochen.

»Ach, das«, sagte Vincent. Jetzt erinnerte er sich. Natürlich. Ein kurzer, verrückter Fick, bei dem sie sich gegenseitig den Mund zugehalten hatten, damit niemand etwas von ihrer plötzlichen wilden Leidenschaft mitbekam. Am nächsten Morgen hatte ihre Tante sie mit einem besorgten Blick bedacht, aber seine Schwestern, denen sonst kaum etwas entging, schienen keine Ahnung zu haben.

»Wir sind im Stammbaum wirklich weit voneinander entfernt«, fuhr April fort. »Wir sind über unsere Urururgroßeltern verwandt. Genetisch ist es kein Problem.« Sie musste über seine verduzte Miene lachen. Er hatte keinen Schimmer, worauf sie hinaus wollte. »Du weißt es wirklich nicht! Dabei bist du doch derjenige, der hellsehen kann. Das zeigt wieder nur, dass die Menschen sehen, was sie sehen wollen.«

»April«, sagte Vincent. »Treib keine Spielchen mit mir.«

»Ich glaube, es war genau andersherum. Du hast es mit mir getrieben, Schätzchen.«

Vincent stand genervt auf und wollte William folgen, aber bevor er gehen konnte, streckte April ihre Hand nach ihm aus. Ihre zaghafte Berührung ließ ihn innehalten. Sie war innerlich aufgewühlt, was er ihr nicht zugetraut hätte. Obwohl sie sich bei ihrem Besuch damals nach dem Sommer so verletzlich gezeigt hatte und davongelaufen war, bevor sie miteinander reden konnten.

»Also gut«, sagte April. »Vielleicht weißt du es wirklich nicht. Dann werde ich es dir sagen, mein Lieber. Sie ist deine Tochter.«

Verwirrt betrachtete Vincent das kleine Mädchen im Gewächshaus. Sie schnitt für William Purpursonnenhüte ab. In Tante Isabelles Garten waren die Blumen wild gewuchert, und sie wurden seit ewigen Zeiten gegen Scharlach, Malaria, Diphtherie, Blutvergiftung und Erkältungen genutzt. Regina lachte, als William ihr Geschenk annahm und sich verbeugte.

»Erkennst du dich nicht in ihr wieder?«, fragte April.

»Du hast gesagt, ihr Vater sei ertrunken.«

»Was sollte ich sonst sagen? Dass ich einen entfernten Verwandten gevögelt hatte, der vierzehn war und zu dumm, um ein Kondom zu benutzen? Und da steht sie nun. Unsere wunderbare Tochter. Mit dem doppelten Erbe ihrer Vorfahren. Aber ich fürchte, dass sie auch doppelt so schnell lebt. Ich habe es gesehen, als sie noch ein Baby war, und ich glaube, Franny hat es bei meinem Besuch bei euch auch erkannt.«

»Franny?« Panik flackerte in ihm auf.

»Keine Angst. Sie weiß nicht, dass du der Vater bist. Der Zauber, mit dem wir in der Bibliothek vor ihr verborgen haben, was wir vorhatten, wirkt immer noch. Aber sie kennt das Schicksal. Sie hat gesehen, was unsere Kleine geerbt hat. Von uns beiden sogar. Eine bedauerlich kurze Lebenslinie.«

Vincent war betroffen. »Bist du dir sicher?«

April brach in Tränen aus. »Ich Sorge so gut ich kann dafür, dass sie ein schönes Leben hat. Sie wird erwachsen, so viel weiß ich, und im Grunde können wir alle doch nur abwarten, wie viel Zeit uns bleibt.«

»Was wirst du ihr sagen?« Vincent beugte sich in die letzten gelben Sonnenstrahlen vor. »Über mich?«

»Ich werde ihr sagen, dass du ein ganz besonderer Cousin bist.«

Vincent nickte. Seine Trauer stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Es ist zu spät, um etwas zu bedauern«, fuhr April fort. »Vielleicht hätte ich es dir sagen sollen, aber solche Dinge haben dich nicht interessiert. Du warst noch ein Junge. Das Leben ist kein Zuckerschlecken – das hat Isabelle mir gesagt, als ich beschlossen habe, das Kind zu bekommen –, wir können nur das Beste daraus machen. Sie hat recht. Ich freue mich, dass du dich endlich verliebt hast.«

»Du weißt doch, dass wir das nicht können«, erinnerte Vincent sie.

»Blödsinn«, sagte April, weil sie damals im Sommer in ihn verliebt gewesen war. Genauer gesagt war er sogar ihre erste und einzige große Liebe, und es war nichts Schreckliches

passiert. Es war sogar etwas Wunderbares daraus entstanden. Ihre gemeinsame Tochter. »Wir müssen nur härter um das kämpfen, was wir wollen.«

William und Regina kamen Hand in Hand zur Veranda zurück und sangen dabei ihre eigene Version von »Nachts auf den Straßen«. William hielt den Strauß abgeschnittener purpurner Blumen in der Hand.

Einen Garten, tausend Triebe, eine Taube, deine Liebe.

»Holen wir den Nachttisch«, sagte April. »Hätte ich gewusst, dass ihr kommt, hätte ich Tante Isabelles beschwipsten Schokoladenkuchen gebacken. Dafür haben wir Himbeermousse.«

»Ich dachte, du machst Macarons«, sagte Regina, weil sie die am liebsten aß. »Vincent und William würden sich sehr freuen.«

»Dafür reicht die Zeit nicht«, erklärte April dem traurigen kleinen Mädchen. »Heute gibt es nur die Mousse.«

»Mousse das sein?«, scherzte Vincent, um Regina aufzuheitern. »Quatsch, es ist bestimmt lecker. Und irgendwann essen wir Macarons aus Paris.«

Regina lachte und kletterte auf seinen Schoß, dieses Kind war vollkommen im Reinen mit sich. »Sing mir was vor«, bat sie. »Ich will mich an dich erinnern, wenn du weg bist.«

Vincent strich ihre Haare glatt. Sie waren schwarz, wie seine, und schnurgerade, und bei Reginas Lächeln schmolz man dahin, zumindest war es ihm so gegangen.

»Ich schicke dir eine Kasette«, versprach William dem Mädchen. »Oder noch besser, ich lasse eine Platte pressen.«

Regina klatschte fröhlich in die Hände. »Dann höre ich sie mir jeden Abend an, wenn wir einen Plattenspieler haben.«

»Den schicken wir dir auch noch«, sagte Vincent.

»Tu mir einen Gefallen.« April war mit dem Dessert und Kaffee zurückgekommen und hatte die Versprechen gehört. Sie kannte Vincent und wusste, wie leicht er etwas vergessen konnte, das für jemand anderen sehr wichtig war. Mit den Beeren und dem Zucker duftete der Nachtschisch so verführerisch, dass er die Bienen anlockte. April wedelte mit der Hand, um sie zu vertreiben. »Versprich nichts, was du nicht halten kannst.«

Jet nahm den Bus, ohne jemandem Bescheid zu geben. Es war der erste März, Levis Geburtstag, und die Forsythien blühten. Sie trug ihr schwarzes Kleid und band sich ein Tuch um den Kopf. Außer ihrer Handtasche nahm sie nichts mit. Sie hatte mit Rafael darüber gesprochen, ob sie hinfahren sollte, als er sie mit einer Nacht im Plaza Hotel überrascht hatte. Als sich die Aufzugtüren im siebten Stock geöffnet hatten, hatte Jet begriffen, dass er das Zimmer 708 gebucht hatte, und gesagt, ein anderes Zimmer wäre ihr lieber, eines, das ihnen gehören würde.

»Unsere Beziehung ist etwas eigenes«, hatte sie gesagt.
»Auch wenn ich Levis Grab besuche, hat das nichts mit uns zu tun.«

Nachdem sie aus dem Bus gestiegen war, ging sie Richtung Westen und machte unterwegs an einem Feld Halt, um ein paar Narzissen zu pflücken, blassgelb wie frische Butter. Sie band das Sträußchen mit einem blauen Faden zusammen. Die Sonne schien matt, die Luft war kühl und frisch. Bis zum Friedhof waren es drei Kilometer, sie ging schnell und duckte sich hinter Büsche, wenn ein Auto vorbeifuhr.

Vor den Friedhofstoren stand ein Leichenwagen im Leerlauf. Jet zögerte, aber die Beerdigung war schon vorüber, und es war niemand zu sehen, als der Leichenwagen losfuhr. Im älteren Teil des Friedhofs las sie viele Nachnamen, die sie kannte: Porter, Coker, Putnam und Shepard. Die Menschen trugen Namen wie Wrestling, Valor, Worth und Redeemed, sie waren nach Tugenden wie Kampfgeist, Tapferkeit, Güte und Erlösung benannt, die ihre Eltern ihnen für ihr späteres Leben gewünscht hatten. Unweit vom Familiengrab der Willards bemerkte Jet eine Engelfigur, sie wachte über die Ruhestätte eines Babys namens Resign Willard, das nur einen Tag gelebt hatte.

Levi war in einem neueren Teil des Friedhofs hinter einer weiten Rasenfläche beerdigt. Sie legte die Narzissen vor der schlichten Grabplatte ab. Er war achtzehn gewesen. Er hatte kaum gelebt. In einem Anflug von Erschöpfung legte Jet sich neben Levi aufs Gras. Sie trug immer noch den Ring, den er ihr geschenkt hatte, obwohl sich der Moment, als sie die Augen schließen sollte und er ihr sein Geburtstagsgeschenk gab, unendlich weit weg anfühlte. Sie hatten sich vielleicht zwanzigmal gesehen, in wenigen Tagen hatten sie eine ganze Welt erschaffen. Sie stellte sich vor, wie Levi in seiner schwarzen Jacke neben ihr lag. In seiner Nähe waren viele

Hathornes begraben. Sie gehörten auch zu Jets Familie, was ihr furchtbar unangenehm war. Kein Wunder, dass die Owens es geheim gehalten hatten. Kein Wunder, dass so viele aus Massachusetts geflohen waren. Sogar ein direkter Nachkomme des Hexenjähgers hatte versucht, sich von seinem grausamen Vorfahr zu distanzieren, indem er seinem Namen ein *w* hinzugefügt hatte. Nathaniel Hawthornes Werke waren von seinem Wunsch geprägt, die bösen Taten seines Urgroßvaters wiedergutzumachen.

Unweit von hier stand der Baum, an dem die Hexen erhängt worden waren, nachdem der Vater von Maria Owens' Kind sie zum Tode verurteilt hatte. 1692 war er zum obersten Untersuchungsrichter für die Hexenprozesse ernannt worden. Er hatte neunzehn unschuldige Menschen verurteilt und ihre Hinrichtung überwacht. Zuvor hatte er das Gericht davon überzeugt, Aussagen über geisterhafte Erscheinungen zuzulassen, was bedeutete, dass Anschuldigungen ohne jeden Beweis für bare Münze genommen wurden. Frauen konnten sich in Krähen verwandeln. Ein Mann konnte der Gehilfe des Teufels sein. Hathorne war berüchtigt für seine Grausamkeit. Er ließ nicht zu, dass Anschuldigungen widerrufen wurden, befand die Angeklagten schon vor dem Prozess für schuldig, bedrängte sie vor Gericht, bewirkte mit seinem Verhalten, dass sie ermordet wurden, und lud damit sich und all seinen Nachfahren den Fluch auf, unter dem sie jetzt litten. Nach einer Verurteilung konnte der Besitz beschlagnahmt und nach Gutdünken unter den Richtern aufgeteilt werden. Hathorne hatte ein vierzehnjähriges Quäkermädchen geheiratet, ein Herrenhaus gebaut und sechs Kinder gezeugt. Mit Maria Owens, die weder Eltern noch Vormund hatte, machte

Hathorne, was er wollte, er benutzt sie, wie es ihm gefiel, und sie war so jung und unerfahren, dass sie dachte, sie würde ihn lieben, dabei war sie wie eine Krähe, die ihren Käfig liebte.

Jet schirmte ihre Augen ab und blickte in den Himmel. Sie sah, dass ein Mann sie beobachtete, und rappelte sich schnell auf. Ihr Herz hämmerte. Sie war dem Galgenbaum so nah, dass ihr schwindlig wurde. In ihren Adern floss das Blut des Anklägers und der Angeklagten. Der Mann rührte sich nicht. Er hielt einen Strauß Narzissen in der Hand. Außer ihnen war niemand auf dem Friedhof, und sie starrten sich an. Bevor der Reverend näherkommen konnte, um sie zu beschimpfen und zu rufen, sie sei eine Hexe und ein Dämon und sei am Tod seines Sohnes schuld, lief Jet davon. Sie rannte so schnell, dass sie nichts mehr hörte als das rauschende Blut in ihren Ohren. Sie wäre lieber tot und bei Levi gewesen, aber sie lebte, also rannte sie. Auch in der Stadt hielt sie nicht an und wartete nicht auf den Bus. Stattdessen trugen ihre Füße sie zur Magnolia Street.

Sie klopfte an Tante Isabelles Tür. Das Licht brannte, und weil niemand öffnete, ging Jet nach hinten in den Garten. Isabelle vereinzelte im Gewächshaus ihre Setzlinge. Es schien sie nicht im Geringsten zu überraschen, dass ihre Nichte in der Tür stand.

»Du hättest hierher kommen können, wenn du Narzissen wolltest«, sagte sie, als Jet hereinkam.

Das stimmte, zu dieser Jahreszeit verwandelten sie den Garten in ein gelbes Meer. Jet sah, dass die Pflanzen hier viel weiter waren als in den Gärten der Stadt. Der Blauregen blühte schon, die Kletterrosen trieben Knospen aus.

»Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen«, sagte Isabelle.

»Ich bin Levis Vater begegnet.«

»Dem Reverend gehört der Friedhof nicht, ihm gehört auch nicht die Stadt. Du hast ein Recht auf die Erinnerungen an Levi.«

»Ich will sie loswerden«, sagte Jet.

»Bist du sicher?«

»Ich will mich nicht mehr an ihn erinnern. Bitte«, flehte sie ihre Tante an. »Bitte hilf mir dabei. Ich weiß, dass du so was kannst. Und ich kann dich bezahlen.« Jet war in Tränen aufgelöst.

»Jet, wenn ich das tun würde, wärest du nicht mehr du selbst.«

»Gut! Ich will nicht ich sein.« Jet hatte sich auf eine Holzbank gesetzt und die Hände auf dem Schoß gefaltet. »Ich habe Franny weisgemacht, ich hätte Mut getrunken.«

»Das hast du auch«, sagte ihre Tante.

Isabelle forderte Jet auf, ihr ins Haus zu folgen. Auf der Veranda lief eine Frau auf und ab. Als sie Isabelle sah, blieb sie stehen. »Oh, Miss Owens«, sagte sie. »Wenn Sie einen Moment Zeit hätten.«

»Sie müssen warten«, antwortete Isabelle. »Setzen Sie sich einfach und seien Sie leise.«

Jet folgte ihrer Tante in die Küche, wo Isabelle den Kessel aufsetzte.

»Ich möchte aber nicht, dass die Frau draußen meinetwegen wartet«, sagte Jet.

»Sie wartet seit zwanzig Jahren darauf, dass ihr Mann sie liebt, da kann sie noch zwanzig Minuten länger warten.«

Als der Tee aufgebrüht war, setzten sie sich hin und tranken.

»Kommt dir der Geschmack bekannt vor?«, fragte Isabelle.

»Das ist der Tee, den ich letztes Mal getrunken habe.«

»Du hast um Vorsicht gebeten, aber ich habe dir das hier gegeben. Du hast Mut gebraucht. Und du hast Mut.«

Jet lachte und trank die Tasse aus. So fühlte sich Mut an?

»Wenn du einen Teil deiner Vergangenheit vergisst, vergisst du sie ganz. Das willst du nicht, Liebes.«

Jet stand auf und umarmte ihre Tante, die von dieser spontanen Gefühlsäußerung etwas überrumpelt war.

»Ich habe eine Kundin«, sagte Isabelle. »Und du musst dich auf den Weg machen.«

»Wird ihr Mann sie lieben?«

»Würdest du Liebe wollen, die du dir erkaufen musst?«, fragte Isabelle.

Isabelle rief Charlie Merrill an, der in seinem alten Kombi kam und Jet zum Busbahnhof fuhr. Unterwegs bat Jet ihn, einen Umweg zu machen. Die Friedhofstore waren abgesperrt, aber Charlie wusste, wie man das Schloss mit einem Schraubenzieher knacken konnte. Er schob die Tore für sie

auf, dann wartete er in seinem Auto und hörte sich zufrieden ein Basketballspiel im Radio an.

Es wurde allmählich dunkel, und Jet war froh darüber, dass sie den Weg kannte. Sie nahm die Abkürzung über den Rasen, der im Dämmerlicht zu leuchten schien. Sie hatte ein Recht auf ihre Erinnerungen und darauf, diesen Ort zu besuchen.

Hier liegt das Leben, das ich hätte führen können, der Mann, den ich bis an mein Ende geliebt hätte, die Tage, die wir miteinander verbracht hätten.

Jet ging zu seiner Grabplatte und kniete sich hin. Es lagen zwei Sträußchen Narzissen dort. Der Reverend hatte ihre Blumen nicht weggeworfen.

Wieder legte sie sich neben Levi, und dieses Mal sagte sie ihm, sie werde der Welt nie verzeihen, dass sie ihn ihr genommen hatte, aber dass sie weitermachen müsse. Sie lebte noch. Es war stockdunkel, als sie zurückging, und sie war froh, dass Charlies Scheinwerfer die Nacht erhellten.

»Alles in Ordnung?«, fragte Charlie Merrill, als sie wieder einstieg. Im Auto roch es nach Hustenbonbons und Flanell.

Jet nickte. »Ich glaube, jetzt möchte ich zum Busbahnhof.«

Rechtzeitig für den letzten Bus brachte er sie dorthin. Als Charlie anhielt, gab er ihr eine Papiertüte. Darin lagen eine kleine Thermoskanne und etwas in Wachspapier Eingeschlagenes. »Deine Tante wollte dir Tee mitgeben. Da müsste auch ein Stück Kuchen drin sein.«

Zu seiner großen Überraschung fiel Jet dem alten Mann um den Hals. »Sie ist ein feiner Mensch«, sagte er, als müsse er Jet ihre Tante erklären. »Das weiß jeder, der sie kennt.«

Er wartete mit laufendem Motor, bis der Bus losfuhr. Wahrscheinlich hatte Isabelle ihn darum gebeten, und er machte immer, worum sie bat. Seine beiden Söhne waren heroinabhängig gewesen; einer hatte mit zwanzig im Gefängnis gesessen, den anderen hatten die Drogen fast in den Wahnsinn getrieben. Isabelle hatte beide mit einer ihrer Mixturen auf den rechten Weg gebracht. Danach hatte es an Charlies Tür geklopft, obwohl jeder wusste, dass Isabelle Owens keine Hausbesuche machte. Sie besuchte die Jungen zwei Wochen lang jeden Abend und umsorgte seine erwachsenen Söhne wie kleine Kinder, bis sie wieder gesund waren. Sie nahm dafür keine Bezahlung an. Wenn seine Söhne ihr jetzt auf der Straße begegneten oder wenn sie in ihrem Haus Arbeiten erledigten und Isabelle nach ihnen sah, stießen die Jungs sich gegenseitig mit dem Ellbogen an und stellten sich gerade hin. Die beiden hatten immer noch Angst vor ihr, obwohl sie an ihren Betten gesessen und ihnen Suppe mit einem Teelöffel eingeflößt hatte.

Deshalb wartete Charlie und winkte, als Jet in den Bus stieg, und Jet winkte zurück. Und als ihr klar wurde, wie hungrig sie war und dass sie den ganzen Tag nichts gegessen hatte, freute sie sich über den Schokoladenkuchen, den ihre Tante ihr mitgegeben hatte. Sie war Isabelle dankbar, weil sie ihr klargemacht hatte, dass es schlimmer gewesen wäre, ihren Verlust zu vergessen, als der Verlust selbst es war. Also saß sie da und erinnerte sich an alles, vom Anfang ihres Lebens bis zu diesem Tag. Als sie an die blassgelben Narzissen dachte, die sie am Morgen gepflückt hatte, war sie wieder in New York.

Die Annonce erschien am 21. März in der *New York Times*, an Frannys Geburtstag, einem von jeher unheilvollen Tag. Es war der glückloseste Tag im ganzen Jahr, aber an ihm wurde auch Ostara gefeiert, die Tagundnachtgleiche im Frühling, zu der man im Garten Eierschalen verstreuen musste, weil Wachstum und Wandel immer möglich waren, auch wenn man sich für einen Pechvogel hielt.

Vielleicht war die Annonce nur zufällig an diesem Tag geschaltet worden, aber ob es Absicht war oder nicht, es verletzte Franny noch tiefer als zuvor. Vincent versuchte, es vor ihr zu verbergen, er warf die *Times* sofort weg, aber Franny fand sie, als sie den Müll hinausbrachte. Die Seite mit den Heiratsannoncen war aufgeschlagen, und Franny hob diesen Pfeil, der sie treffen sollte, auf.

Haylin Walker, Sohn von Ethan und Lila Walker aus New York und Palm Beach, verlobt sich mit Emily Flood, Tochter von Melville und Margot Flood aus Hartford, Connecticut. Der Bräutigam besuchte das Harvard College und die Medizinische Hochschule Yale. Die Braut, Absolventin von Miss Porters Schule und dem Radcliffe College, arbeitet zurzeit bei Talbots in Farmington, Connecticut.

Franny konnte nicht weiterlesen. Weder über den Vater des Bräutigams, den Bankpräsidenten, und seine Frau, die im Opernbeirat saß, noch über die Eltern der zukünftigen Braut, beide Ärzte, die Boxer züchteten und mit ihnen im Westminster Kennel Club an Wettbewerben teilnahmen. Eine Beziehung mit einer anderen Frau war eine Sache, aber jetzt ging es um eine Hochzeit, mit der jede Hoffnung starb, es könnte zwischen ihnen noch einmal anders sein.

Franny verbrannte die Zeitung im Kamin. Grauer Rauch mit einem bitteren Schwefelgeruch stieg auf. Sie öffnete das Fenster, trotzdem trännten ihre Augen noch.

Als Vincent hereinkam, hingen immer noch Rauchschwaden in der Luft.

»Hay hat sich verlobt«, sagte Franny zu ihrem Bruder. »Du hättest nicht versuchen sollen, es vor mir zu verbergen.«

»Ignorier es einfach, Franny. Was hast du gedacht, wie viele Jahre er auf dich wartet? Zehn? Zwanzig?«

»Hätte er nicht warten sollen?«

»Nicht, nachdem du ihn weggeschickt hast. Die Leute nehmen so etwas ernst, wenn es von dir kommt. Du hast ihm nie gesagt, dass du ihn liebst, oder?« Vincent hob die Hände. »Mach, was du willst.«

Genau das tat sie, nachdem er nach oben gegangen war.

Sie rief bei Haylins Eltern an, deren Nummer sie auswendig wusste, seit sie zehn war. Als eine Haushälterin, die sie nicht kannte, abnahm, sagte Franny, sie rufe wegen der Verlobungsfeier an. Die Haushälterin nahm an, sie sei zu der Feier am Abend eingeladen. Ja, ja, sagte Franny. Um wie viel Uhr? Das habe sie vergessen.

Sie zog ihr Beerdigungskleid an, weil ihre anderen Sachen zu leger waren. Dazu trug sie alte Stöckelschuhe, die ihre Mutter in Paris gekauft hatte. Sie waren rot, und wenn Franny sie trug, fühlte sie sich ihrer Mutter ein wenig näher.

Unter einem Himmel, an dem sich Rosa in Grau mischte, nahm Franny ein Taxi zur Ecke Park Avenue und 74th Street. Ihre Brust schmerzte, als sie ihr Ziel erreichten. Das Apartment der Walkers nahm eine gesamte Etage ein. Heute Abend strahlte es wie ein Glühwürmchen. Franny betrat das

Haus direkt hinter einem älteren Paar und stieg mit ihm in den Aufzug, damit es so aussah, als gehörten sie zusammen.

»Was für ein aufregender Anlass«, sagte die Frau zu Franny.

»Ja«, murmelte Franny als Antwort. Ihre leuchtend roten Haare hatte sie hochgesteckt, um nicht aufzufallen, aber sie bemerkte, dass der Mann auf ihre Schuhe starrte. Die roten hochhackigen Schuhe ihrer Mutter. Franny hielt den Blick gesenkt.

»Und das, nachdem Ethan immer befürchtet hat, sein Sohn würde es zu nichts bringen«, fuhr die Frau fort. Obwohl sie schon älter war, trug sie einen Minirock von Mary Quant und dazu eine Seidenbluse und eine lange Perlenkette. Vom Aufzug kam man direkt in das Apartment, und als sich die Türen öffneten, fühlte Franny sich in der Zeit zurückversetzt.

Wegen der Feier wimmelte es von Gästen, aber sonst sah alles genauso aus wie damals, als sie in der Grundschule waren. Haylin hatte sie erst mitgenommen, nachdem sie ihm feierlich versprochen hatte, niemandem etwas über sein Zuhause zu erzählen. Es war nach ihrem ersten Zusammentreffen in der Schulmensa, als Franny ihr Tomatensandwich mit ihm geteilt und er es klaglos gegessen hatte, obwohl Salz und Mayonnaise fehlten. Die Einrichtung hatte sich seit damals nicht verändert, Franny sah dieselben Wollteppiche in blassem Perlmutter, Seidentapeten, orangefarbene Sofas. Jemand wollte ihr den Mantel abnehmen.

»Oh, nein danke«, sagte Franny. »Mir ist kalt.«

Sie zitterte sogar. Ob mit oder ohne ihren Mantel wirkte sie fehl am Platz, keines ihrer Kleidungsstücke schien für dieses

Umfeld angemessen. Die Frauen trugen juwelenfarbene Cocktailkleider, die Männer gut geschnittene Anzüge. Franny hielt sich am Rand des großen, eleganten Salons, wo Champagnergläser gereicht und auf glänzenden Tablett Hors d'œuvres serviert wurden. Sie dachte, sie hätte in dem Gedränge Emily entdeckt, aber es waren so viele große, hübsche, junge Blondinen da, dass sie nicht sicher war. Auf einem Tisch drängten sich Geschenke aus Silber. Servierteller, Tablett, Kerzenständer. In Frannys Nähe liefen viele der kleineren Silberteile schwarz an. Franny entfernte sich von dem Tisch, es war ihr peinlich, was ihre Hexenkräfte anrichten konnten. Den anderen Gästen wich sie aus, aber vor Haylin konnte sie sich nicht verstecken. Er stand plötzlich hinter ihr und legte ihr eine Hand auf den unteren Rücken. Sie spürte die Wärme seiner Berührung durch ihren Mantel, und es verschlug ihr den Atem.

»Ich konnte dir keine Einladung schicken«, sagte er. »Du hast mir nie deine Adresse genannt.«

Er trug einen teuren Anzug, seine Haare waren kurz geschnitten. Franny konnte sich nicht erinnern, ihn je in einem Anzug gesehen zu haben. Aber er war immer noch Hay, ihr bester Freund, egal, was er trug, egal, wen er versprochen hatte zu heiraten.

Frannys Wangen waren leicht gerötet, einzelne Haarsträhnen hatten sich gelöst. Sie hätte gern gesagt: *Brenn mit mir durch. Ich weiß jetzt, dass alles andere unwichtig ist. Mir ist egal, ob wir uns ins Verderben stürzen.*

Mit ihrem schwarzen Mantel und den leuchtend roten Haaren war sie nicht zu übersehen. Haylins Vater entdeckte sie

von der anderen Seite des Zimmers aus. Er starrte sie finster an und bedeutete seinem Sohn, er solle Franny loswerden.

»Gehen wir vor die Tür.« Haylin führte sie zum Aufzug. Er drückte auf den Knopf für die Eingangshalle, aber auf halbem Weg hielt er den Fahrstuhl an und zog Franny an sich. Plötzlich drückte er seine Lippen auf ihre. Es geschah so schnell, und der Kuss war so leidenschaftlich, dass es kein Zurück mehr gab. Wo sie waren, spielte keine Rolle, sie brauchten nicht einmal Mut dafür. Es war Schicksal, und sie versuchten nicht, dagegen anzukämpfen. Franny stürzte sich auf Haylin, und er hielt weder sie noch sich selbst zurück, obwohl Emily Flood sich schon fragte, wo er blieb, und sich Sorgen machte, weil sie die große, blasse Frau mit den roten Haaren gesehen hatte. Emily hatte immer noch Alpträume wegen Franny, weil es nach ihrem Besuch im Krankenhaus Monate gedauert hatte, Haylins Zuneigung zurückzugewinnen. *Verstehst du es nicht?*, hatte Emily ihn gefragt. *Sie kommt nie zu dir zurück. Du bist ihr nicht wichtig, sonst wäre sie mit dir nach Cambridge gekommen.*

Was Emily Flood befürchtet hatte, war eingetreten. Es geschah alles zu schnell, und erst nachher wurde ihnen bewusst, wo sie waren und was sie getan hatten. Haylin wich zurück und zog beschämt seine Hose hoch; es schmerzte ihn, was er getan hatte. Eigentlich war ihm Treue wichtig, und trotzdem hatte er gerade seine Verlobte betrogen. »Ich werde heiraten«, sagte er und schüttelte den Kopf, als würde er sich selbst darüber wundern.

»Ich weiß. Ich habe es in der *New York Times* gelesen.« Franny reckte das Kinn hoch, sie war darauf gefasst, dass sein

nächster Satz sie verletzen würde. Sie spürte, dass es ihre letzte Chance war, und sie würde sie nutzen.

»Ich muss sie heiraten«, sagte Hay.

»Hörst du, was du da sagst? Du *musst*?«

Haylin stöhnte. »Du tust mir das immer wieder an. Du lässt mich glauben, ich hätte eine Chance.«

Der Fahrstuhlalarm schrillte los. Haylin versuchte alles, um ihn auszuschalten, aber am Ende musste er auf den Knopf nach oben drücken, damit die Sirenen verstummten. Der Aufzug setzte sich wieder in Bewegung und fuhr in den siebzehnten Stock hinauf. Als sich die Türen öffneten, stand Ethan Walker vor ihnen. Haylin und Franny blinzelten sichtlich schuldbewusst.

»Ich dachte, ich hätte deutlich gemacht, was du tun sollst«, sagte Haylins Vater. »Schaff sie hier raus.«

Es war völlig unmöglich, in Mr. Walkers Gedanken zu lesen, sein Verstand war abgeschottet wie ein Tresor. Was mit Franny los war, konnte in diesem Moment jeder sehen, sie war eine verliebte Frau, die gerade im Aufzug gevögelt worden war und die sich nicht um die Gefühle anderer scherte. Mit Sicherheit nicht um die Gefühle der zukünftigen Braut, die sich weinend im Badezimmer eingeschlossen hatte, weil sie fürchtete, sie habe Hay verloren, noch bevor er richtig ihr gehörte.

»Mach dich nicht zum Narren«, sagte Walker zu seinem Sohn. »Sie hat mit dir Schluss gemacht und wird es wieder tun. Triff einmal im Leben die richtige Entscheidung.«

Franny sah, wie sich Hays Miene verhärtete. Als sein Vater gegangen war, zog sie an Hays Ärmel. »Hör nicht auf ihn. Das hast du noch nie gemacht.«

Haylin sah sie an. »Es geht nicht um ihn, Franny. Was mein Vater denkt, ist mir egal, das weißt du. Aber diese vielen Jahre! Du hättest dich bei mir melden sollen.«

»Ich wollte dir nicht das Leben ruinieren«, erklärte Franny.

Hay lachte bitter. »Aber jetzt willst du es?«

Getroffen zuckte Franny zurück. »Tue ich das gerade?«

Hay musterte sie mit kühlem Blick, und sie merkte, wie sehr sie ihn verletzt hatte. »Ich weiß es nicht, Franny. Sag du es mir. Ich bin mir nämlich nicht sicher, ob ich will, dass mein Leben ruiniert wird.« Sichtlich durcheinander schüttelte er den Kopf. »Ich muss immer wieder daran denken, wie ich fast ertrunken wäre und du nicht hinterhergesprungen bist. Und daran, dass wir zusammen an die Uni gehen wollten und du nicht mitgekommen bist.«

»Aber du bist nicht ertrunken! Und du bist in Harvard gut ohne mich zurechtgekommen! Aber du trägst mir das alles nach. Ich sehe schon, ich hätte nicht herkommen sollen.«

Franny stieg schnell in den Aufzug, aber Hay hielt die Tür fest, damit sie sich nicht schloss. »Ich würde es nicht ertragen, dich noch einmal zu verlieren«, sagte er. »Es hat mich fast umgebracht. Ich habe Jahre gebraucht, um über dich hinwegzukommen.«

»Aber du bist über mich hinweggekommen. *Du* hast jemand anderen gefunden. *Ich* nicht.«

»Versprich mir, dass du mich nicht wieder verlässt, und ich blase die ganze Sache ab.«

Erschrocken über diesen heftigen Ausbruch wich Franny einen Schritt zurück.

»Versprich es mir«, verlangte er. »Dann bin ich zu allem bereit. Ich tue ihr weh, wenn ich muss.«

In diesem Moment entdeckte sie Emily. Hays Verlobte hatte sich auf die Suche nach ihm gemacht und beobachtete die beiden vom Salon aus. Franny versagte die Stimme, und plötzlich verließ sie der Mut. Für wen hielt sie sich, dass sie einer anderen Frau solchen Kummer bereitete? Vielleicht war es Hays Schicksal, mit Emily zusammen zu sein, und Franny würde nur verhindern, was geschehen sollte.

»Du kannst es mir immer noch nicht versprechen«, sagte Haylin, und damit ließ er die Aufzugtür los.

Auf der Straße hielt Franny ein Taxi an. Sie fuhren durch die Tore in den Park, durch den sie und Haylin früher so oft geschlendert waren. In der Liebe gab es keine Sicherheit, man musste den Sprung ins Ungewisse wagen. Aber Haylin stand jetzt neben Emily Flood, während Franny nach Downtown fuhr und weinend die Welt betrachtete, die sie einmal gekannt hatte.

Einmal im Monat fuhr Jet nach Massachusetts. Ihren Geschwistern erzählte sie nichts davon, trotzdem wussten sie Bescheid. Franny bereitete für sie einen kleinen Imbiss vor und stellte ihn auf den Küchentisch. Ein Gurkensandwich, ein paar Kekse, einen grünen Apfel. Vincent legte Geld für den

Bus parat. Jet war dankbar, sprach aber nie mit ihnen über ihre Pläne. Sie brach einfach früh am letzten Sonntag des Monats auf. In der Stadt nahm sie ein Taxi zum Friedhof, und sie brachte ihm immer Narzissen, egal zu welcher Jahreszeit. Manchmal besuchte sie den Lebensmittelladen in der Stadt, der Blumen verkaufte. Jeder wusste, wer sie war, trotzdem wurde sie immer höflich behandelt. Im Frühling ging sie zu Fuß zum Friedhof und pflückte die Blumen selbst, buttergelbe Narzissen frisch von den Feldern.

Isabelle entdeckte ihre Nichte ein- oder zweimal in der Stadt, aber sie nahm Jet nicht übel, dass sie nicht bei ihr vorbeischaute. Auf dem Weg zur Bibliothek sah sie Jet einmal vor dem Haus der Willards. Vielleicht war es ein gutes Zeichen, vielleicht auch nicht. Die Zeit würde es zeigen. Das Haus der Willards war weiß, hatte grüne Fensterläden und war über zweihundert Jahre alt. Sein weitläufiger Garten hatte nie wieder zu seiner alten Pracht zurückgefunden, nachdem der Reverend Salz verstreut hatte, weil April Owens hereingeschlendert war, um ein paar der tellergroßen Rosen zu pflücken. Jetzt trugen die Rosenbüsche keine Blüten mehr, und die Blätter hatten sich zusammengerollt. Nur Narzissen wuchsen noch im Garten, zu Hunderten, wie Jet überrascht sah.

Dazwischen stand ein Apfelbaum, von dem Levi ihr erzählt hatte. Er hatte gesagt, er sei gern hinaufgeklettert, um die knackigen McIntosh-Äpfel zu pflücken, aber jetzt war die Borke schwarz und ledrig, die Äste waren krumm und kahl. An dem Baum war seit Jahren kein Apfel mehr gewachsen.

Als Jet am weißen Gartenzaun lehnte und zu dem Fenster im ersten Stock hinaufblickte, hinter dem Levis Zimmer gelegen hatte, kam der Reverend aus dem Haus. Er hielt einen Müllbeutel in der Hand, aber als er Jet sah, blieb er stehen. Im Dämmerlicht starrten sie sich an.

»Ich würde gern sein Zimmer sehen«, bat Jet.

Der Reverend hielt keine Gottesdienste mehr ab. Er kümmerte sich um überhaupt nichts mehr. In seinem Garten goss er weder die Pflanzen, noch zupfte er Unkraut. Die Regenrinnen am Haus hingen durch, und das Dach musste repariert werden. Auf der Veranda standen zwei Schaukelstühle, auf denen er nie saß. Er wollte nicht, dass vorbeikommende Nachbarn ihn grüßten, ihm alles Gute wünschten oder ihn fragten, wie es ihm gehe. Nachdem er das Owens-Mädchen mit den dunklen Haaren, dem ernsten Gesicht und der Narbe auf einer Wange einen Moment lang betrachtet hatte, winkte er Jet heran. Er wusste nicht, was er dabei dachte oder ob er überhaupt dachte, aber er sah nur zu, als sie den Garten betrat und zur Veranda kam.

»Das bedeutet mir viel«, sagte sie. »Danke.«

Sie folgte dem Reverend ins Haus und die Treppe hinauf. Auf dem Boden lag beigefarbener Teppich, die weißen Wände vergilbten allmählich. Es roch nach Mottenkugeln und frisch aufgebrühtem Kaffee. Nirgendwo brannte Licht. Der Reverend gab nicht gern Geld für Strom aus, außerdem sah er genug, solange es nicht stockdunkel war. Wurde es dann dunkel, ging er ins Bett. Oder er setzte sich an sein Fenster und starrte in den Garten, als könnte er in die Vergangenheit blicken. Seine Frau war viel zu jung an Krebs gestorben, und vielleicht war

das der Punkt, ab dem alles falsch gelaufen war. Er hatte seinen Sohn streng erzogen und sich vor weiterem Unglück gefürchtet, und jetzt schien es, als hätte er das Unglück selbst über sich und jeden in seiner Nähe gebracht.

»Stolpere nicht«, sagte er unwillkürlich, denn die Treppe war steil.

In Levis Zimmer schaltete der Reverend das Licht ein. Jet hatte Levis Zimmer schon immer sehen wollen. Wenn sie zusammen im Park gesessen hatten, hatte er ihr jede Einzelheit beschrieben. Die blaue Tagesdecke, die Pokale, die er im Schwimmverein gewonnen hatte, Fotos von seinen Eltern bei einem Picknick am See. Die Tapete war blau-weiß gestreift, auf dem Boden lag ein Läufer aus Tweed. Jet stand in der offenen Tür. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie Levi vor sich sehen, wie er mit einem Gedichtband in der Hand auf dem Bett saß und sie angrinste. Heiße Tränen brannten in ihren Augen.

»Wen jemand liebt – der ist nicht tot, denn Liebe ist Unsterblichkeit«, zitierte sie Emily Dickinson.

Als Jet die Augen öffnete, weinte der Reverend. So standen sie nebeneinander, bis das Licht abnahm und blaue Schatten auf den Boden warf.

Nach einer Weile folgte Jet ihm nach unten. Er hielt ihr die Fliegengittertür auf und ging mit ihr in den Garten, wo die Narzissen blühten. Alles andere war schwarz. Sogar die Erde.

»Ich kann dich zum Busbahnhof fahren«, sagte der Reverend.

»Nicht nötig, ich gehe gern zu Fuß.«

Er nickte. Er ging auch gern zu Fuß.

»Du kannst mich nächstes Mal besuchen«, sagte er. Als sie ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu: »Ich weiß, dass du jeden Monat herkommst. Ich sehe dich auf dem Friedhof, aber ich will dich nicht stören. Ich weiß, dass du mit ihm allein sein willst.«

Vom Gehweg aus sah Jet ihm nach, als er die Verandastufen hinaufstieg. Die Lampe in Levis Zimmer brannte noch und verströmte gelbes Licht. Jet winkte, dann wandte sie sich ab und machte sich auf den langen Weg zum Busbahnhof. Sie ging gern durch die Stadt, vor allem in der Dämmerung. Es war ein tröstlicher Gedanke, dass ihre Vorfahren seit über dreihundert Jahren in dieser Stadt lebten und durch dieselben Straßen gegangen waren wie sie jetzt. Bei ihrem nächsten Besuch würde sie nicht ihr schwarzes Kleid tragen, für das es ohnehin zu warm wurde. Und sie würde früher am Tag kommen und mehr Zeit hier verbringen, weil es ihr zum ersten Mal seit langem vorkam, als habe sie alle Zeit der Welt.

Der 28. Juni 1969 war ein heißer Tag, das Thermometer stieg auf für diese Jahreszeit ungewöhnliche dreißig Grad. Es wurde drückend schwül in New York City, als würde die Hitze aus dem Herzen der Stadt aufsteigen. In der Christopher Street zwischen der West Fourth und dem Waverly Place war es im Stonewall, früher ein Pferdestall und jetzt ein Restaurant, brütend heiß. Die Hitze konnte nirgendwohin entweichen, also wurde es noch wärmer. Das organisierte Verbrechen betrieb das Lokal als Schwulenbar, und das ganze Unternehmen war

illegal. Die Bar hatte keine Schanklizenz, und die Behördenmitarbeiter wurden kräftig geschmiert, damit sie wegschauten. Manchmal hielten sie sich an die Vereinbarung, manchmal nicht, auch wenn sie bezahlt wurden. Es kam zu Razzien, und die Gäste, darunter Transmenschen, Dragqueens, junge Leute und Obdachlose, wurden blutig geschlagen, gedemütigt und festgenommen. Die Polizei zerrte sie auf die Straße, legte ihnen Handschellen an und lieferte sie einer Justiz aus, die ihnen keine Rechte zugestand.

Am späten Abend dieses besonderen Tages ging Vincent mit seinem Hund spazieren und traf auf eine Menschenmenge, die mit jeder Minute wuchs. Er hätte eine andere Richtung einschlagen können, aber sein Weg führte ihn dorthin. Später sollte er sich fragen, ob er es gewusst hatte, ob er selbst hatte herausfinden müssen, wer er war und wohin er gehörte. Normalerweise ignorierte er alles um sich herum, wenn er abends mit seinem Hund spazieren ging, auch die Menschenmenge, die seit den brutalen Verhaftungen stetig gewachsen war, hätte er ignoriert, hätte die Polizei die Gegend nicht umstellt.

Acht Polizisten, die in der Bar Gäste verprügelt hatten, waren eingekesselt, und als zur Verstärkung ein Einsatzkommando eintraf, kam es zu Ausschreitungen. Die Menge verteidigte sich mit Mülltonnen und Pflastersteinen. Vincent stand wie angewurzelt da. Die ungeheure Tragweite dessen, was er da sah, dieser revolutionäre Akt, für das einzustehen, was man war, ließ ihn erstarren. Sei du selbst, hatte seine Tante ihm geraten. War er wirklich so, wie er sich gerade verhielt, ein Mann, der nicht wagte, sich zu zeigen? Ein

Kaninchen? In diesem Moment verabscheute er sich abgrundtief.

»Warum machst du nichts?«, rief jemand.

Einer der obdachlosen Jugendlichen aus dem Christopher Park wurde verprügelt und versuchte, mit den Händen sein Gesicht zu schützen. Bevor Vincent nachdenken konnte, stieß er den Polizisten zur Seite. Er konzentrierte sich, plötzlich hagelte es Steine, Polizisten sprangen auseinander. Als der Junge davonhumpelte, stürzte sich der Polizist auf Vincent und riss ihn zu Boden. Vincent prallte mit dem Gesicht auf den Beton. Harry bellte wie verrückt und wäre den nächsten Angreifer angesprungen, aber Vincent nahm seine fünf Sinne zusammen, rappelte sich auf und rief den Hund zurück. Sie rannten die West Fourth Street hinunter, verließen den Gehweg und liefen durch den Verkehr. Vincent blutete aus einer Platzwunde an der linken Seite seines Kopfes.

Er brachte den Hund nach Hause in den Garten, bevor er zur Notaufnahme des St. Vincent's ging. Die Ausschreitungen hielten tagelang an, viele der Verwundeten wurden in dieses Krankenhaus gebracht. Vincent hatte eine Gehirnerschütterung, seine Kopfwunde musste genäht werden, und etwas stimmte nicht mit seiner Hand, die sich beim Sturz nach hinten verbogen hatte. Man schickte ihm einen Assistenzarzt, der sich darum kümmern sollte.

»Was haben Sie denn angestellt?«, fragte der groß gewachsene, schlanke Arzt.

Als Vincent aufsaß, stand Haylin Walker in OP-Kleidung und mit besorgtem Blick vor ihm.

»Da draußen ist ein Tumult, Dr. Walker. Ich habe mir das nicht selbst angetan.«

Jetzt erkannte Haylin ihn. »Du!« Haylin nahm ihn so ungestüm in den Arm, dass Vincent vor Schmerz zusammenzuckte.

»Bist du sicher, dass du Arzt bist?«, fragte Vincent.

Hay grinste. Sein Lächeln wirkte noch so unbekümmert wie damals, als er fünfzehn war. »Ziemlich sicher. Ich habe gerade eine Stelle zur Facharztausbildung im Beth Israel bekommen.«

Er vernähte die Wunde geschickt und dazu außerordentlich schnell, weil an diesem Tag noch viele andere Patienten auf ihn warteten. »Fertig. Das tut deinem Aussehen keinen Abbruch. Was für ein chaotischer Tag.« Er begann, einen Gipsverband anzulegen. »Es kann sein, dass dir die Hand eine Weile Probleme machen wird.«

»Ich hatte Glück. Da draußen ist ein Schlachtfeld.«

Hay wirkte verlegen, aber er schluckte seinen Stolz herunter und fragte: »Wie geht es Franny?«

»Interessiert dich das überhaupt? Immerhin hast du sie gehen lassen.«

Hay schaute Vincent einen Moment lang an, dann setzte er sich neben ihn auf die Liege.

»Läuft irgendetwas so, wie wir es wollen?«

Vincent stand auf, um Haylin den wartenden Patienten zu überlassen. »Willst du schlau sein?«, fragte er, bevor er zum

Empfang ging, um sich abzumelden. »Verschwende keine Zeit, wenn es jemanden gibt, den du liebst.«

Als Vincent nach Hause kam, nötigte Franny ihn, sich mit einem Eisbeutel auf dem Kopf ins Bett zu legen.

»Zur falschen Zeit am falschen Ort«, erklärte Vincent, obwohl der Abend etwas in ihm ausgelöst hatte. Er fühlte sich nicht mehr so allein, sondern als Teil von etwas Größerem. Trotzdem wollte er William schützen. »Ruf ihn nicht an«, bat er Franny. »Er ist mit seiner Familie in Sag Harbor. Ich will nicht, dass er sich Sorgen macht.«

Nur war William hellichtig und spürte, dass etwas nicht in Ordnung war. Als er die Nachrichten einschaltete, berichtete jeder Sender von den Unruhen. Er kam am nächsten Morgen mit dem alten Jeep seines Vaters, stellte sich ins Parkverbot und hämmerte an die Haustür. Franny ließ ihn herein, und er lief im Wohnzimmer auf und ab, während sie ihm erzählte, was geschehen war. Schon beim Zuhören verfluchte er sich dafür, dass er nicht dabei gewesen war.

Er ging nach oben und klopfte an Vincents Tür. Als keine Antwort kam, sagte er: »Ich gehe nicht wieder weg.«

Vincent öffnete die Tür, er sah erschreckend aus. William umarmte ihn, dann trat er einen Schritt zurück, um Vincent genauer zu betrachten. »Wir verlassen die Stadt.«

Er suchte Vincents Koffer und fing an zu packen.

»Warum?«, fragte Vincent. »Vor dem, was wir sind, können wir nicht davonlaufen.«

»Natürlich nicht. Warum sollten wir das wollen?«

Vincent lachte, weil er derselben Ansicht war. »Eben, wir wollen es nicht.«

»Ich bin froh, dass du so empfindest, Vincent. Ich will nämlich mit Sicherheit kein anderer sein, und ich will mich auch nicht verleugnen. Ich nehme dich zu jemandem mit, der das sein Leben lang tun musste.«

»Und wer ist das?«, fragte Vincent.

William öffnete die Zimmertür. Es war Zeit zu gehen.
»Mein Vater.«

Sie fuhren ins Dorf Sag Harbor, in dem Williams Familie seit Jahrhunderten ein Haus besaß. Es wurde ursprünglich nur im Sommer benutzt und war ein wackliges Haus mit hölzernen Dachschindeln und breiten Veranden, von denen man das spiegelglatte Meer und die Küste von Shelter Island sehen konnte. Die Familie hatte es nachträglich dämmen und eine Heizung einbauen lassen. Jetzt lebte Williams Vater das ganze Jahr dort. Er war groß, und Vincent bemerkte schnell, dass William seinem Vater in vielerlei Hinsicht ähnlich war, nicht nur äußerlich, sie hatten auch ihr ruhiges Auftreten gemein, das über ein leidenschaftliches Herz hinwegtäuschen konnte.

»William ist früher bei Unwetter zur Insel gerudert, nur um zu sehen, ob er es konnte. Einmal sogar bei einem Hurrikan, obwohl ich ihn gewarnt habe. Er hat nie klein beigegeben.«
Williams Vater hatte am Ende eines weitläufigen grünen Rasens auf sie gewartet. Er umarmte erst William und dann auch Vincent, weil er sich so über ihre Gesellschaft freute.
»Mein Sohn war schon immer mutig, das beweist er jedem,

den er kennt. Ich habe ihn immer darum beneidet, weil mir diese Eigenschaft völlig abgeht.«

Sie überquerten den Rasen und folgten einem schmalen Weg an einem kleinen Friedhof vorbei, auf dem bisher alle Grants beerdigt worden waren. Der Erste war Everett Rejoice Grant, gestorben 1695. Familie war den Grants wichtig. William war ein Einzelkind, aber das wurde von Unmengen Cousins und Freunden wettgemacht. Seine Mutter besaß ein Apartment in New York und verbrachte dort das ganze Jahr, aber Thanksgiving feierte sie mit ihrer Familie hier, obwohl sie und ihr Mann getrennt voneinander lebten.

Es war ein strahlender, wolkenloser, wunderbarer Tag, die Luft roch nach Salz, und die Kletterrosen blühten. Der Friedhof war geflutet von Sonnenlicht.

Alan Grant war im Ruhestand, davor hatte er fast dreißig Jahre lang im Büro des Bezirksstaatsanwalts in Manhattan gearbeitet. In Williams Kindheit war sein Vater immer spät nach Hause gekommen, manchmal erst um neun oder zehn Uhr abends, und hatte dann noch länger am Esstisch über seinen Akten gebrütet. Er hatte sich in seiner Arbeit verloren und darüber oft seine Familie vergessen. Diese Zeiten waren jedoch lange vorbei. Heute hatte er auf der Veranda mit Meeresblick für seine Gäste zum Mittagessen gedeckt. Es gab Austern, einen Salat und Weißwein. In der Mitte des Tisches stand eine milchigweiße Vase mit Rosen auf einer weißen Spitzendecke, die Williams Urgroßmutter gehört hatte.

»Wie ich höre, warst du bei den Ausschreitungen«, sagte Mr. Grant. »Mein lieber Sohn dachte immer, er könnte alles bezwingen, was ihm die Natur in den Weg legt, und ich

bewundere seine Einstellung. Wir müssen Bigotterie in jeder Form bekämpfen, weil Vorurteile die Gesellschaft zugrunde richten.«

»Der Staatsanwalt hat gesprochen.« William war sichtlich stolz auf seinen Vater.

»Auf dich bin auch stolz.« Mr. Grant erhob das Glas auf Vincent.

Vincent wurde verlegen. »Auf mich? Ich habe nichts gemacht. Ich bin zufällig da hineingeraten und habe es geschafft, verprügelt zu werden.«

»Ich meine nicht nur das. Ich bin stolz auf dich, weil du ehrlich dazu stehen kannst, wer du bist.«

»Na ja, noch nicht lange, das können Sie mir glauben.«

»Ich habe jeden Grund, dir zu glauben, vor allem, weil du mit meinem Sohn zusammen bist. Er weiß, ob etwas wahr ist.«

Nach dem Essen schlenderten Vincent und William hinunter zum Ufer. Der Strand war felsig, und die Ebbe hatte kleine moosbewachsene Steine freigegeben. Im flachen Wasser stakste ein Graureiher umher, der aussah wie Edgar, der ausgestopfte Vogel im Laden. Reiher blieben ihr Leben lang ein Paar, und Vincent deutete es als gutes Zeichen. Ein noch besseres Zeichen war aber, dass Mr. Grant ihn zu mögen schien.

»Mein Vater dachte, er müsse verbergen, dass er homosexuell ist. Meine Mutter wusste es natürlich, und sie haben sich arrangiert, aber bei der Arbeit und in seinem weiteren Umfeld durfte es niemand erfahren. Das hätte ihn wahrscheinlich seine Stelle gekostet, und er wäre erpressbar

gewesen; ein- oder zweimal hat er tatsächlich jemandem Geld gegeben. So kann man nicht leben, und es hat seinen Tribut gefordert. Von uns allen, aber besonders von ihm. Wir haben ihn geliebt, aber er hat sich verabscheut, und das war manchmal schwierig.«

Vincent erzählte Isabelles Geschichte über seine Cousine Maggie, die verleugnet hatte, wer sie war, und in ein Kaninchen verwandelt wurde. »Das ist deinem Vater eindeutig nicht passiert.«

»Nein. Obwohl es uns gab, hat er ein ganz schön aufregendes Leben geführt. Er ist kein Kaninchen. Er ist ein Fuchs.«

Sie lachten.

»Na, du aber auch«, sagte Vincent.

»Er hat mir beigebracht, was ich sein sollte und was nicht, und ich bin dankbar dafür, dass ich jetzt lebe, mit dir. Es ist bei weitem nicht perfekt, aber nicht das, was mein Vater durchgemacht hat. Er war derjenige im Ruderboot, wenn du es genau wissen willst, nicht ich, und manchmal hatte ich Angst, dass er nicht zurückkommt. Dass er einfach weiterrudert, bis er einen Ort erreicht, an dem er glücklich sein kann. Wenigstens glücklicher als hier. Er hat die schlimmsten Fälle übernommen, Mord, Vergewaltigung, weil er auf seine Art die Welt verändern wollte, aber auch, weil er kämpfen wollte, und für sich konnte er nicht kämpfen. Das gehört zu den Dingen, die mich von Anfang an zu dir hingezogen haben. Du bist ein Kämpfer.«

»Wirklich?«, fragte Vincent.

»Du wirst schon sehen. Wenn es so weit ist. Du wirst für das Leben, das du willst, kämpfen.«

Sie schlenderten weiter und blieben nach einer Weile vor einem Gezeitentümpel stehen. Dort zogen sie erst die Schuhe aus und dann, als wäre ihnen gleichzeitig dieselbe Idee gekommen, ihre gesamte Kleidung, bevor sie juchzend ins eiskalte Meer rannten. Vincent fühlte sich lebendig, lebendiger, als er es je erwartet hätte. Als er ins Wasser eintauchte, war alles grün. Sein Verstand war klar und kühl. Sein Herz pochte heftig. Das Wasser hielt ihn umfassen, aber er wusste, dass er nicht ertrinken konnte. Trotzdem griff William nach ihm, bekam ihn zu fassen und zog ihn hoch.

»Du bist verrückt«, sagte William. »Hier gibt es eine Strömung.«

»Die kann uns nichts anhaben.«

Vincent umarmte William ungestüm. Er ließ den Gedanken zu, dass er endlich wirklich glücklich war. Er sah hinüber nach Shelter Island. Am liebsten wäre er losgeschwommen, hätte etwas Unmögliches versucht, weil ihm alles, was er bisher getan hatte, egoistisch und unbedeutend erschien.

»Du bist mir wichtiger als alles andere«, sagte William.

Vincent schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht verdient.«

»Ich weiß genau, was für ein Mensch du bist«, antwortete William. »So, wie ich es bei meinem Vater immer wusste. Und ich habe ihn geliebt, nicht trotzdem, sondern deswegen, und auch dich liebe ich dafür, wer du bist.«

Eines ruhigen Abends wurde im Washington Square Park ein Reh entdeckt. Niemand wusste, woher es gekommen war, allerdings gab es angeblich in der Bronx Rehe, und vielleicht war dieses dem Fluss hierher gefolgt. Es war ein Albinoreh, und man sagte, solche Tiere brächten Unglück. Neben einer Holzbank lag es zusammengerollt auf dem Boden, und am nächsten Morgen kamen die Kinder aus dem Viertel, um es sich anzusehen. Das Reh lag immer noch schlafend im Park, und selbst Kinder, die nicht an Märchen glaubten, hielten sie doch für möglich. Sie standen auf den Betonwegen und bestaunten den Waldbewohner. Er war ganz still und schien kein bisschen Angst zu haben. Die Kinder legten ihm Heu und Gras hin, und ein paar brachten ihm andere Gaben: Zucker, Decken, süße Kräuter.

Für viele war es eine Zeit, in der jeden Tag Wunder geschahen. Im Sommer hatten Neil Armstrong und Buzz Aldrin mit *Apollo 11* als erste Menschen den Mond erreicht und waren im Meer der Stille gelandet. Es schien, als wäre die Entfernung zu den Sternen und Planeten geschrumpft und als könnte die Erde, diese durchs All treibende blaue Kugel, ein besserer Ort werden als je zuvor. Doch es sollte keinen Frieden geben, stattdessen kam es in den brutalen und brutal heißen Städten zu Unruhen. Im Park schwirrten so viele Bienenschwärme umher, dass Franny sich einen Schal umband, wenn sie unter der Ulme des Henkers saß. Sie brachte dem Reh eine Schale mit kaltem Wasser, aber es wollte nicht trinken. Franny sah seinem Blick an, dass es aufgegeben hatte.

Im Laufe der nächsten Nacht erschoss jemand das Reh mit Pfeil und Bogen, als wäre in Manhattan die Jagdsaison

eröffnet. Die Menschen veranstalteten empört ein Sit-in, an dem viele der Kinder teilnahmen, die sich solche Mühe gegeben hatten, das Reh zu retten. Der Bürgermeister nahm sich der Sache an, und es wurde Geld gesammelt, um das Reh auf dem Gelände des Cloisters zu begraben.

Auf dem Betonweg, auf dem das arme Tier zuletzt gelegen hatte, war nach dem Mord noch tagelang eine Blutspur zu sehen. Kinder von der Grundschule PS 41 pflanzten an einem verhangenen Nachmittag in der Nähe einen Rosenbusch. Über Nacht wuchsen an ihm unzählige weiße Rosen, obwohl es für die Blüten nicht die richtige Jahreszeit war. Es sei ein Wunder, sagten die Leute, und einige gaben sich damit zufrieden, aber wer hellsehen konnte, nahm im Park immer noch eine unheilvolle Atmosphäre wahr. Franny ging nicht mehr in den Washington Square Park. Stattdessen saß sie zitternd in ihrem eigenen kleinen Garten und wartete auf das Unabwendbare, das geschah, wenn ein weißes Reh erschien, wenn über Nacht weiße Rosen blühten, wenn Bienen einem nach Hause folgten und sich unter dem Dach einnisteten.

Erst im Oktober war es so weit. An einem Sonntagnachmittag, wenn normalerweise keine Post zugestellt wurde, erreichte ein Brief das Haus 44 Greenwich. Er trug weder eine Briefmarke noch einen Absender, aber das cremefarbene Briefpapier und die geneigte Schrift waren unverkennbar. Der Brief war nur an Franny gerichtet.

»Du Glückliche«, bemerkte Vincent trocken. Er hatte auf einen Kaffee vorbeigeschaut, was er oft morgens tat, wenn William unterrichtete.

Franny betrachtete den Umschlag. Er lag auf dem Boden vor dem Briefschlitz, und sie zögerte, ihn aufzuheben, ihr war vor Angst richtig kalt geworden. Am Ende holte Jet den Brief. Sie warf ihrer Schwester einen Blick zu, und Franny nickte. »Öffne du ihn.«

Jet setzte sich, um den Brief zu begutachten, und Wren sprang auf ihren Schoß. Als die Katze mit einer Pfote auf den Brief schlug, hörte man eine Biene summen.

»Nimm ihn lieber mit nach draußen«, riet Jet ihrer Schwester. »Immerhin ist er an dich adressiert.«

Franny ging mit dem Brief auf die wacklige Veranda hinter dem Haus. Die Stadt roch nach Möglichkeiten und gebratenem Corned Beef. Mit einem stumpfen Messer schlitzte Franny den Umschlag auf, dann sah sie, wie eine Biene in die diesige Luft emporstieg. Letztes Mal hatten die Bienen einen Tod angekündigt.

Die Nachricht war kurz.

Komm heute.

Isabelle bat nicht oft um etwas, und ihren seltenen Wünschen sollte man nachkommen. Das hatte Susanna Owens geglaubt, und ihre Tochter war derselben Ansicht. Innerhalb einer Stunde packte Franny ihren Koffer und nahm den Bus nach Massachusetts. Jet hatte ihr ein Lunchpaket mitgegeben, ein Tomatensandwich, einen grünen Apfel und eine Thermoskanne mit Gute-Reise-Tee aus Orangenschale, schwarzem Tee, Minze und Rosmarin. Auf der Fahrt durch die üppige Natur Neuenglands erinnerte Franny sich an den ersten Sommer, den sie hier verbracht und in dem Haylin ihr jeden

Tag einen Brief geschrieben hatte. Sie hatte geglaubt, sie könne haben, was sie wollte, sie könne die Welt von oben sehen, als eine ferne blaue Kugel, deren Sorgen nichts mit ihr zu tun hatten. Sie hatte sich gewünscht, ein Vogel zu sein, aber als sie jetzt durchs Fenster Lewis sah, der ihr folgte, wusste sie, dass selbst Vögel durch ihre Bedürfnisse und Wünsche an die Erde gebunden waren.

Es war kühl geworden, und Franny trug den aschgrauen Frühlingsmantel ihrer Mutter, ihre hohen schwarzen Schnürstiefel und dazu Jeans und ein altes Hemd von Vincent. Sie hatte ein scheußliches Gefühl in der Magengrube. Eine so knappe Nachricht verhieß nichts Gutes. Sie bedeutete, dass es in einer schlimmen Situation keine Abhilfe gab. Ist etwas heilbar, gibt es hundert Mittel. Kann etwas nicht geheilt werden, können nicht einmal Worte helfen.

Auf dem Weg zur Magnolia Street hatte Franny den Eindruck, es habe sich nichts geändert, nur die Rustlers wohnten nicht mehr dort. Das Haus war neu gestrichen worden, und im Vorgarten spielten zwei unbekannte Mädchen. Franny blieb stehen und lehnte sich neugierig über den Zaun.

»Was ist aus der Familie geworden, die vor euch hier gewohnt hat?«, fragte sie.

»Das waren Stinktiere«, sagte eines der Mädchen.

»Wir mussten in allen Zimmern Salbei verbrennen«, vertraute die ältere Schwester Franny an. Sie war immerhin schon zehn. »Schlechtes Karma. Den Salbei hatten wir von der gemeinen alten Frau am Ende der Straße.«

Isabelle.

»Weshalb findest du sie gemein?«, fragte Franny.

»Sie hatte immer schwarze Sachen an und alte Stiefel«, antwortete die ältere Schwester. Plötzlich unterbrachen die Mädchen ihr Spiel und sahen sich Franny genauer an. Ihren schwarzen Mantel, ihre Stiefel, die hochgesteckten blutroten Haare. »Oh«, sagten beide Schwestern nachdenklich.

Die Mutter der Mädchen erschien mit skeptischer Miene in der Tür. »Mittagessen«, rief sie und klatschte in die Hände. Als die Mädchen ins Haus flitzten, kam ihre Mutter auf die Veranda, stemmte die Hände in die Hüften und starrte Franny an. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Franny bemerkte einen Fleck unter der grauen Farbe der Veranda. Einen blutroten Fleck. Ihre Wangen wurden heiß. Sie wusste, was das bedeutete, und es war nichts Gutes. »Was ist mit Mrs. Rustler passiert?«

»Sind Sie mit ihr verwandt?«

Manchmal war die Wahrheit die beste Methode, um mehr von der Wahrheit herauszufinden. »Ich bin Franny Owens. Ich glaube, Sie haben von meiner Tante Salbei bekommen.«

Die Nachbarin war immer noch argwöhnisch. »Und wenn?«

»Dann bin ich froh, dass sie Ihnen helfen konnte.« Das stimmte die Frau milder, und sie kam ein wenig näher. Weil sie nicht mehr ganz so zurückhaltend wirkte, sprach Franny weiter. »Mrs. Rustler hatte ein Verhältnis mit meinem Bruder«, erklärte sie. »Deshalb hat es mich interessiert.«

»Tja, dann ist es gut, dass er nicht hier war, als es passiert ist. Ihr Mann? Ein eher sanftmütiger Typ? Er hat sie

umgebracht. Soweit ich es verstanden habe, hatte sie allerhand ungehörige Techtelmechtel. Wegen des Verbrechens haben wir das Haus sehr günstig bekommen, aber ich musste ein halbes Dutzend Mal Ihre Tante um Hilfe bitten, um diese Aura loszuwerden. Im Keller riecht es immer noch nach verbranntem Gummi.«

»Versuchen Sie es mal mit Lavendelsäckchen. Legen Sie eines in jedes Zimmer und vergraben Sie eines unter dieser Veranda.«

»Ehrlich gesagt ist es gut, dass Sie hier sind«, vertraute die Nachbarin Franny an. »Bei Ihrer Tante brennt seit Wochen das Licht auf der Veranda nicht mehr. Die Leute in der Stadt machen sich schon Sorgen um sie, aber wir wissen alle, wie viel Wert sie auf ihre Privatsphäre legt.«

Franny dankte der Nachbarin und ging weiter. Der Oktober war ein trügerischer Monat. Heute zum Beispiel war es kalt wie im Winter, trotzdem schien die Sonne hell. Laut Wetterbericht sollte es am nächsten Tag zwischen fünfzehn und zwanzig Grad warm werden. Die Kletterpflanzen, die sich ums Haus rankten, waren immer noch grün, aber sie trugen keine Blätter mehr, nur noch Dornen. Als Franny durch das Tor ging, fiel ihr auf, dass der Garten nicht wie sonst zu dieser Jahreszeit auf den Winter vorbereitet war. Auf den Beeten lag noch Laub und die empfindlichen Pflanzen standen nicht im Gewächshaus, wo sie im matten Sonnenlicht überwintern konnten. Die neue Nachbarin hatte recht gehabt: Die Verandalampe, deren Lichtschein seit mehr als dreihundert Jahren jedem auf der Suche nach einem Heilmittel gezeigt

hatte, dass er willkommen war, war ausgeschaltet. In der Glaskugel flatterten gefangene Motten hilflos umher.

Die Tür war nicht verschlossen, und Franny stieß sie auf. Im Haus war es kälter als draußen. Ein Zeichen für einen nahen Abschied. Franny behielt ihren Mantel an. Ihr schnürte es die Kehle zu, als sie durch das Haus ging und das Klappern ihrer Absätze auf dem Holzboden von den Wänden widerhallte. In der Spüle stand benutztes Geschirr, und die Möbel waren mit Staub bedeckt. Isabelle war in solchen Dingen immer äußerst penibel. Jetzt lag Asche im Kamin. Auf ihrem Bett waren Kräuterenzyklopädien verteilt. Dazwischen lag ein Gedichtband, ein Geschenk von Jet zum Julfest.

Sämtliche Gedichte von Emily Dickinson.

Franny fiel auf, dass die Hintertür offen stand. Auf der Schwelle hockte ein Käfer. Totenuhren bohrten sich ins Holz und klopften bei der Partnersuche so laut, dass man es hören konnte, und jetzt drang ein Klopfen aus der Decke. Gegen den Käfer auf dem Dachboden konnte Franny nichts ausrichten, aber diesen zerquetschte sie unter ihrem Stiefel, bevor sie in den Garten ging. Die Fliederbüsche waren kahl, trotzdem hätte Franny schwören können, dass sie ihren Duft roch. *Wo Flieder blüht*, hatte ihre Tante einmal bei der Gartenarbeit gesagt, *da wohnt das Glück*. Nicht zuletzt wegen der kümmerlichen Fliederbüsche im Garten der Nummer 44 Greenwich hatte Franny beschlossen, dieses Haus sei das richtige für sie.

Sie ging zum Gewächshaus und erinnerte sich dabei an die Nacht, in der sie gelernt hatte, wie man schwarze Seife herstellte, und in der sie erfahren hatte, wer sie war. Die Tür

stand einen Spalt breit offen, und Franny spähte hinein. Tante Isabelle saß in einem Korbsessel.

»Du hast meine Nachricht bekommen«, sagte Isabelle mit trockener, kratziger Stimme, als Franny zu ihr kam. Sie war blass und offenbar völlig durchgefroren, denn sie zitterte, obwohl sie einen Pullover, eine Jacke und einen Schal trug. »Reden wir nicht um den heißen Brei herum. Es ist Bauchspeicheldrüsenkrebs. Man kann nicht allem Bösen unter der Sonne entkommen.«

Franny ließ sich auf den Weidenhocker sinken und ergriff die Hände ihrer Tante. Panik stieg in ihr auf. »Gibt es kein Mittel dagegen?«

»Noch nicht.« Isabelle war durch und durch ehrlich, was Franny bewunderte. Es war ein wichtiger Grundsatz. Man konnte die Natur vielleicht beeinflussen, aber nicht kontrollieren. »Nicht für mich«, fuhr Isabelle fort. »Aber Liebes, du kannst dich selbst heilen. Darüber wollte ich unbedingt sofort mit dir sprechen.«

Franny lächelte sanft. Es war typisch für Isabelle, sich um ihre Nichte zu sorgen, während sie selbst im Sterben lag. »Ich bin nicht krank«, sagte Franny.

»Aber du wirst es«, entgegnete Isabelle. »Es sei denn, du liebst jemanden.«

Franny legte ihren Kopf auf die Knie ihrer Tante. »Das kann ich nicht, das weißt du doch. Niemand in unserer Familie kann das.«

»Maria Owens hatte ihre Gründe für das, was sie getan hat. Sie war jung und dachte, sie würde uns beschützen, wenn sie

jeden verflucht, der uns liebt. Aber was sie mit diesem schrecklichen Mann verbunden hat, war nicht Liebe. Sie hat nicht verstanden, dass zwei Menschen, die sich gegenseitig wirklich lieben, ihr Leben gemeinsam ruinieren. Das ist kein Fluch, das ist das Leben, meine Kleine. Wir alle sterben, wir werden zu Staub, aber wen wir lieben, das bleibt.«

»Vielleicht habe ich Angst vor der Liebe«, gab Franny zu.
»Sie ist zu mächtig.«

»Du?« Isabelle schnaubte. »Obwohl du Mut gewählt hast? Du bist stärker, als du denkst. Deshalb hinterlasse ich dir das Wichtigste. Das Buch.«

Gerührt von der Großzügigkeit ihrer Tante hob Franny den Kopf. In ihren Augen schimmerten Tränen. »Können wir an dem, was mit dir geschieht, etwas ändern? Du hast einmal gesagt, so wie alles, was ganz ist, zerbrechen kann, kann auch alles, was zerbrochen ist, wieder zusammengefügt werden.«

Isabelle schüttelte den Kopf. »Alles bis auf das. Der Tod ist ein Kreislauf für sich.«

»Wie viel Zeit bleibt dir noch?«, fragte Franny ihre Tante.

»Zehn Tage.«

An Ort und Stelle begannen sie mit der Arbeit, die zehn Tage in Anspruch nehmen sollte. Sie breiteten weiße Laken über die Möbel, um sie vor Licht und Staub zu schützen. Draußen im Garten stellten sie Seife her, die beste, die es je gegeben hatte. Wenn man sie einmal die Woche benutzte, konnte man um Jahre jünger wirken. Sie schlugen Maria Owens' Porträt in braunes Papier ein und verschnürten es, um es einzulagern, dann verteilten sie in den Kleiderschränken

Lorbeerblätter und Gewürznelken gegen die Motten. Sie riefen Charlie Merrill an, auf dessen Verschwiegenheit sie sich verlassen konnten; er sollte den Dachboden und die Sparren besprühen, um die Käfer loszuwerden. Bevor er ging, baten sie ihn, einen schlichten Sarg aus Kiefernholz zu zimmern und sich damit zu beeilen. Er stand zu Tränen gerührt da, blinzelte und wusste nicht recht, was er zu Miss Owens sagen sollte.

»Das kann ich nicht«, antwortete er bestürzt.

»Natürlich können Sie das. Und ich werde es zu schätzen wissen, so wie ich Ihre viele harte Arbeit in all den Jahren geschätzt habe«, sagte Isabelle.

Sie gab ihm einen Scheck über zehntausend Dollar, weil sie ihm fünfzig Jahre lang zu wenig bezahlt hatte, und als er protestierte, wollte sie davon nichts hören.

»Wir haben zu viel zu tun, um zu diskutieren«, sagte sie, und dann machte sie sich mit Franny auf zur Apotheke, wo sie am Erfrischungstresen Eisbecher mit Karamellsauce und Marshmallowcreme bestellten.

»Viel zu fett«, sagte Tante Isabelle. Ihre Hand zitterte jedes Mal, wenn sie den Löffel hob.

»Aber das ist uns egal«, meinte Franny. Ihr war nicht entgangen, dass Isabelle nur kleine Portionen nahm und ihr silbernes Schälchen vor geschmolzener Eiscreme überfloss.

Sie erledigten all ihre Aufgaben und bereiteten das Haus und den Garten vor. Am achten Tag, als Tante Isabelle kaum noch gehen konnte, ließen sie sich von Charlie zur Anwaltskanzlei in Boston fahren, die seit jeher alles Rechtliche für die Owens erledigte. Dort wurde ein Testament

aus einer Akte herausgesucht. Isabelle hatte es aufsetzen lassen, nachdem Franny den Sommer bei ihr verbracht hatte. Jetzt vertraute sie ihrer Nichte an, dass sie es damals sofort gewusst hatte. Franny war ihre Nachfolgerin.

Sie wurden in ein Büro geführt und nahmen in ochenblutroten Sesseln gegenüber von ihrem Anwalt Jonas Hardy Platz, einem jungen Mann mit traurigen, melancholischen Augen. Schon sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater hatten für die Owens gearbeitet. Er wandte sich schüchtern an Franny. »Für das Haus, das Ihnen allen zu gleichen Anteilen zufällt, sind Sie als Treuhänderin für Ihren Bruder und Ihre Schwester eingesetzt. Alles andere geht an Sie. Dazu gehören sämtliche Wertgegenstände wie Möbel, Geschirr und Tafelsilber. Für die laufenden Kosten ist ein Fonds eingerichtet, Sie müssen sich also keine Sorgen um Steuern oder Instandhaltungskosten machen. Aber Sie dürfen das Haus niemals verkaufen, verstehen Sie?«

»Natürlich versteht sie«, sagte Isabelle. »Sie ist ja kein Einfaltspinsel.«

Franny unterschrieb die nötigen Dokumente, dann wurden Tee und Zuckerplätzchen gereicht.

»Diesen Tee hat mir Ihre Tante bei unserem ersten Treffen geschenkt«, sagte Jonas Hardy. »Sie schickt uns jedes Jahr eine Dose ins Büro.« Er hob seine Tasse. »Danke, Miss Owens!«

Franny nippte. *Mut.*

Nachdem alle Papiere unterschrieben und ihre Tassen bis zum letzten Tropfen geleert waren, gaben sie sich die Hand,

und dann stiegen Franny und ihre Tante wieder in Charlies Auto. Sie fuhren durch die holprigen Straßen Bostons, die nicht mehr als Kuhpfade gewesen waren, als Maria Owens den Fonds für ihre Tochter, ihre Enkelin und alle späteren Nachfahrrinnen eingerichtet hatte. Tante Isabelle lehnte den Kopf zurück und döste. Als sie durch ein Schlagloch rumpelten, wachte sie merklich verwirrt auf. »Sind wir in New York?«

»Nein. Wir fahren nach Hause«, beruhigte Franny sie.

In der Magnolia Street brachte Franny ihre Tante ins Haus und hinauf ins Bett. Sie half Isabelle, sich zu entkleiden, und zog ihr behutsam das Nachthemd über den Kopf. Weil ihre Tante immer noch zitterte, holte Franny ihr ein paar Wollsocken und ein gestricktes Schultertuch. Sie brachte eine Schüssel mit warmem Wasser und einen weichen Waschlappen ans Bett und wusch ihrer Tante mit schwarzer Seife Gesicht und Hände. Am nächsten Morgen rief sie Jet und Vincent an und bat sie, zu kommen. Die Geschwister mieteten ein Auto und trafen am Nachmittag des neunten Tages ein, nachdem sie in einem Wettlauf gegen die Zeit mit hundertvierzig Stundenkilometern über den Massachusetts Turnpike gerast waren. Sie liefen ins Haus und setzten sich noch in ihren Mänteln ans Fußende von Isabelles Bett. Niemand sagte ein Wort, sie waren zu benommen, um etwas zu empfinden. Alle drei waren halbwegs überzeugt gewesen, Tante Isabelle würde ewig leben. Was jetzt geschah, schien unmöglich. Dinge endeten, und dann begannen sie von neuem, nur würden sie jetzt ohne Isabelle beginnen.

Ein Spatz flog ins Haus und flatterte durchs Zimmer. Franny holte eine Stehleiter aus dem Wäscheschrank, stieg hinauf und streckte die Hand aus. »Komm an Mittsommer nicht zurück«, sagte sie zu dem Vogel. »Es wird niemand hier sein, der dich retten kann.«

Weil ein kräftiger Nordwind wehte und ihre Tante in einem heiklen Zustand war, ging Franny mit dem Spatz hinunter auf den Treppenabsatz und öffnete das grüne Fenster über der Sitzbank. Sie schaute dem Vogel nach, als er davonflog. Dann drehte sie sich um und sah verblüfft, dass ihre Tante neben ihr stand.

»Wie bist du hierher gekommen? Ich helfe dir zurück ins Bett«, sagte Franny.

»Ich will dir das hier geben.« Auf dem Samtkissen auf der Bank lag Maria Owens' Saphir. Franny hatte in Marias Tagebuch von ihm gelesen, es war der Edelstein, den ihr Liebhaber ihr geschenkt hatte. »Trag ihn, und dein Herz kommt zu dir zurück. Mach schon.«

Weil ihre Tante sie so eindringlich aufforderte, legte Franny sich die Kette um und versteckte sie unter ihrer Bluse. Sie fühlte sich überraschend warm an.

Jet kam zur Treppe und rief nach Franny. »Beeil dich. Es geht zu Ende.«

»Nein. Sie steht doch hier.« Aber als Franny hinsah, war da niemand. Sie lief nach oben, wo ihre Tante sie näher heranwinkte. Franny kniete sich neben ihr Bett.

»Oh, liebe Tante«, sagte Franny. »Ich will über so vieles noch mit dir reden. Du kannst jetzt nicht gehen.«

»Manche Entscheidungen liegen nicht bei mir, weißt du«, brachte Isabelle heraus. »Ich gebe nur mein Bestes, um mich allem zu stellen, was das Leben bringt. Das ist das Geheimnis. So kannst du dein Schicksal ändern.«

Vincent war näher zur Tür gerückt. Sein Gesicht war aschfahl. Es war schrecklich, eine so starke Frau so schwach zu sehen, wie eine Motte, die in sich zusammensinkt. »Ich weiß nicht, ob ich bleiben kann«, murmelte er.

»Du bleibst«, befahl Franny. »Das ist das Mindeste, was wir ihr schuldig sind.«

»Ihr seid mir gar nichts schuldig«, sagte Isabelle mühsam.

Franny tätschelte ihren Arm. »Überanstreng dich nicht«, bat sie ihre Tante.

Isabelle besaß kaum noch Kraft. Sie bedeutete Franny, sich vorzubeugen, und sprach ihre letzten Worte. Niemand außer Franny hörte sie, denn sie waren ein letztes Geschenk, und sie rührten Franny zu Tränen.

Als Isabelle seufzte, stieg ihr letzter Atemzug zur Decke empor, dann folgte er dem Weg, den der Spatz genommen hatte, in den Flur, die Treppe hinunter, zum Fenster hinaus. Im Haus war es dunkel, es war längst Nacht geworden. Jetzt war es schon nach Mitternacht. Der zehnte Tag. Die Zeit war so schnell verstrichen, dass sie es nicht einmal bemerkt hatten.

Die Schwestern wuschen ihre Tante mit warmem Wasser und schwarzer Seife, dann zogen sie ihr weiße Kleider an. Sie gingen in den Garten, es war eine sternenklare Nacht. Später

kamen Charlie und seine Söhne und trugen ihre Tante im Sarg aus ihrem Zimmer. Sie wurde in Charlies Lieferwagen zum alten Friedhof gebracht, auf dem die Eltern der Kinder begraben lagen. Alle wussten, dass Isabelle kein Aufsehen gewollt hätte, deshalb fand keine Andacht statt. Sie schickten April in Kalifornien, den Owens in Maine und der Familie in Boston Telegramme mit Datum und Uhrzeit von Isabelle Owens' Tod. Wer wollte, konnte in ihrem Namen der Stadtbücherei Geld spenden. Charlies Söhne, die Isabelle Owens von Drogensucht und Diebereien geheilt hatte und die sich kaum getraut hatten, ihr in die Augen zu sehen, weinten, als sie den Sarg hinabließen. Jet hatte April angerufen, als sie von Isabelles Krankheit erfahren hatten, und April hatte ein riesiges Blumengesteck aus weißen Rosen und Farn geschickt. Als Segen sprach Jet ein paar Zeilen aus dem Gedichtband, den sie ihrer Tante geschenkt hatte.

In diesem Leben von nur einer Stund

Wie viel – wie wenig – liegt in unsrer Hand

»Sie war eine gute Frau«, sagte Charlie.

Vincent bestand darauf, das Grab selbst zuzuschaukeln. Er zog Jacke, Stiefel und Socken aus und schuftete, bis sein weißes Hemd durchgeschwitzt war. Er hatte eine Flasche Whiskey mitgebracht, und sie alle tranken im Gedenken an Isabelle Owens.

Als Franny ihren Geschwistern sagte, dass sie das Haus geerbt hatten, waren sich alle drei einig, dass sie nach Manhattan zurückkehren mussten. Sie konnten es nicht verkaufen, aber sie würden nicht darin wohnen. Franny heuerte Charlie als Hausmeister an, er sollte dafür sorgen, dass

niemand das leerstehende Haus verwüstete, und alle Ranken und Wurzeln entfernen, die möglicherweise die Rohre oder das Fundament beschädigen konnten. Als sie wieder beim Haus waren, gab Franny ihm die Hühner. Irgendwann würde sie die Tiere vielleicht zurückfordern, sagte sie, aber bis dahin gehörten alle Eier, die sie legten, ihm.

Nachdem die Merrills gefahren waren, stellte Jet sich neben ihre Schwester. Sie sahen sich im Garten mit seinen abgestorbenen Pflanzen um. Im Herbst hatte Isabelle neue Zwiebeln gesetzt, aber sie würde die Blüten im Frühling nicht mehr sehen. »Was hat sie dir zuletzt gesagt?«, fragte Jet. Darüber hatte sie nachgedacht, seit die geflüsterten Worte ihrer Tante Franny zum Weinen gebracht hatten.

»Sie hat gesagt, dass wir uns das *Grimoire* teilen sollen. Und dass du deine Gabe zurückbekommst.«

Als Franny das sagte, bildete sich eine Blase auf ihrer Zunge. Seit sie und Jet sich ein Zimmer teilten, teilten sie alles, aber die letzten Worte ihrer Tante waren etwas, das Franny für sich behalten wollte.

Jet ergriff die Hand ihrer Schwester. »Du warst ihr Liebling.«

Es stimmte. Früh an diesem Morgen hatte Franny eine Karte gefunden, die Isabelle unter ihr Kissen gelegt hatte. *Gibt es Heilung, suche, bis sie gefunden ist. Gibt es keine, dann nimm es, wie es ist.*

Heute lag ein erdiger Duft schwer in der Luft, es roch nach Mulch und verrottenden Blättern und Wurzeln. Es war ein Ende und ein Anfang, da der Monat selbst einem Tor glich.

Der Oktober begann als goldene Stunde und endete mit Samhain, dem Tag, an dem die Welten der Lebenden und der Toten sich einander öffneten. Es blieb keine andere Wahl, als durch das Tor der Zeit zu gehen. Franny hatte schon ihren Koffer gepackt und nahm das *Grimoire* mit. Das Buch und alles, was es enthielt, gehörten jetzt ihr.

Während sie auf Vincent warteten, der duschte und sich umzog, sahen die Schwestern sich ein letztes Mal im Haus um. Sie fanden die Haustürschlüssel in der Besteckschublade und Isabelles Sparbuch im Obstschrank. Die Heilmittel aus den Regalen verstauten sie in mehreren Kartons, die in den Kofferraum des Leihwagens passten.

Die Schwestern setzten sich in den Schatten der Laube neben den Schuppen. Im Frühling wuchs hier Blauregen und breitete sich wie ein Baldachin über das Rankgitter, im Spätsommer wanden sich Weinreben durch das Gerüst. Die Stadt hatte schon immer verschlafen gewirkt, aber ohne Tante Isabelle empfanden Franny und Jet sie als trist und leer. Sie waren versucht, das Tuch von dem schwarzen Spiegel im Gewächshaus zu ziehen und einen letzten Blick in die Zukunft zu werfen, aber sie hielten sich zurück. Stattdessen stopften sie das Auto mit ihren Habseligkeiten voll, verriegelten die Haustür und schnitten einen Armvoll kahler Fliederzweige ab, bevor sie das Tor hinter sich zuzogen. Was die Zukunft bringen würde, musste sich noch zeigen. Die Vergangenheit kannten sie zur Genüge.

Teil fünf

Schwerkraft

Es kam mit dem Wind, wie alle bösen Dinge, denn sie sind meist schwer von Niedertracht und zu schwach, um sich selbst aufzuschwingen. Am ersten Tag des Dezember 1969 entschied das Los. Männer zwischen neunzehn und fünfundzwanzig Jahren wurden anhand ihrer Geburtstage für die Einberufung nach Vietnam ausgewählt. Menschen wurden aus ihrem Leben gerissen, Schicksale getauscht. Ein kalter Nieselregen und aufgescheuchte Schneeflocken fielen vom Himmel. Niemand wurde gesteinigt oder ertränkt, an den Pranger gestellt oder verbrannt. Der Computer entschied, auf wen das Los fiel, ihre Schicksale wurden vom Zufall bestimmt.

Trotz der Lotterie ging das Leben weiter: Der Verkehr wälzte sich über den Broadway, Männer und Frauen gingen zur Arbeit, Kinder spielten. Die Welt atmete und seufzte, Menschen verliebten sich, heirateten, lebten sich auseinander und sprachen nie wieder mit dem anderen. Und mitten ins Leben brachten die ausgelosten Zahlen die volle Wucht von Verderben und Kummer, sie ließen junge Männer schlagartig altern. Mit jedem Atemzug wurde ein Mann für etwas ausgewählt, womit er nie gerechnet hatte, und musste eine lebenswichtige Entscheidung treffen. Manche verließen das Land, andere gingen ins Gefängnis, wieder andere waren bereit, zur Waffe zu greifen und für ihr geliebtes Land zu

sterben, so schwer es ihnen auch fiel, Familie und Freunde zu verlassen. Jeden von ihnen zerriss es innerlich. Es hieß, nichts könne das Schicksal ändern, nur der Krieg.

Vincent hatte am 14. September Geburtstag, und seine Nummer war die Erste, die gezogen wurde, der 258. Tag des Jahres. Als es passierte, war er in einer Bar in der Lower East Side, einer namenlosen Kneipe für verlorene Männer mit billigen Drinks und derber Gesellschaft. Er wollte an diesem Tag nicht mit William oder seinen Schwestern zusammen sein und ihren Schrecken und ihre Angst sehen, denn er hatte gewusst, dass es passieren würde. Ihm war schon immer klar gewesen, was ihn erwartete, und er wollte allein sein, wenn sie seine Nummer bekannt gaben. Er hatte sein Schicksal gesehen, als er vierzehn und dumm genug war, in den schwarzen Spiegel im Gewächshaus zu blicken. Seine Tante hatte ihn davor gewarnt, aber er hatte wissen wollen, was die Zukunft für ihn bereithielt. Er hatte seine Neugier sofort bereut, wie jeder, der einen Blick in die Zukunft geworfen hatte. Das Leben ist ein Geheimnis, und das soll es auch sein. Für die meisten Menschen wären der Kummer, der zum Menschsein gehört, und die Entscheidungen, die getroffen werden müssen, eine zu schwere Last, wenn sie von diesen Dingen wüssten, bevor der Moment gekommen war.

Vincent kehrte sturzbetrunken, fast besinnungslos heim. Er wurde von zwei nicht ganz so betrunkenen Männern zu seiner Haustür geschleppt, die beschlossen hatten, ihm zu helfen, als er aus der Kneipe geflogen war. Sie waren Veteranen und hatten wegen des Kriegs Mitleid mit ihm. Ihr eigener Krieg war furchtbar gewesen, aber sie hatten aus gutem Grund und für eine gute Sache gekämpft. Franny gab jedem einen

Fünfdollarschein, dankte ihnen und ließ Vincent im Wohnzimmer seinen Rausch ausschlafen. Er wirkte verfroren und einsam, seine Haut war leicht bläulich. Nach der Einberufung würde die Musterung folgen und dann, falls er sie bestand, musste er im Mai desselben Jahres den Dienst antreten.

Franny blieb kaum eine andere Wahl. Nach all der Zeit war Haylin immer noch der Einzige, an den sie sich wenden konnte. Sie nahm ein Taxi nach Uptown, zum Beth Israel, von Panik getrieben, drängte sie den Fahrer zur Eile und störte sich nicht daran, dass er mit quietschenden Reifen bei Gelb über die Ampel fuhr.

»Sie bringen uns noch um, Lady!«, rief der Fahrer.

Franny hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn diesem Risiko ausgesetzt hatte, und gab ihm zwanzig Dollar Trinkgeld, nachdem er sie in Rekordzeit zum Krankenhaus gebracht hatte. Vom Empfang aus schickte man sie von Pontius zu Pilatus, bis eine Krankenschwester vor der Notaufnahme ihre Suche nach Dr. Walker bemerkte. Frannys Not war so offensichtlich, dass die Schwester sie im Flur beiseite nahm.

»Er ist nicht mehr hier, Schätzchen.«

Die Krankenschwester gab Franny ein Taschentuch, offenbar rechnete sie mit Tränen. »Er hat das Gleiche gemacht wie viele unserer jungen Assistenzärzte und sich bei der Marine als Arzt gemeldet, um nicht eingezogen zu werden.«

»Was sagt denn seine Frau dazu?«, fragte Franny. Emily Flood. Sofort hatte Franny ihr Bild vor Augen, so fröhlich und freundlich und so verdammt nett.

»Der Doktor ist nicht verheiratet«, sagte die Schwester.

»Doch, ist er«, widersprach Franny.

»Ich habe seine Angaben von der Personalabteilung erfasst. Glauben Sie mir, er hat keine Frau.«

Franny rief ihn von einem Münztelefon aus an. Er sei nicht zu Hause, sagte die Haushälterin, aber sie könne ihm etwas ausrichten.

»Sagen Sie ihm, dass es dringend ist«, bat Franny inständig und gab ihre Telefonnummer und Adresse durch. »Ich muss ihn sehen. Verstehen Sie, was *dringend* bedeutet?«

»Ja, verstehe ich«, antwortete die Haushälterin. »Es bedeutet, dass Sie wollen, was Sie wollen.«

Das stimmte, aber Franny hatte einen guten Grund dafür. Sie fuhr nach Hause und wartete neben dem Telefon. Als Jet ihr Tee brachte, sagte Franny nur: »Wir lassen ihn nicht gehen.«

»Natürlich nicht«, sagte Jet.

In der Dämmerung klopfte jemand an die Tür. Die Schwestern warfen sich einen Blick zu. Sie wussten, wer es war.

»Er wird dir helfen«, sagte Jet. »Du musst ihn nur hereinlassen.«

Ohne Hut oder Schirm stand Haylin im feinen, eisigen Nieselregen. Franny riss die Tür so schwungvoll auf, dass sie ihn erschreckte, obwohl er geklopft hatte. Harry war ihr hinterhergetrottet und bewachte die Schwelle.

»Darf ich hereinkommen?«

Hay war förmlich und machte keine Anstalten, sie zu umarmen. Immerhin lag ihre letzte Begegnung lange zurück, und der Abschied war scheußlich gewesen. Als Franny nickte, betrat er den Flur und stampfte mit den Füßen, um die Tropfen abzuschütteln, dann zog er seinen nassen Regenmantel aus. Darunter trug er eine Marineuniform. Überrascht wich Franny einen Schritt zurück. Sie hatte gewusst, dass er sich freiwillig gemeldet hatte, aber mit eigenen Augen zu sehen, dass er zum Militär gehörte, brachte sie aus der Fassung. Der Hay, den sie gekannt hatte, wäre nach Kanada geflohen, hätte sich vor dem Pentagon angekettet oder wäre vielleicht sogar ins Gefängnis gegangen. Aber hier stand ein erwachsener Mann vor ihr, ein Arzt, und sie kannte ihn kaum.

»Jetzt sag nicht: Wie konntest du nur«, sagte er, als er ihren Gesichtsausdruck sah. »Es ist die bessere Alternative. Auf jeden Fall besser, als eingezogen zu werden. So bin ich als Arzt da und kann vielleicht etwas Gutes bewirken.«

Sie gingen in die Küche, und Franny brühte ihre eigene Teemischung auf, die Mut spenden sollte; sie hatten ihn beide nötig.

»Du hast sie nicht geheiratet«, sagte Franny möglichst beiläufig. Ihre Wangen röteten sich, aber sie rang sich einen ruhigen Ton ab. »Diese Emily.«

Hay tat es mit einem Schulterzucken ab. »Diese Emily hatte es nicht verdient, jemanden zu heiraten, der sie nicht liebt.«

»Oh.«

»Mach dir ihretwegen keine Sorgen. Sie hat einen anderen Mann geheiratet. Einen Besseren.«

»Das bezweifle ich.«

»Willst du über Liebe und Ehe reden? Hast du mich nach dieser langen Zeit deshalb angerufen? Du hast ausrichten lassen, es sei dringend.«

»Ich habe kein Problem damit, dich um deine Hilfe anzubetteln, wenn es so zwischen uns steht«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu: »Möchtest du ein Stück Schokoladenkuchen?« Sie hatte den Kuchen am Morgen frisch gebacken, und er duftete berauschend. Schon von dem Geruch fühlten sie sich leicht beschwipst.

Hay lachte. »Also ist Bestechung nötig. Sag mir einfach, worum es geht, Franny.«

»Um Vincent. Er hatte die erste Nummer in der Lotterie.«

»Scheiße.«

»Er kann auf keinen Fall gehen.«

»Tausende Männer können das, Franny.«

»Nicht Vincent. Er würde daran zerbrechen.«

»Ist er so anders als all die anderen Männer?«

»Ja«, sagte Franny. Sie dachte an den Tag, an dem die Krankenschwester versuchte hatte, ihn zu entführen. Er war so

still gewesen, als er gefunden wurde, und hatte so große Augen gemacht. In dieser Nacht hatte Franny zum ersten Mal an seinem Bett Wache gehalten.

»Weil er homosexuell ist? Viele Homosexuelle dienen diesem Land, sie sind tapferer als die meisten anderen.«

Franny war sprachlos.

»Natürlich weiß ich es«, sagte Hay. »Wie sollte es anders sein? Du wusstest es, also wusste ich es auch. Früher wusste ich immer, was du denkst. Zumindest habe ich das geglaubt.«

»Also bist du Gedankenleser?«

»Ich bin ein Marinearzt, der nicht die Macht hat, ihm zu helfen.«

»Na ja, das ist das nicht der Grund, warum er nicht dienen kann. Vincent kann niemand anderem schaden. Absolut ausgeschlossen.« Das war die wichtigste Regel der Magie. »Und wenn er geht, wird er nicht zurückkommen.« Wer hellsehen konnte, erkannte, dass Vincent ein kurzes Leben erwartete. »Du kannst ihm helfen, und ich weiß auch, wie. Wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, würde ich dich nicht um Hilfe bitten.«

»Komme ich ins Gefängnis, wenn ich mich darauf einlasse?«

»Ich glaube nicht.«

»Du *glaubst* nicht? Das ist ein starkes Stück. Aber so läuft es immer. Empfindest du eigentlich irgendetwas für mich, oder benutzt du mich nur?«

Jetzt weinte sie und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Tu das nicht«, bat er. Es war nur ein schwacher Trost, sie so aufgewühlt zu sehen. Sie weinte fast nie. »Na schön, meinetwegen. Ich springe ins kalte Wasser. Ich ertrinke, wenn es das ist, was du willst.«

Sie ging zu ihm und setzte sich auf seinen Schoß. Es war ihr egal, dass sie auf Distanz bleiben sollte.

»Franny«, stöhnte er, als hätte er Schmerzen. »Lass uns nicht wieder von vorne anfangen.«

»Du bist mir immer noch böse, weil ich dir nicht in den Teich hinterhergesprungen bin. Weil ich dich nicht von deiner Verlobungsfeier weggeholt habe.«

»Das ist jetzt nicht wichtig«, sagte er bestimmt. »Ich lande wahrscheinlich im Knast, wenn ich tue, was du willst, also brauchen wir jetzt nicht über den verdammten Teich zu reden.«

»Ich will es dir erklären! Ich kann nicht tauchen, es ist unmöglich. Ich kann nicht ertränkt werden. Niemand in meiner Familie kann das, es sei denn, man stopft uns Steine in die Stiefel.«

Hay lachte. »Ihr seid alle Hexen?«

Wahrscheinlich glaubte er ihr kein Wort, trotzdem küsste er sie und sagte, es sei ihm egal, ob sie Hexen seien oder Zauberer oder Zombies oder Republikaner. Er war ein Vernunftsmensch, ein Arzt, bereit, sein Leben und seine Karriere für sie wegzuwerfen, also was machte es schon? Sie hatten jedes Recht, zu tun, was sie wollten, zumindest im Bett. Mit Tränen in den Augen erklärte sie ihm, dass es sehr viel ausmachte, weil die Mitglieder ihrer Familie verflucht waren

und jeden, den sie liebten, ins Verderben stürzten, solange sie sie den Bann nicht brechen konnte.

»Bist du deshalb immer weggelaufen?« Es rührte Hay, sie so bekümmert zusehen. »Das hättest du mir sagen sollen, Franny. Ich weiß, was wir machen. Wir tricksen den Fluch aus. Wir heiraten nicht und wohnen nicht zusammen. Wir reden nie über Liebe. So bekämpfen wir ihn. Wir überlisten das verdammte Ding einfach. Das Wort *Liebe* sprechen wir nie aus. Wir denken es nicht und flüstern es nicht. Wenn wir das tun, steht uns nichts mehr im Weg.« Dann zuckte er mit den Schultern. »Na ja, fast nichts.«

Sie gingen nach oben in Frannys Zimmer. Haylin nahm seinen Einberufungsbefehl aus der Innentasche seines Mantels, bevor er sich auszog. In ein paar Wochen würde er nach Deutschland abreisen. Sein Fachgebiet war die Chirurgie, und weil die Schwerverwundeten von Vietnam aus dorthin geflogen wurden, würde Haylin dort zum Einsatz kommen.

Im Bett wurde Franny klar, dass sie trotz des Fluchs nicht mehr gegen ihre Gefühle ankämpfen konnte, auch wenn sie nie über sie sprach. Sie dachte an einen Morgen bei Tante Isabelle zurück, als sie allein in den Garten gegangen war. Alles war noch still und dunkel gewesen, im Osten kam gerade erst ein fahler Lichtschein auf. Im Gras saß ein Kaninchen. Franny ging so nah heran wie sie konnte, und stellte ihm ein Schälchen Milch hin. *Ich werde nie wie du sein*, schwor sie sich. *Ich werde mich nicht verleugnen*. Endlich hatte sie es wahr gemacht. Es war ein wunderbares Gefühl, sie selbst zu sein, eine Frau, die wusste, wie man jemanden liebte. Sie würden einfach allen anderen etwas vorspielen, nur einander

nicht. Franny vertraute Haylin flüsternd an, wer sie war, früher und auch jetzt. Sie sagte, sie habe immer gewusst, was die Zukunft bringen würde, und er entgegnete, wenn das stimmte, hätte sie schon vor langer Zeit wissen müssen, dass sie füreinander bestimmt waren.

Den ganzen Winter über weigerte Vincent sich, William das Datum seiner Einberufung zu nennen. Er wollte dramatische Gefühlsausbrüche verhindern und begann, sich zurückzuziehen. Nach dem Sex verließ er jetzt sofort die Charles Street. Er sprach kaum noch. Oft starrte er auf die Straße hinaus, als wollte er sich den Anblick einprägen, falls er ihn nie wiedersehen sollte. Er wollte nicht in einen Krieg ziehen, den er für ungerecht hielt. Er war kein Kämpfer, und ihm fehlten die Fähigkeiten, um Soldat zu werden.

»Bist du wütend auf mich?«, fragte William ihn.

»Natürlich nicht.« Aber Vincent klang wütend, das hörte er selbst. Er war wütend auf diese Situation, in der er sich wie ein Verräter ohne jedes bisschen Mut vorkam.

Nach und nach holte er seine Habseligkeiten aus Williams Wohnung. Er ging jeden Abend die Kommode durch, in der er seine Kleidung aufbewahrte, und nahm ein paar Shirts, eine Jeans, eine Handvoll Socken mit. Er packte auch eine Kaffeekanne, eine Haarbürste, den Wassernapf seines Hundes ein.

»Glaubst du, ich wüsste nicht, was du da tust?«, fragte William.

»Ich sortiere Sachen aus, die ich nicht brauche. Daran ist doch nichts auszusetzen.«

»Du bereitest alles vor, um zu gehen. Ich erkenne es, wenn ein Mann sich etwas vormacht. Damit bin ich aufgewachsen. Ich bin Experte. Du bleibst nicht mal mehr über Nacht hier. Du willst mich verlassen.«

Vincent lehnte sich vor und wollte ihn küssen, aber William wich zurück.

»Du vertraust mir nicht«, sagte Vincent.

»Umgekehrt«, antwortete William. »Du vertraust mir nicht.«

Vincent wollte über die Angelegenheit nicht mehr sprechen. Er würde nicht zulassen, dass William an Kummer zerbrach, der allein Vincents Verantwortung war. War das der Fluch, der ihm schließlich doch das Genick brach? Er kehrte in die Lower East Side zurück, in das Haus, in dem er früher seine Dienste angeboten hatte. Den *Magus* trug er unter seiner Jacke bei sich. Es fühlte sich an, als würden zwei Herzen in ihm schlagen, sein eigenes und das des Buchs. Die ganze Zeit über war das Buch sein engster Vertrauter gewesen. Seit Vincent es gefunden hatte, hatte er niemanden gebraucht, bis jetzt. In der verlassenen, mit Graffiti übersäten Wohnung zog Vincent ein Foto von ihnen beiden aus seiner Hemdtasche, das William an ihrem ersten gemeinsamen Tag aufgenommen hatte. Manche Liebeszauber waren brutal und schnell und ließen dem anderen keine Möglichkeit, sie aufzuhalten. Es war düster und unumkehrbar, trotzdem hielt Vincent es für das Beste, wenn es dem Menschen, den er liebte, Schmerz und Trauer ersparte. Er riss William aus dem Foto heraus. Was er

brauchte, um ihre Verbindung zu kappen, hatte er mitgebracht. Sein Blut, schwarze Farbe, den gebrochenen Flügel eines Vogels, einen dünnen Bleidraht. Er konnte bewirken, dass William ihn nicht einmal mehr sehen würde. Es war wie eine emotionale Tarnkappe. Man würde den Menschen, den man geliebt hatte, nicht mehr erkennen. William würde sich weder an Vincents Stimme noch an seine Berührungen oder ihre gemeinsame Geschichte erinnern. Ohne zu wissen warum, würde er alles wegwerfen, was ihn an Vincent erinnerte, Briefe, die Vincent ihm geschrieben hatte, die Kasette von »Nachts auf den Straßen«. Wenn er ein Buch aufschlug, das Vincent ihm geschenkt hatte, würde er nicht wissen, woher er es hatte. Das zweite Kissen auf dem Bett würde er wegwerfen.

Doch als Vincent sich vorstellte, William würde ihn nicht mehr kennen, konnte er nicht weitermachen. Wie würde er sich fühlen, wenn sie sich auf der Bleecker Street über den Weg liefen und William ihn ansehen würde wie einen Fremden? Was wäre die Welt ohne Liebe?

Als Vincent an einem Gully vorbeikam, warf er die magischen Zutaten durch das Gitter in die Abwässer tief unter der Stadt. Dann holte er das Buch hervor, das ihn begleitete, seit er vierzehn war. Er ging zum Washington Square und legte den *Magus* für den nächsten, der ihn brauchte, auf eine Bank. Es tat ihm weh, das zu tun. Das Buch war sein kostbarster Besitz gewesen; es hatte Vincents dunkle Seite angesprochen und hatte als seine wahre Stimme gedient, als er keine eigene hatte. Aber diese Zeit war vorbei, und alle Magie, die blieb, trug er in sich.

Kenne dich selbst, hatte Tante Isabelle ihm geraten. Sie hatten im Garten gestanden, als er sich so verloren vorgekommen war. Er hatte nicht gewusst, wie er auftauchen sollte, nur, dass er immer tiefer sank. Aber an dem Morgen, an dem seine Tante ihn auf die Probe gestellt hatte, hatte er Mut gewählt. Also ging er weiter zur Charles Street, wo William auf ihn wartete, in seiner Wohnung mit Blick auf grüne Platanen und den weiten Himmel, mitten in einer Stadt, in der alles möglich war, man brauchte nur den Mut, es zu versuchen.

Vor seiner Musterung in der Whitehall Street rief Vincent seine Schwestern in die Küche. »Ich muss euch etwas sagen, für den Fall, dass mir etwas zustoßen sollte.«

»Das wird es nicht«, beruhigte ihn Jet. »Dir passiert nichts.«

»Aber falls doch«, fuhr Vincent fort, »solltet ihr über April und mich Bescheid wissen.«

Franny runzelte die Stirn. »Habt ihr euch gestritten? Ich wusste gar nicht, dass ihr Kontakt habt.«

»Mit April kann man sich nicht streiten. Sie hat immer recht.« Er zögerte. »Wir haben immer mal wieder Kontakt. Das müssen wir.« Als Franny ihn fragend ansah, fügte er hinzu: »Jet weiß, wovon ich rede.«

»Ach, wirklich?« Es ärgerte Franny, dass ihre Geschwister sie ausgeschlossen hatten. »Sie kann nicht mehr hellsehen, also musst du es ihr verraten haben.«

»Es ist schon lange her«, warf Jet schnell ein.

»Ich habe ihr nichts verraten«, sagte Vincent. »Das war April. Es ist in dem Sommer passiert, als wir zum ersten Mal bei Tante Isabelle waren. Als ich nicht wusste, wer ich war oder was ich wollte. Einen kurzen Moment lang habe ich geglaubt, dass ich April will.«

»Ernsthaft?« Franny schüttelte den Kopf. »Das ist schwer vorstellbar.«

»Na ja, dann stell dir vor, dass Regina daraus entstanden ist.«

Franny war fassungslos. »Wirklich?« Sie blickte Jet an.

»Wirklich«, sagte Jet.

»Also, ich finde das wunderbar«, erklärte Franny. »Das ist ein Geschenk. Ich habe befürchtet, du würdest uns etwas Schreckliches sagen, aber das sind doch gute Neuigkeiten. Ich mag keine Kinder, aber sie mochte ich. Ich habe immer noch ihre Zeichnung.«

»Franny, ich sage es dir jetzt, falls es zum Schlimmsten kommen sollte. April und ich haben entschieden, dass Regina bei euch aufwachsen soll, falls wir beide früh sterben.«

Davon wollte Franny nichts hören. »Das ist ein Fehler. Ich hätte keinen guten Einfluss auf das Kind. Ehrlich gesagt hätte das keiner von uns.«

»Schließ nicht von dir auf andere«, sagte Jet leicht eingeschnappt.

»Aus der Nummer kommst du nicht raus. April und ich haben uns schon vor einer Weile darauf geeinigt. Ihr seid Reginas Patentanten. Ihr werdet ihre Vormunde.«

Sie setzten sich an den Tisch, und Vincent legte ihnen die Unterlagen vor, die der Familienanwalt Jonas Hardy vorbereitet hatte. April hatte das Dokument schon per Post bekommen und unterschrieben, und jetzt unterzeichneten auch die Schwestern.

»Das ist alles so offiziell«, sagte Franny. »Übrigens habe ich dank Haylin auch etwas Offizielles.«

Sie gab Vincent eine Bescheinigung, die er überflog.

»Ich habe Asthma?«, fragte er.

Jet reichte ihm das Fläschchen, das sie für ihn vorbereitet hatten. »Jetzt schon.«

Vincent erklärte, er müsse allein gehen, aber das wollte William nicht zulassen. »Ich dachte, wir ruinieren unser Leben gemeinsam.«

William winkte ein Taxi heran, und auf dem Weg nach Downtown hielten sie heimlich Händchen. An der Kreuzung mit der Whitehall Street bat Vincent den Fahrer anzuhalten. William war so offen und ehrlich, dass Vincent ihn nicht in den Plan seiner Schwestern einweihen konnte. Was er vorhatte, war außerdem nicht ganz ungefährlich, und William wäre nicht damit einverstanden gewesen, dass er ein Risiko einging, wofür Vincent ihn nur umso mehr liebte.

»Du kommst zurück.« William lehnte sich zu ihm und raunte: »Ich kann auch hellsehen. Ich weiß, dass wir zusammen sein werden.«

Vincent ging den restlichen Weg zum Musterungszentrum zu Fuß. In seiner Tasche steckte das offizielle Schreiben, das auf dem Briefpapier des Chefarztes der Pulmonologie im St. Vincent's bestätigte, dass Vincent unter schwerem Asthma litt und seinem Land nicht dienen konnte. Das Briefpapier war echt und vom Schreibtisch des Oberarztes gestohlen, als dieser beim Mittagessen war, aber das Attest selbst war eine Fälschung, geschrieben von einem Assistenzarzt, dessen letzte radikale Tat darin bestanden hatte, sich an einen Dessertwagen in der Cafeteria seiner Highschool zu ketten. Vincent war angespannt und schreckhaft, er hielt es kaum auf seinem Platz aus, als er in einem freien Behandlungszimmer auf den Arzt wartete, der ihn untersuchen würde. Er war ein hervorragender Lügner, der allerbeste, warum also fühlte sich seine Zunge plötzlich so geschwollen und schwer an? Warum brachte er kein Wort heraus, als der Arzt hereinkam?

Franny und Jet hatten beschlossen, vor dem Musterungszentrum auf Vincent zu warten. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. »Dieser verdammte Richard Nixon«, sagte Jet.

»Genau«, stimmte Franny zu.

»Wir tun das Richtige, oder?«

»Natürlich. Er kann nicht gehen. Ich habe immer vorausgesehen, dass sein Leben zu früh endet. Es steht in seine Hand geschrieben. Wir müssen alles tun, um ihn zu beschützen.«

Sie hatten Vincent Wolfswurz gegeben, den sie in ihrem winzigen Gewächshaus gezogen hatten. Bei der Einnahme sollte er sehr vorsichtig sein, weil die Pflanze gefährlich war; sie schlug auf Herz und Lunge, beeinträchtigte die Atmung und konnte sogar tödlich wirken. *Nur eine Prise*, hatte Franny ihn ermahnt. *Wir wollen ja nicht, dass du wirklich stirbst*. Unglücklicherweise hatte er das Fläschchen durch seinen emotionalen Abschied von William auf dem Rücksitz des Taxis vergessen, was ihm erst im Sprechzimmer auffiel.

Seine Lungen wirkten gesund, als er für den Arzt ein- und ausatmen sollte. »Einwandfrei«, sagte er. »Wie lange haben Sie schon Asthma?«

»Seit mindestens fünf Jahren«, antwortete Vincent. In der Eile hatte er das Attest, laut dem er unter Asthma litt, seit er zehn war, nicht richtig gelesen.

»Und welche Medikamente haben Sie genommen?«, fragte der Arzt.

»Verschiedene«, sagte Vincent. »Größtenteils Naturheilmittel.«

»Aber Sie können mir nicht sagen, wie die Mittel hießen?«

»Wissen Sie, meine Schwester kümmert sich um alle Gesundheitsfragen. Sie könnte Ihnen alles über meine Medikamente sagen.«

»Nur ist Ihre Schwester jetzt nicht hier, oder?«, fragte der Arzt.

Nur mit Unterwäsche bekleidet wartete Vincent, während der Arzt sich mit seinen Kollegen beriet. Als er fast eine halbe Stunde später zurückkam, wurde er von einem Soldaten in

Uniform begleitet. Man hatte den Lungenspezialisten im St. Vincent's angerufen. Er hatte noch nie von einem Vincent Owens gehört, und in den Unterlagen des Krankenhauses fanden sich keine Informationen über einen solchen Patienten. Wollte Mr. Owens seine Behauptungen widerrufen? Oder würde er das Gefängnis vorziehen? Eigentlich, sagte Vincent, würde er einen Psychiater vorziehen.

»Wollen Sie behaupten, Sie seien geistesgestört?«, fragte der Arzt.

»Das müssen andere entscheiden.« Vincent war todunglücklich, aber er sah keine andere Chance. Er hätte alles getan, um nicht eingezogen zu werden.

Mittlerweile waren Stunden vergangen, und Jet und Franny standen frierend auf dem Gehweg. Die Männer, die zur gleichen Zeit wie Vincent das Gebäude in der Whitehall Street betreten hatten, waren längst wieder herausgekommen. Die Schwestern ahnten nicht, dass ihr Bruder gerade in der psychiatrischen Abteilung erklärte, er sei homosexuell, außerdem könne er nicht dienen, weil er ein Zauberer sei und niemandem etwas antun könne, wenn man ihn nach Übersee schickte.

Um sechs Uhr abends ging Franny schließlich hinein. Ihre Schritte hallten von den Wänden wider, weil niemand mehr im Gebäude war. Es war ein schicksalhafter Ort, und in der Eingangshalle roch es nach Angst, Traurigkeit und Mut. Draußen zogen vor einem dunkelblauen Himmel Wolken vorbei. In jedem Atemzug lag Kälte. Jet blieb zitternd auf der Straße zurück. An diesem Tag wünschte sie sich ihre Gabe

zurück. Sie hatte Angst vor großen Menschenmengen entwickelt und hielt sich von öffentlichen Plätzen fern.

Am Empfang sagte man Franny, es gebe keine Informationen über Vincent. Ihr Bruder sei nicht mehr im Gebäude, und man würde jetzt schließen.

»Das ist unmöglich«, widersprach Franny. »Ich habe den ganzen Tag draußen auf ihn gewartet. Wäre er herausgekommen, hätte ich ihn gesehen.«

»Hintereingang«, hieß es, »für eilige Fälle.«

Die Schwestern und William waren krank vor Sorge. Es war, als wäre Vincent vom Erdboden verschluckt worden. Franny ging zum Jester, um nach ihm zu suchen, William sah sich auf dem Washington Square um, und Jet blieb zu Hause, falls Vincent anrief.

»Vielleicht sollten wir die Polizei verständigen«, schlug Jet vor, nachdem ihre Bemühungen erfolglos geblieben waren.

William rief seinen Vater an und kam mit seiner Empfehlung zurück. »Keine Polizei«, sagte er. »Wir warten einfach.«

In der nächsten Woche traf ein offizielles Schreiben ein. Sie saßen zu dritt am Küchentisch, der schon im Elternhaus der Geschwister gestanden hatte und schief war, seit Franny und Vincent zum ersten Mal ihre Kräfte ausprobiert hatten. Am Ende war es Jet, die den Brief öffnete und leise mit vor Anspannung zittriger Stimme vorlas. Man hatte Vincent untersucht und eine Psychose und Wahnvorstellungen diagnostiziert. Er war ins Pilgrim State Hospital eingewiesen

worden. Mehr mussten sie nicht wissen. Sie brauchten einen Anwalt, und Franny rief den einzigen an, den sie kannte, Jonas Hardy in Boston, der sich schon lange um alle Familienangelegenheiten der Owens kümmerte. Er würde tun, was er konnte, aber nachdem er die Einweisungspapiere des Krankenhauses besorgt hatte, räumte er ein, dass es eine schwierige und langwierige Prozedur werden würde, Vincent herauszuholen. Ihr Bruder hatte sich selbst belastet, er hatte eine Aussage unterschrieben, dass er ein homosexueller Zauberer sei, der die amerikanische Regierung betrügen und sich vor dem Militärdienst drücken wollte.

»Eins nach dem anderen«, sagte William. »Mir werden sie nicht erlauben, ihn zu besuchen, weil ich nicht zur Familie gehöre.« Er wandte sich Franny zu. »Du gehst. Dich lassen sie zu ihm.«

»Ich?«, fragte Franny.

»Du bist direkt und ehrlich«, erklärte William. »Und du wirst nicht in Tränen ausbrechen.«

»Du hast recht«, stimmte Jet zu. »Franny muss gehen.«

»Wenn du zurückkommst, setzen wir uns mit meinem Vater zusammen und schmieden einen Plan«, sagte William. »Wir holen ihn da raus.«

Franny nahm am selben Tag ein Taxi nach Long Island. Bevor sie aufbrach, musste sie den Hund im Schlafzimmer einschließen und aufpassen, dass die Fenster geschlossen waren, damit Harry nicht hinausprang und nach Vincent suchte. Seit sein Herrchen verschwunden war, war er sichtlich unglücklich, er lief winselnd auf und ab und verweigerte das

Fressen. »Ich finde ihn«, versprach Franny dem Hund. »Du bleibst schön hier.«

Es war ein trüber Tag, das Krankenhaus lag in Nebel gehüllt. Das grässliche, bedrohlich wirkende Gebäude stand zwischen zwei Highways, ein Backsteinbau mit dem trostlosen Äußeren einer alten Fabrik. Überall sah man Zäune, und die Fenster waren vergittert. Das Licht flackerte, die Flure waren in einem unheilvollen Grünton gestrichen. Eingeschüchtert stand Franny im Wartezimmer. Sie hatte einen metallischen Geschmack im Mund; dieser Ort war gefährlich, weil das viele Metall ihre Kräfte schwächte. Hier konnte niemand seine Gabe nutzen.

Endlich kam eine Sozialarbeiterin, um mit ihr zu reden. Sie hätte gern geholfen, aber ihr waren die Hände gebunden. Vincent war in dem Flügel untergebracht, den das Militär nutzte, und durfte keinen Besuch bekommen.

»Warum nicht?«, fragte Franny. »Ich will nur meinen Bruder sehen. Was wäre daran so schlimm?«

»Nur Militär und medizinisches Personal«, sagte die Sozialarbeiterin. Mitfühlend tätschelte sie Frannys zitternde Hände. »Vertrauen Sie mir, es würde Sie zu sehr aufregen, ihn zu sehen.«

»Was soll das bedeuten?«

Es bedeutete, dass Vincent nicht mehr in der Zwangsjacke steckte, dass er nicht mehr tobte oder den Kopf gegen das vergitterte Fenster schlug, aber unter dem Einfluss der Medikamente einen verstörenden Anblick bot. Er war so unkontrollierbar, dass man ihn aus dem Schlafsaal mit anderen

Patienten in ein Einzelzimmer verlegt hatte. Er war ungepflegt und ziemlich benommen, litt unter Verwirrung und zitterte bei jedem lauten Geräusch. Ende des Monats sollte ein Gutachten erstellt werden.

»In mehreren Wochen erst?«

»Leider ja. Die Mühlen der Bürokratie mahlen langsam. Es braucht alles seine Zeit. Manchmal Monate.«

Als Franny ging, wusste sie, dass ihr Bruder nicht so lange durchhalten würde.

Sie fuhren nach Sag Harbor. Es war Frühlingsanfang, die Bäume trieben Knospen aus, aber es war noch kühl. An diesem wunderbaren sonnigen Tag roch die Luft leicht salzig, und die Kletterrosen blühten. Komplettschwarz gekleidet saßen sie in Williams Auto. Sie redeten kaum, vor allem nicht, als sie auf dem Sagtikos Parkway am Pilgrim State Hospital vorbeifuhren.

»Wie grässlich«, brachte Jet heraus, und die anderen stimmten zu.

In der Stadt hielten sie am Spirituosenladen, weil sie schon absehen konnten, dass sie eine Stärkung brauchen würden. Darum hätten sie sich keine Sorgen machen müssen. Alan Grant hatte eine offene Flasche Wein auf den Tisch gestellt und sich selbst einen Whiskey eingekauft.

»Wenn ihr meinem Rat folgt, kommt ihr mit den Gesetzen unseres Landes in Konflikt.« Mr. Grants Miene war bitterernst. »Und ich fürchte, mit dem Versuch, Vincent zu retten, bringe ich dich in Gefahr«, sagte er zu seinem Sohn.

»Du kannst verhaftet werden, wenn du einem Deserteur hilfst.« Mit einer Geste bezog er die Schwestern mit ein. »Das gilt für euch alle.«

»Das Risiko gehen wir ein«, sagte Franny.

»Dann lautet mein Vorschlag, dass Vincent fliehen muss. Er hat schon klargemacht, dass er nicht dienen wird. Er braucht einen Pass und ein Flugticket.«

»Wie bitte?«, fragte Franny. »Er ist in einem Krankenhaus. Er hat keinen Pass.«

»Dann besorgt ihm einen, und holt ihn verdammt nochmal dort raus«, sagte Mr. Grant ihnen.

»Und was dann?«, wollte Jet wissen.

Mr. Grant lächelte und schüttelte den Kopf. »Dann, meine Lieben, stellt euch darauf ein, ihn nie wieder zu sehen.«

Die Sonne stand tief über dem Wasser, und alles glitzerte, als sie über den weiten Rasen zum Auto gingen. Dieser Tag und die Erkenntnis, was sie tun mussten, bedrückten sie. Am Auto zögerten sie einzusteigen, als wollten sie nicht in ihr echtes Leben zurückkehren, was doch unvermeidlich war.

»Jemanden, den man liebt, kann man nicht verlieren, auch wenn man ihn nicht mehr an seiner Seite hat«, sagte William. »Also machen wir, was mein Vater vorgeschlagen hat. Es ist das einzig Vernünftige.«

»Willst du das wirklich tun?«, fragte Franny. »Um jeden Preis?«

Franny hatte William einen Arm um die Taille gelegt. Jet war dicht neben ihnen. Ihre riskante, wunderbare Liebe zu

Vincent hatte sie zu Verbündeten gemacht.

»Wir haben schon beschlossen, dass wir unser Leben zusammen ruinieren«, sagte William. »Also los.«

Franny rief noch am selben Abend Haylin an. Als er hörte, was geschehen war, verließ er mitten in der Schicht seine Arbeit, was er sonst nie tat. Er war ein engagierter Arzt, aber diese Situation war etwas Besonderes. Es war dringend, und es ging um Franny, den einzigen Menschen, für den er leichtsinnig werden konnte. In Windeseile traf er in der Greenwich Avenue ein, wo Franny ihn schon erwartete. Sie war so besorgt und blass, dass er sie hochhob und die Treppe hinauf trug. Oben zogen sich aus und schlüpfen unter die Decke. Haylin war zu groß für das Bett und stieß sich immer wieder den Kopf an der Wand an. Mit seinen langen Armen und Beinen drohte er ständig, aus dem Bett zu fallen.

Wenn Hay da war, machte die Krähe es sich auf dem Schreibtisch bequem. Sonst verbrachte sie ihre Zeit in der Küche bei der Heizung. Lewis blieb am liebsten im Haus. Lange Flüge gehörten der Vergangenheit an, aber er wirkte immer munter, wenn Hay zu Besuch kam, und flatterte freudig herum, bevor er sich wieder beruhigte. Hay brachte ihm immer Ritz-Cracker mit, die der Vogel besonders gern mochte.

»Ich brauche wieder deine Hilfe«, gab Franny zu.

»Ist man erst mal in die Kriminalität abgerutscht, werden Verbrechen wohl immer einfacher«, sagte Hay. »Wegen der Sache mit dem Asthma könnte ich meine Zulassung verlieren. Was soll ich jetzt machen?«

»Jetzt müssen wir Vincent aus dem Pilgrim State herausholen.«

Für Hay hatte Franny immer wie die Maiglöckchen geduftet, die im Frühjahr in den waldigen Bereichen des Central Parks wuchsen. Er vermisste die Vergangenheit, aber seit sie wieder zusammen waren, war es weniger schlimm. Franny streichelte seine Brust und seinen breiten Rücken, es überraschte sie immer wieder, dass er jetzt ein Mann war und nicht mehr der Junge, in den sie sich verliebt hatte. Aber es war keine Liebe. Darüber waren sie sich einig. Es war einfach etwas anderes.

»Das Gebäude wird bewacht«, sagte Haylin. »Sollten wir uns das nicht noch mal überlegen?«

»Da gibt es nichts zu überlegen«, sagte Franny. »Wir müssen ihn rausholen.«

»*Wir*, wirklich? Endet es nicht damit, dass *ich* im Gefängnis lande?«, fragte er grinsend.

»Es endet damit, dass du jemanden rettetest.« Franny schlang ihre Beine um seine. Sie verstand, warum die Monster in alten Zeiten oft als zwei vereinte Geschöpfe dargestellt wurden, jedes mit eigenem Herz und eigenem Geist. Zwei so verbundene Gegensätze waren etwas Mächtiges.

»Nur leider nicht dich«, murmelte er. »Ich hätte nichts dagegen, dich zu retten.« Er hielt ihre wunderschönen roten Haare in der Hand und sagte sich, das sei keine Liebe. Daran musste er sich immer wieder erinnern. Und dabei wusste er, dass er sich blind auf alles einlassen würde, was sie von ihm verlangte. So war es immer gewesen.

»Vor dir war ich die Dornenmaid. Ich hatte kein Herz, gar keines. Du hast mich schon gerettet«, sagte Franny, bevor sie ihn bat, alles aufs Spiel zu setzen. Ihr war nicht klar, dass sie das seit ihrer ersten Begegnung tat, und dass er ihr schon immer jeden Wunsch erfüllt hätte, selbst als sie getrennt waren.

Im Krankenhaus zerfaserten Vincents nebelhafte Gedanken. Man hatte ihm die Haare abrasiert und ihn in eine Uniform gesteckt, die ihm mit seinen langen Gliedmaßen gerade eben passte. Gürtel und Socken hatte er nicht bekommen, damit er nicht versuchte, sich zu erhängen. Er war im Schlafsaal durchgedreht, danach hatten sie ihn mit Medikamenten vollgepumpt und in kaltes Wasser getaucht. Dann hatten sie ihn gefesselt, damit sie ihn durch den Flur zu seinem kleinen Zimmer tragen konnten. Da waren Mäuse, er konnte sie hören. Er konnte auch die Schritte auf dem Flur hören. Vor diesen Dingen musste er sich fernhalten: Metall, Seile, Wasser, Angst. Mit jeder Sekunde wurde er schwächer.

Sein Gesicht trug noch die Spuren von der Auseinandersetzung im Schlafsaal, und er hatte stark abgenommen. Er war ein Geist, ein Schattenwesen. Zum Glück konnte William ihn nicht sehen und wusste nicht, was aus ihm geworden war. Sie verabreichten ihm immer noch ein Medikament, das ihn schwerfällig machte; es war Thorazine, ein scheußliches Mittel, von dem er sich benommen fühlte. Der Vincent von früher war in einen fernen Teil der Vergangenheit verbannt, aber nicht vollständig. Er hatte immer noch ein paar Tricks auf Lager, und bald fand er heraus, wie er

vortäuschen konnte, er hätte die Tabletten geschluckt, und sogar den Mund öffnen und es zeigen konnte, obwohl sie in der Wangentasche klemmten. Sobald die Krankenschwester ihn allein ließ, spuckte er die Tabletten aus und versteckte sie hinter der Heizung. Sein erster klarer Gedanke war die Erinnerung an ein Interview, das er einmal gelesen hatte, ein Gespräch mit Jim Morrison, einem Sänger und Dichter, den Vincent für sein rebellisches Wesen bewunderte.

Stell dich deiner größten Angst; danach besitzt die Angst keine Macht mehr, und die Angst vor dem Freisein wird kleiner und schwindet schließlich. Du bist frei.

Jedes Lebewesen drängte instinktiv danach, frei zu sein, selbst wenn es keine Hoffnung mehr sah. Vincents größte Angst war es, gefangen und eingesperrt zu sein, wie seine Vorfahren. Ohne das viele Metall um sich herum hätte er mit seiner Gabe das Fenster öffnen, hinausklettern und hinunterspringen können. Dann hätte er ein Auto angehalten und sich mitnehmen lassen, er wäre in den Wagen irgendeines Fremden gestiegen, der ihn in der Stadt abgesetzt hätte, wäre im Gedränge auf der 42nd Street untergetaucht und hätte von einem Münztelefon aus William angerufen. Aber diesen Teil von sich konnte er nicht erreichen. Er hatte sich an diesem Ort verloren, wie so viele andere vor ihm.

Er konnte nicht mehr tun, als die Augen geschlossen zu halten und irgendwie den Tag zu überstehen. *Hab erst versagt, hab mich verkrochen, hab's dann gewagt, den Bann gebrochen.* Er aß nicht und wehrte sich nicht. Er zitterte vor Kälte, selbst wenn die Heizung aufgedreht war und die alten Metallheizkörper klopften. An seinen Handgelenken trug er noch Male, weil sie ihn fixiert hatten, als er dachte, er könne

sich den Weg nach draußen freikämpfen. Nachts suchte er nach dem Teil seiner Seele, der verschwunden war, als sie ihn gefesselt hergebracht hatten.

In Gedanken ging er die Zaubersprüche aus dem *Magus* durch, die er behalten hatte, und versuchte, die Magie heraufzubeschwören, die ihm früher einfach zugeflogen war. Er war überzeugt, dass Tante Isabelle die Geschichte von Maggie, dem Kaninchen, seinetwegen erzählt hatte, weil er sich vor sich selbst versteckt hatte und nicht wahrhaben wollte, wer er war. Jetzt übte er im schimmernden Dämmerlicht seines Krankenzimmers die Zauber, die er auswendig konnte. Die Zeitung im Regal raschelte zwar und fiel herunter, und ein Schälchen und ein Teller klapperten, als er Beschwörungen murmelte, aber die Aura dieses Ortes hatte ihn bald überwältigt. Sie schwächte seinen Verstand und seine Seele. Er konnte nicht einmal das Licht ausschalten, das die ganze Nacht hindurch brannte. Er war ein Kaninchen in einem Käfig. Die meiste Zeit des Tages saß er auf seiner Matratze auf dem Boden. Er war barfuß, seine langen, blassen Füße wirkten fremd, wie die Füße eines Toten.

Um sich bewusst zu machen, dass er lebte, um sich wenigstens ein bisschen zu retten, dachte er an den See in Massachusetts zurück, an das kalte grüne Wasser, und an den Garten, in dem er seine ersten Lieder gesungen hatte, an April Owens, die auf einer Wiese in Kalifornien die Hände in die Hüften gestemmt und verlangt hatte, er solle keine Versprechen machen, die er nicht halten konnte. Er erinnerte sich daran, wie Regina ihm nachgelaufen war, und an diese überraschend starke Liebe zu ihr, als sie gesagt hatte, sie wolle sich an ihn erinnern. Er versetzte sich in diesen Augenblick

zurück und blieb dort, in Kalifornien. Er roch nicht mehr das Desinfektionsmittel, mit dem die Hausmeister die Böden wischten, sondern waldigen Eukalyptusduft, so durchdringend, dass ihm schwindlig wurde.

Er hörte, dass seine Zimmertür aufgeschlossen wurde, aber er hatte sich so weit in seinen Kopf zurückgezogen, dass es ihm egal war. Aus dem *Magus* hatte er gelernt, außerhalb seines Körpers zu schweben, und mittlerweile beherrschte er diese Fähigkeit perfekt. Er stand in Kalifornien im goldenen Gras. Alles andere war unwichtig. Wenn er wollte, konnte er für immer bleiben. *Möchtest du ein paar Blumen haben?*, fragte Regina. Alle Blumen waren rot, und in der Mitte jeder Blüte döste eine Biene. Jemand setzte sich auf den Stuhl. Wahrscheinlich eine Krankenschwester mit seinen Medikamenten. Am besten ignorieren. Er blieb in seinen Gedanken und tauchte im hohen goldenen Gras unter.

»Wach auf, Kleiner«, sagte eine Männerstimme. »Du musst dich zusammenreißen.«

Mit zusammengekniffenen Augen blickte er sich im Zimmer um. Er sah einen Mann in einer Marineuniform. Es war Haylin.

»Medizinisches Personal darf herein«, erklärte Haylin ihm. »Wir haben vielleicht zwanzig Minuten, also hör mir genau zu.« Dann warf er Vincent etwas zu, und Vincent fing es auf, ohne nachzudenken. Es waren Autoschlüssel. Das rüttelte ihn wach.

»Was ist das?« Vincents Mund fühlte sich an wie Watte. Seine Augen schmerzten, als er sie weiter öffnete. Licht drang auf ihn ein, und er rieb sich die Augen mit den Fäusten.

»Sie gehören dir. Du fährst einen Ford.« Hay stand auf und hängte seine Jacke vor den Glaseinsatz in der Tür. »Die Angestellten müssen nicht mitbekommen, was wir machen.« Er zog seine Schuhe und sein Hemd aus, dann hielt er inne und wedelte mit der Hand, als er merkte, dass Vincent vor lauter Schreck immer noch unbeweglich dsaß. »Kannst du dich beeilen? Du reist heute Abend nach Deutschland ab, und vertrau mir – den Flug willst du nicht verpassen. Deine Schwestern und William ziehen mir das Fell über die Ohren, wenn etwas schiefgeht.«

Vincent lächelte. Ihm war wieder eingefallen, wie das ging.

»Los jetzt«, drängte Haylin. »Schritt eins. Mach, dass du hier raus kommst. Aber das weißt du selbst. Du darfst mit keinem von uns Kontakt aufnehmen. Du musst einen klaren Schnitt machen, sonst hängen wir mit drin und werden wegen Beihilfe zu einem Staatsverbrechen angeklagt.«

Auf dem Parkplatz stand das Auto genau dort, wo Hay es beschrieben hatte. Ein gemieteter Ford. Er sollte direkt zum Kennedy Airport fahren, der seit 1963 den Namen ihres getöteten Präsidenten trug. Vincent war ausgestattet mit Hays Flugticket, seinem Pass und zweitausend Dollar in bar, die Franny für ihn mitgegeben hatte. Sie hatte Marias Saphir verkauft, für Vincent hatte sie das gern getan. Wenn er sicher in Deutschland gelandet war, würde Vincent auf sich gestellt sein und könnte gehen, wohin er wollte. Aber vorher hatte er Hay schlagen müssen.

»Genau auf den Mund«, hatte Hay geraten. »Da sind so viele Blutgefäße, dass es schlimmer aussehen wird, als es ist.«

Dann hatte Vincent ihn gefesselt – Hay war so hilfsbereit gewesen, ihm seine Krawatte und seinen Gürtel zu geben – und eine Decke über ihn geworfen, damit niemand den Austausch bemerkte, bevor es zu spät war. Und es war schon zu spät. Vincent war fort. Ein Mitglied der Marine und Arzt, mit Papieren in der Tasche, die es bewiesen. Mit seinem kurz geschorenen Haaren passte er ins Bild. Vincent fuhr mit offenen Fenstern. Er spürte, wie seine Fähigkeiten zurückkehrten. Auf der Schnellstraße kam er an Laternen vorbei und konnte sie ausschalten. Er stellte das Radio an, ohne es zu berühren. Es dämmerte, Vincents Glücksstunde war angebrochen – in dieser Stunde hatte er William kennengelernt, in Monterey die Bühne betreten und seine Freiheit wiedererlangt, auch wenn er wusste, dass er nie zurückkehren konnte und damit ein Leben endete und ein neues begann.

Die Behörden hatten keinen Grund anzuzweifeln, dass Dr. Walker geschlagen und bestohlen worden war. Nach der Untersuchung bekam Haylin ein neues Flugticket nach Deutschland und einen neuen Pass. Er und Franny wussten, dass sie sich nicht sehen durften, falls einer von ihnen beobachtet wurde. Trotzdem riskierten sie ein letztes Treffen, abends im Central Park. Auf den Wegen, die sie so gut kannten, konnten sie leicht in den fliederfarbenen Schatten verschwinden. Die Blätter an den Bäumen wirkten blau, die Borke violett. Franny hatte Vincents Hund mitgebracht. Harry ging langsam, er war stark gealtert, seit Vincent verschwunden war. Trotzdem hielt Franny ihn an der Leine, weil sie befürchtete, er könne weglaufen und sein Herrchen suchen.

Als sie Haylin im Dunkeln auf dem Weg entdeckte, band sie den Hund an einer Bank fest. Sie kletterten auf die Felsen über dem Schildkröteiteich und setzten sich so nah nebeneinander, dass sie sich berührten. Das Wasser schimmerte grün.

»Sollen wir schwimmen?«, fragte Haylin.

Es war ein Scherz, aber sie lachten nicht. Sie wünschten, sie könnten zu dem Moment zurückkehren, an dem Franny nicht gesprungen war, und ändern, was sich nicht ändern ließ. Franny lehnte ihren Kopf an seine Brust. Sein Herz schien zu laut zu schlagen. Lewis saß über ihnen in einem Baum, blickte hinunter und keckerte.

»Er ist ein komisches Haustier«, sagte Haylin. »Er wirkt richtig abweisend, folgt dir aber überall hin.«

»Ich habe es dir schon so oft gesagt. Er ist kein Haustier. Er ist ein Vertrauter. Und er folgt nicht mir, sondern dir. Mich hat er nie wirklich gemocht. Wir sind uns zu ähnlich. Wir gleichen uns wie eine Krähe der anderen.«

»Verstehe.« Haylin vergrub seine Finger in ihren Haaren.
»Du bist ein schöner Vogel.«

Er war immer noch wie ein Ertrinkender, wenn er mit Franny zusammen war, und jetzt musste er sie wieder verlassen. Sie würden sich weder schreiben noch besuchen können, für den Fall, dass noch einmal untersucht wurde, wie Hay in Vincents Verschwinden verwickelt war. Er hatte genug getan. Franny würde ihn nicht weiter in Gefahr bringen, auch wenn er es sich noch so sehr wünschte.

Sie holten nach, was sie schon vor Jahren hätten tun sollen; sie zogen sich aus und sprangen in den Teich. Selbst im

Flachen war das Wasser eisig, aber sie vergaßen die Kälte bald. Die Äste der Platanen wiegten sich im Wind. Am Ufer standen Schneeglöckchen, die nur zehn Tage lang blühten. Bald würde alles keimen und sprießen, eine grüne, schattige Oase, so weit das Auge reichte. Heute Abend roch die Stadt nach Bedauern. Franny ließ sich auf dem Rücken treiben, und Haylin nahm sie in die Arme und zog sie an sich. Jemanden so sehr zu begehren, konnte etwas Schreckliches sein oder das Beste, worauf ein Mann hoffen konnte.

»Mich kann man nicht ertränken, versuch es also gar nicht erst«, neckte Franny. Als sie sein Glied spürte, drehte sie sich so, dass er in sie eindringen konnte. Sie rang nach Luft, weil sie ihn schon vermisste, während er noch in ihr war.

»Doch, das kannst du«, sagte er und schloss sie fester in die Arme. Er würde nach Übersee gehen und hatte das Gefühl, er hätte nichts zu verlieren. Zum Teufel mit dem Fluch und der Regierung und der ganzen Welt. Unter ihnen schwammen Schildkröten, und über ihnen glitzerten Sterne am Firmament. »Jeder kann ertrinken.«

Er war nachts auf den Straßen, in einer schwarzen Jacke vom Flohmarkt lief er umher. Sein Haar war kurz geschnitten, sein Gesicht blass. Mittlerweile sprach er gut genug Französisch, um sich durchzuschlagen, trotzdem redete er kaum. Er war nur kurz in Frankfurt geblieben und hatte in einem einsamen Zimmer Magie geübt, dann hatte er es einen Monat lang mit West-Berlin probiert, bevor er nach Frankreich gereist war, und dort hatte er sich augenblicklich heimischer gefühlt. Er wohnte in einem kleinen Hotel im Marais, ein Ort, an dem

man sich gut verstecken konnte. In Frankreich fragte niemand, wer man sei oder was man dort wolle. Die Leute packten einfach das Brot ein, das man gekauft hatte, servierten einem den Drink, den man in einer schummrigen Kneipe bestellt hatte, und nickten, wenn man Käse oder Fleisch kaufte. Wenn er Amerikaner sah, wurde er nervös. Er hatte Angst, man könnte ihn aus irgendeinem lächerlichen Grund schnappen, vielleicht würde ihn ein Fan vom Washington Square erkennen und an einem öffentlichen Ort die Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Oder er würde in einem Laden vergessen, einen Apfel zu bezahlen, verhaftet werden und so auffliegen.

Am traurigsten wurde er, wenn er in stillen Momenten, die sich nur zu bestimmten dämmrigen Tageszeiten über Paris legten, Paare auf der Straße sah. Er schlenderte morgens zu seinem Hotel zurück, nachdem er die ganze Nacht unterwegs gewesen war, freute sich schon auf sein Zimmer und darauf, bis zum späten Nachmittag zu schlafen, und dann sah er ein Liebespaar und spürte schmerzhaft seinen eigenen Verlust. Er vermisste William, daran konnte er nichts ändern, aber er wandte sich von dem Anblick ab, der ihn so tief getroffen hatte, und lief weiter, an Schlaf war nicht mehr zu denken. Wenn er zu viel über all das nachgrübelte, was er verloren hatte, konnte er nicht weitermachen. Ein paar Mal war er kurz davor, William anzurufen, aber er durfte nicht das Risiko eingehen, ihn zu belasten.

Er dachte oft an Regina, die inzwischen neun Jahre alt war. Wahrscheinlich würde er sie nie wiedersehen, und das war für sie sicher das Beste. Er konnte sie nicht mit seiner Liebe ins Unglück stürzen. Die Vergangenheit schien so weit zurückzuliegen, unerreichbar, so flüchtig wie Asche. In einer

Bäckerei hörte er einmal seinen eigenen Song vom Monterey Pop Festival. Neben William musste noch jemand eine Aufnahme gemacht haben, und jetzt machte sie die Runde. Vincent hatte sich umgedreht und war gegangen. Das Radio wurde bald von Straßengeräuschen übertönt, und Vincents panisches Herz beruhigte sich.

Es war alles so lange her, die goldenen Hügel in Kalifornien, der Hafen unter dem strahlend blauen Himmel. Jetzt war er hier, weit entfernt von allen Menschen, die er je gekannt hatte, an einem Ort, der ebenfalls an jeder Ecke Schönes bot. Auch das wollte Vincent nicht sehen; er verschloss die Augen vor dem hellen Licht, vor den Waldtauben, die von den Bäumen zur Wiese hinunterschossen, und vor den Liebespaaren, die sich keine Mühe gaben, ihre Leidenschaft zu verbergen. Deshalb lief er meistens nachts durch die Straßen, wenn die Welt voll blauschwarzer Schatten war und die Laternen gelbe Lichtkegel auf die Straßen warfen.

An Abenden, an denen Vincent es früher als sonst nicht mehr in seinem Zimmer aushielt, wartete er nicht, bis es dunkel wurde. Sein Hotel war muffig, und manchmal wollte er aus seinem behelfsmäßigen Zuhause ausbrechen. Er ging an Orte, an denen ihn niemand kannte. Der Tag neigte sich dem Ende zu, und Vincent trank in einem Café in den Tuileries Wein. Die letzten Sonnenstrahlen färbten die Stadt orange. In diesem Licht musste man die Augen zusammenkneifen, um weiter als bis zu den Fußwegen zu sehen. Er war sich sicher, dass William dieser reizvolle Ort gefallen hätte, bis hin zum klingelnden Glöckchen am Hals einer Ziege, die das Gras kurz halten sollte, und genau deshalb konnte Vincent das alles kaum ertragen. Die meisten jungen Männer in der Stadt sahen

aus wie er: dunkle Haare, Bart, dunkle Mäntel und Stiefel. Er passte hierher. Hier konnte er unerkant bleiben. Er hatte eine Zeitung dabei, obwohl er noch nicht gut genug Französisch lesen konnte, um die Artikel zu verstehen.

Während er in der Zeitung blätterte, setzte sich eine Frau ihm gegenüber an den Tisch. Sie war älter, äußerst elegant und trug eine schicke Sonnenbrille mit weißer Fassung, obwohl es Abend war. Sie war schwarz gekleidet und hatte eine Lederhandtasche bei sich, aus der sie eine Zigarette und ein goldenes Feuerzeug holte.

»Hier bist du also«, sagte sie.

Vincent blickte auf und hob die Schultern. »Je suis désolé, madame. Vous avez fait une erreur. Nous ne nous connaissons pas.«

»Wir kennen uns nicht, das stimmt«, antwortete die Frau. »Aber ich verwechsle dich nicht. Ich kannte deine Mutter. Um ehrlich zu sein, kannte ich sie sehr gut. Ich bin wie du und deine Familie, verstehst du. Aus einem alten Geschlecht hier in Frankreich. Während ihrer Zeit hier in Paris hat Susanna noch nicht geleugnet, wer sie war. Das kam erst später. Wir sind uns nah geblieben, sogar über die weite Entfernung, und sie hätte sicher gewollt, dass ich auf dich achtgebe, und das habe ich getan.«

»Verstehe.« Vincent legte die Zeitung beiseite. Also war er doch nicht unerkant geblieben. Weil sie in Paris waren und nicht in New York, rang er sich höfliche Umgangsformen ab, obwohl er am liebsten davongestürmt wäre. »Vielleicht möchte ich nicht, dass jemand auf mich achtgibt.«

»Aber du bist einer von uns, deshalb habe ich keine andere Wahl.«

Vincent schüttelte den Kopf. »Ich bin gar nichts.«

Die Frau betrachtete ihn traurig. »Wir bleiben, wer wir von Anfang an sind. Du hast immer noch die Gabe, die in deiner Familie seit Generationen weitergegeben wird. Trotz aller Erfahrungen und Verluste ändert sich nicht, wer wir im Innersten sind. Du bist etwas Besonderes, das warst du immer und bist es noch.« Sie stellte sich als Agnes Durant vor. »Ich habe eine Wohnung hinter dem Place Vendôme. Dort treffen wir uns oft. Wir sind schon so lange in Paris, dass wir uns nicht mehr verstecken müssen, wie die Amerikaner es tun. Wenn wir es nicht wollen, sieht uns niemand. Du glaubst, du wärst untergetaucht, dabei bist du kaum zu übersehen.«

Vincent legte das Geld für seine Bestellung auf den Tisch, stand auf und nickte höflich. »Dann sollte ich am besten gehen.«

»Und weiter davonlaufen? Das tun nur Feiglinge, oder? Bitte. Geh nicht.«

In ihrer Stimme schwang etwas mit, das Vincent berührte. Er setzte sich wieder. »Madame, ich weiß es zu schätzen, dass Sie mir helfen wollen. Wirklich. Aber es hat keinen Sinn.«

»Hast du nichts, wofür es sich zu leben lohnt?«

Vincent lachte. »Kann man nicht behaupten. Nein, habe ich nicht.«

»Weil du nicht nach Amerika zurückgehen kannst? Weil die Regierung dich immer verfolgen wird?«

»Weil ich den Mann verloren habe, den ich liebe.«

»Oh.« Agnes nickte. Das verstand sie. »Viele von uns verlieren den Mann, den wir lieben. Und es ist schrecklich. Das kenne ich selbst.«

Vincent seufzte tief und beugte sich mit finsterem Blick vor. Er sah, dass diese Frau so alt war, wie seine Mutter jetzt gewesen wäre, und empfand unwillkürlich eine gewisse Verbundenheit. »Ich habe nichts mehr.« Er hatte schon immer gewusst, dass sein Leben früh enden würde.

Madame schüttelte den Kopf. »Vincent«, sagte sie mitfühlend. Offensichtlich konnte sie hellsehen. »Ein Leben mag enden, aber ein anderes kann beginnen.«

Vincent blickte in das orangefarbene Licht. Er konnte jedes Luftmolekül sehen, eine Welt voller Möglichkeiten. Er nahm den süßlichen Grasgeruch aus den Gärten wahr, hörte das Klingeln des Ziegenglöckchens und spürte die Kühle des nahenden Abends.

»Du bist in Paris«, sagte Madame. »Also kannst du auch leben.«

Damit er frei leben konnte, riet Madame Durant, sollte er am besten sterben. Öffentlich und ohne jeden Zweifel. Man würde ihn nicht mehr suchen. Seine Regierung würde ihn vergessen, und alle anderen auch. Er könne er selbst sein, nur mit einem neuen Namen und einem neuen Leben, und vor allem könne er dem Fluch der Owens entkommen.

Aus dem Hotel im Marais zog er aus. Er hatte kaum etwas bei sich, aber noch genug Bargeld von Frannys großzügigem

Geschenk, um in einem Musikgeschäft in der Nähe der Sorbonne einzukaufen. Dort verbrachte er den Nachmittag auf der Suche nach einem Instrument, das seine geliebte Martin, die er in den Staaten gelassen hatte, ersetzen konnte.

Kurz vor Ladenschluss fand er die richtige Gitarre. Eine Selmer, wie sie der geniale Jazz-Manouche-Musiker Django Reinhardt benutzt hatte. Reinhardts Ringfinger und sein kleiner Finger waren nach schweren Verbrennungen gelähmt und vernarbt gewesen, und trotzdem hatte er einen ganz eigenen Stil entwickelt. Die Gitarre, die Vincent auswählte, bestand aus einem laminierten Palisanderkorpus, einem Walnusshals und einem Griffbrett aus Ebenholz. Sie war Anfang der Fünfziger gefertigt worden und ziemlich abgegriffen, aber als Vincent sie in die Hand nahm, wollte er sie nicht mehr loslassen. Er hatte nicht mehr gespielt, seit er sich die Hand gebrochen hatte, und fing zögerlich an. Dann dachte er daran, was Django durchgemacht hatte und dass er einer der größten Jazzgitarristen aller Zeiten geworden war, und verbot sich jedes Selbstmitleid.

Er war nicht mehr so geschickt wie früher, aber auf der Gitarre zu spielen fühlte sich immer noch an wie Zauberwerk. Sie besaß einen einzigartigen Klang, ihr zitterndes Timbre klang beinahe menschlich, als hätte Vincent in diesem verstaubten Geschäft seine Seele gefunden.

Er war in Paris, und er fühlte sich lebendig. Vielleicht hatte Agnes recht gehabt: Man blieb, wer man war. Vincent feilschte, aber nicht zu sehr, weil er die Gitarre unbedingt haben wollte. Und dann entdeckte er in einer Ecke einen kleinen Plattenspieler, ein raffiniertes Gerät in einem

roséfarbenen Reiseköfferchen aus Leder. Dafür zahlte er den vollen Preis, ohne zu handeln, klemmte ihn sich unter den Arm und nahm ihn mit.

Er ging in ein Schreibwarengeschäft und kaufte einen Luftpostbrief. Dann setzte er sich in ein Café, bestellte eine Tasse Kaffee und verfasste eine Nachricht an seine Schwestern. Er schrieb Jet, es sei einer der schönsten Tage seines Lebens gewesen, als er und Franny nach dem Unfall ins Krankenhaus gekommen waren und gehört hatten, dass sie noch lebte. Franny erinnerte er an ihre Geschichte über den Barden, der seine Stimme verloren hatte.

Wenn er an die Vergangenheit denke, schrieb er, sehe er vor sich, wie sie zu dritt auf dem Küchenboden lagen und die Therapiesitzungen ihres Vaters belauschten. Kinder, gefangen in einem Haus, aus dem sie nicht schnell genug ausziehen konnten und das er jetzt doch jeden Tag vermisste.

Wann immer ich euch gebraucht habe, habt ihr mich gerettet. Ich hoffe, ich bin eurer Güte würdig.

Was Marias Fluch angeht, haben wir uns geirrt. Es ist einfach der Lauf der Dinge, alles zu verlieren, was man je geliebt hat. Darin sind wir wie alle anderen.

Als er den Brief bei der Post abgab, ließ er den Plattenspieler verpacken und an Aprils Adresse in Kalifornien schicken. Er schrieb eine kurze Nachricht auf ein dünnes weißes Blatt Papier. *Für meine liebste Regina, um ein gegebenes Versprechen einzulösen.*

William brauchte er nicht zu schreiben. Das hatte Madame Durant schon übernommen.

Er warf seinen Rucksack in einen Abfalleimer im Park, wo man ihn entdecken würde, wenn Vincent nicht mehr da war. Bis auf seine Gitarre steckte sein gesamter Besitz darin, auch die Schlüssel zum Haus in der Greenwich Avenue. Diesen Teil seines Lebens würde er nie zurückbekommen. In den Tuileries standen Freunde von Madame Durant bereit. Sie hatten Poster an Laternen gehängt, die ersten Leute versammelten sich schon. Auf den Straßen herrschte eine erwartungsvolle Atmosphäre. Vincents Musik war in Frankreich bekannt, die Kassetten mit dem Mitschnitt wurden oft gespielt.

Vincent trug einen schwarzen Anzug. In seiner Hemdtasche steckte ein Foto von William, das sie in Kalifornien aufgenommen hatten, als die Welt ihnen noch offenstand. Im Hafen von San Francisco hatten sie einen Fremden überredet, ein Foto von ihnen zu schießen, Arm in Arm vor einem strahlend blauen Himmel. Heute Abend hatte er eine Tinktur aus Hartriegel getrunken, die Madame ihm gegeben hatte, um seine Stimme zurückzubringen.

Er hatte entschieden, dass das Konzert an Samhain stattfinden sollte, am Abend vor Allerheiligen, der Zeit von Tod und Veränderung. Am nachtschwarzen Himmel standen Sterne, die Blätter der Kastanien rollten sich wegen eines plötzlichen Kälteeinbruchs in der Stadt zusammen. Vincent stand auf einer Überführung in der Nähe des Louvre vor der Menschenmenge. Im Park blinkten die Laternen wie Glühwürmchen. Genau diesen Augenblick hatte er gesehen, als er mit vierzehn in den dreiseitigen Spiegel geblickt hatte. Es wurde still, und Vincent sang die Songs, die er in New York

geschrieben hatte. Er fing mit »Nachts auf den Straßen« an und endete damit. Er hatte seine Fans, aber die meisten in der Menge hatten noch nie von ihm gehört. Sein letztes Lied war ein Fluss, in dem er genussvoll hätte ertrinken können.

Ist es nicht das, wozu die Liebe uns treibt?

Nicht aufzugeben, obwohl nichts bleibt?

Festzuhalten, auch wenn du nur noch Asche bist,

wenn nichts in dir als Vergangenheit ist?

Er spürte, wie sich der Wolfswurz, den er bereits früher am Abend eingenommen hatte, in seinem Körper ausbreitete. Als das Kraut seinen Herzschlag verlangsamte und sein Atem flacher ging, versank er in diesem Gefühl. Alles lief wie in Zeitlupe ab, und Vincent konnte sehen, was ihm bisher verborgen war. Das Schimmern der Welt. Die Menschen, die er geliebt hatte und die ihn auch geliebt hatten. Alle Gaben, die ihm mit auf den Weg gegeben wurden. Die Jahre, die hinter ihm lagen. In diesem Moment war er wunderschön. Es verschlug den Zuschauern den Atem, sie vergaßen, wo sie waren. Ein Zauber legte sich über die Menge, und die Menschen standen nur still da. Aus dem Gras stiegen weiße Motten auf. Sie drehten sich im Kreis, immer höher, bis sie am Himmel verschwanden.

Vincent war dankbar dafür, dass er auf diese Art alles hinter sich lassen konnte, was sein Leben ausgemacht hatte. Er brach zusammen, und als man ihn nicht wiederbeleben konnte, stellte ein Arzt, ein Freund von Madame Durant, die Sterbeurkunde auf 23.58 Uhr aus. Immer noch der Abend vor Allerheiligen. Es war deutlich kälter geworden. Regentropfen

klatschten auf die Gehwege. Ein privater Krankenwagen wurde gerufen. Man hatte Reporter eingeladen, die Vincents Tod beobachten konnten. In der Kälte rollten sich die Blätter an den Bäumen zusammen, und niemand schien sprechen zu können. Alles war still, man hörte nur die Sirene, als der Krankenwagen davonfuhr, und dann, kurz nach Mitternacht, wie der Regen zu Eis wurde und hart auf die Wege und die braunen Blätter der Kastanienbäume aufschlug.

Madame Durant kümmerte sich um die Beerdigung und organisierte alles zügig, damit niemand Fragen stellte. Sie hatte Vincent mit einem sehr alten Tarnzauber belegt, als er am Boden gelegen hatte. *L'homme invisible*. Von diesem Moment an konnte niemand etwas über sein Privatleben herausfinden. Trotzdem berichteten die Zeitungen von seinem eigenartigen Tod. Die Artikel enthielten Andeutungen, manche waren davon überzeugt, er habe sich das Leben genommen, andere beteuerten, es müsse ein Verbrechen gewesen sein. Vor dem Hotel im Marais, in dem er gewohnt hatte, entstand eine kleine Gedenkstätte, an der sich die abgelegten Blumen zu einem duftenden, matschigen Hügel aufhäuften und wo von brennenden weißen Kerzen Wachs in den Rinnstein floss. Die Radiosender spielten »Nachts auf den Straßen«, und Menschen, die Vincents Namen nicht kannten, sangen den Text unbewusst vor sich hin, wenn sie von der Arbeit nach Hause gingen.

Die Beerdigung fand auf dem Père-Lachaise statt, dem Friedhof, der 1804 auf Napoleons Geheiß eröffnet worden war. Weil ihr Flugzeug in New York von einem Sturm

aufgehalten wurde, kamen Jet und Franny Stunden später als geplant. William begleitete sie, er trug einen schwarzen Anzug und hatte nur einen Lederrucksack dabei. Er sprach kaum und wirkte so distanziert, dass die Schwestern sich fragten, ob er durch seine Gabe gewusst hatte, dass er für eine Beerdigung nach Frankreich würde reisen müssen.

Sie fuhren mit einem Taxi zum Haupteingang des Friedhofs am Boulevard de Ménilmontant. Unterwegs versprach William dem Fahrer den doppelten Fahrpreis, wenn er rote Ampeln ignorierte.

»Wir müssen dabei sein«, sagte William.

»Das werden wir«, beruhigte Jet ihn.

Franny starrte nur aus dem Fenster. Seit sie die Nachricht bekommen hatten, war sie nahezu stumm. Es war ihre Aufgabe gewesen, ihn zu beschützen, und sie hatte versagt. Ihr Plan war schiefgegangen, und jetzt hatten sie Vincent verloren. Auf dem Friedhof irrten sie zwischen den Engeln und Grabmalen umher, bis ein junger Mann, den Agnes Durant auf die Suche nach den vermissten Amerikanern geschickt hatte, sie zu dem frisch ausgehobenen Grab führte.

»Es kann hier ziemlich verwirrend sein«, sagte der junge Mann, als er sie über die Kieswege führte.

»Ja«, stimmten die Schwestern zu. Sie fühlten sich wirklich sehr verwirrt. Warum geriet ihr Verstand so durcheinander, wenn sie an ihren Bruder dachten?

»Dieser Ort ist sehr alt, hier liegen so viele Tote«, erklärte der junge Franzose. Seine Kleidung, eine dunkle Jacke zu

schwarzen Levi's aus Amerika und Wildlederstiefeln, hätte auch Vincent tragen können.

Es war unbegreiflich, dass Vincent in seinem jungen Alter einen Herzinfarkt erlitten haben sollte, aber so stand es im ärztlichen Befund. Die Schwestern konnten sich eine Welt ohne ihn nicht vorstellen. Sie hatten sich für weiße Kleider entschieden, und Jet hatte in dem Secondhandladen neben dem Chelsea Hotel zwei gefunden. Sie weigerten sich, an diesem Tag Schwarz zu tragen. Erst jetzt erkannte Franny, was genau Jet ausgesucht hatte.

»Das sind ja Hochzeitskleider!«, flüsterte sie ungehalten.

»Du wolltest etwas Weißes. Das waren die einzigen weißen Kleider, die sie hatten«, entschuldigte Jet sich.

Obwohl es November und das Wetter kalt war, zogen sie als Zeichen des Respekts ihre Schuhe aus. Die anderen Gäste waren Freunde von Agnes und, wie sich herausstellte, von ihrer Mutter Susanna. Die Gedenkfeier fiel gebührend kurz aus. Vincent hatte übertriebene Gefühlsbekundungen nie gemocht, es sei denn, es ging um wahre Liebe, davon konnte es nicht genug geben. Agnes umarmte die Schwestern und küsste William auf beide Wangen. »Ich freue mich, dich kennenzulernen«, begrüßte sie ihn herzlich. »Ich habe so viel von dir gehört, und jetzt bist du hier.«

Die Trauergäste versammelten sich zu einem leichten Abendessen in einem nahe gelegenen Restaurant. Es war ein kleines Lokal, in dem sogar tagsüber Kerzen brannten, mit Trompe-l'œil-Tapeten und Samtsofas, auf denen sie beim Essen saßen.

»Susanna und ich waren oft hier, als wir jung waren«, erzählte Agnes Durant. »Wir sind auch oft in die Cafés in den Tuileries gegangen, wo ich Vincent zum ersten Mal begegnet bin. Susanna und ich sahen uns so ähnlich, dass die Leute uns für Schwestern gehalten haben.«

»Tja, wir sehen uns gar nicht ähnlich, und wir sind wirklich Schwestern«, sagte Jet und nahm Frannys Hand. Sie hatte das Gefühl, sie hätten Vincent an diese Fremde verloren, die sie aus dunklen Augen neugierig beobachtete.

»Ich wollte nur sagen, dass ihr für mich wie Familie seid«, versuchte Madame Durant, die Wogen zu glätten.

»Danke«, sagte Franny. »Versteh uns bitte nicht falsch, aber wir haben gerade ein echtes Familienmitglied verloren.«

»Natürlich. Ich würde mich niemals aufdrängen. Ich will nur euer Bestes.«

Franny fiel es schwer, das zu glauben, aber sie wurde abgelenkt, weil das Essen serviert wurde, Austern und verschiedene Käsesorten als Hors d'œuvres. Der Restaurantbesitzer hatte einen kleinen Dackel, der es sich auf einem der Samtsofas bequem gemacht hatte.

Erst jetzt bemerkte Franny, dass William nicht bei ihnen war. Vermutlich war er noch auf dem Friedhof, weil er seinen Geliebten nicht verlassen wollte. Wie schrecklich, dass sie ihn in dieser schweren Stunde vergessen hatten.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte Franny zu Jet und machte sich in der Hoffnung, sie würde das Grab wiederfinden, eilig auf den Weg. Es war spät und wurde dunkel. Panik schnürte ihr die Kehle zu, als sie im Abendlicht durch die Straßen lief,

bis sie endlich den Fußgängereingang Porte du Repos fand und den Friedhof betrat.

Die Wege waren vereist, Frannys Atem bildete in der kalten Luft Wölkchen, und ihr weißes Kleid war viel zu dünn und leicht für dieses Wetter. Totengräber schaufelten Erde in das offene Grab. Franny blieb stehen. Ihr Herz fühlte sich für ihre Brust zu schwer an.

Neben dem Grab sah sie den schemenhaften Umriss eines großen Mannes.

»William!«, rief sie, aber der Mann antwortete nicht.

Franny schirmte ihre Augen vor der untergehenden Sonne ab, in dem orangefarbenen Licht konnte sie schlecht sehen. Das Laub an den Bäumen raschelte, und Erde wirbelte auf.

»Bist du das?«, rief Franny.

Sie konnte nicht erkennen, ob sie einen Schatten sah oder zwei. Und dann wusste sie es. Sie spürte, dass ihr Bruder in der Nähe war, wie damals als Kinder, wenn sie im Keller Verstecken spielten und ihre Mutter sie nie finden konnte. Sie folgte dem Weg, aber die Sonne blendete sie, sie rempelte eine Frau an, die Blumen zu einem Grab bringen wollte, und musste sich entschuldigen. Erst als sie mit der anderen Trauernden sprach, merkte sie, dass sie weinte. Ihre Entschuldigung wurde mit einem Schulterzucken angenommen, dann war Franny allein. Sie blieb stehen und sah zu, wie das Licht schwand und die Schatten länger wurden, und als sie einsah, dass sie nicht wusste, wohin, ging sie auf demselben Weg zurück.

Sie erreichte das Restaurant, als Haylin gerade aus einem Taxi stieg. Er war von seinem Standort in Frankfurt aus hergeflogen, und jetzt schloss er Franny auf dem Gehweg in die Arme. Er küsste sie und konnte nicht damit aufhören. Hier in Paris war das niemandem einen zweiten Blick wert.

»Ich hätte früher hier sein müssen«, sagte er.

»Du bist jetzt hier.« Franny wirkte eher fassungslos als von Trauer überwältigt.

Sie sprach den ganzen Abend über kaum. Als das Essen mit Digestifs und Gebäck beendet wurde, ging Franny zu Agnes und fragte, ob sie am nächsten Tag zu ihr kommen dürfe. »Ich möchte mich bei dir bedanken und dich vielleicht besser kennenlernen, wie meine Mutter es getan hat. Ich war vorhin unhöflich, entschuldige bitte.«

»Es tut mir sehr leid«, sagte Agnes. »Ich muss packen und meine Wohnung vorbereiten. Da bleibt mir wirklich keine Zeit. Ich ziehe in mein Landhaus um.«

»Das war es also? Vincent ist fort, und wir reden nicht darüber?«

Agnes zuckte mit den Schultern. »Wie sollen wir das Leben begreifen? Es ist unmöglich. Vincent ist offiziell tot und begraben. Belassen wir es dabei, meine Liebe.«

»Und über William reden wir auch nicht? Ich weiß nicht einmal, wo er ist. Was soll ich machen, wenn sein Vater mich anruft und fragt, wo er ist?«

»William ist, wo er sein will. Wie viele von uns können das von sich behaupten?«

Franny konnte es kaum abwarten, mit Jet im Hotel zu sein.

»William hat uns angelogen«, sagte sie zu ihrer Schwester.
»Er hat zugelassen, dass wir diese Farce von einer Beerdigung durchstehen mussten. Dabei hatte diese Madame Durant Vincent längst mit einem Tarnzauber belegt, damit wir die Wahrheit nicht erkennen. Er lebt, Jetty.«

»Wenn William gelogen hat, dann für Vincent. Du wusstest, dass wir ihn verlieren würden. Wenn es schon sein musste, dann am besten so.«

»Indem er uns glauben lässt, er wäre gestorben?« Sogar für ein paar Stunden war es schrecklich gewesen.

»Er ist gestorben. Soweit es uns angeht. Und wir dürfen nicht daran rühren, wenn wir wollen, dass er in Sicherheit ist.«

Es machte Jet nichts aus, Franny und Haylin im Hotel sich selbst zu überlassen. Sie zog es vor, mit ihrer Trauer allein zu sein. Es traf sie tief, dass sie ihren Bruder verloren hatte. Sie ging in ihr Zimmer, nahm ihren Hut ab und sah, dass ihre Haare weiß geworden waren. Es war während der Beerdigung passiert. Sie hatte ihre langen schwarzen Haare verloren, ihren schönsten Blickfang. Sie betrachtete sich im Spiegel über der Kommode und erkannte die Frau, die sie im schwarzen Spiegel ihrer Tante gesehen hatte. Sie fragte sich, was Levi davon gehalten hätte, wäre er bei ihr gewesen. Vielleicht hätte er sich neben sie gelegt und ihr gesagt, sie sei immer noch schön, auch wenn es nicht stimmte. Er hätte ihr aus einem Gedichtband vorgelesen, dann hätten sie vielleicht überlegt, wo sie etwas trinken gehen könnten, und ein schummriges, warmes Lokal ausgesucht, in dem sie nah beieinander sitzen konnten. Aber jetzt hatte ihre eigene Zukunft sie eingeholt,

ohne ihn, und sie war zu der Frau im Spiegel geworden, ob es ihr gefiel oder nicht. Er war ein Junge, und sie war jetzt eine erwachsene Frau, die fast jeden geliebten Menschen verloren hatte. Sie dachte daran, was sie einmal zu April gesagt hatte. Diese Dinge würden zum Leben gehören. Sie rief bei der Rezeption an und bat um Kaffee, weil sie schon wusste, dass sie kein Auge zumachen würde. Paris war zu laut, das Zimmer zu kalt, Vincents Verlust noch zu schmerzhaft. Es machte ihr nichts aus, allein zu sein. Sie setzte sich ans Fenster und schrieb Rafael eine Postkarte. Sie schrieb ihm häufig Postkarten, sogar wenn sie beide in New York waren, und wenn sie sich trafen, lasen sie die Karten zusammen im Bett. Sie wünschte, er wäre jetzt bei ihr. Nur als ein Freund natürlich. Der Freund, mit dem sie lieber zusammen war als mit jedem anderen.

Es regnete, ein leichtes, frisches Nieseln ließ die Gehwege glänzen.

Paris ist traurig, schrieb sie, aber so schön, dass man die Traurigkeit nicht so wichtig nimmt.

Franny schlief erschöpft neben Haylin ein. Als sie aufwachte, saß er auf der Bettkante und blickte hinaus in den Regen. Eigentlich sollten sie sich voneinander fernhalten, aber gestern und auch heute galt ihr Pakt nicht. Am Himmel drängten sich Regenwolken. Paris war im November so grau. Auf dem kleinen Balkon versammelten sich Waldtauben. Franny streckte ihnen die Hände entgegen, und die Vögel klopfen mit den Schnäbeln gegen die Scheibe. Sie wünschte sich, sie müssten dieses Zimmer nie verlassen, aber leider mussten sie

es. Haylin hatte ihr gesagt, dass er ins Einsatzgebiet versetzt wurde. In weniger als acht Stunden würde er nach Vietnam aufbrechen. Die Zeit, die ihnen blieb, verbrachten sie ihm Bett und sagten einander, sie würden sich nicht lieben; das sollte ihnen Glück bringen und dafür sorgen, dass sie sich eines Tages wiedersehen würden.

Die Schwestern packten und riefen ein Taxi. Sie ließen sich zu den Tuilerien fahren und gingen auf den Kieswegen spazieren. Das Laub färbte sich braun. Mit ihren Koffern im Schlepptau kehrten sie im ersten Café ein, das sie im Park entdeckten. Den bestellten Weißwein rührten sie kaum an. Sie dachten an ihre Mutter als junge Frau und an die Regeln, die sie aufgestellt hatte, um ihre Kinder zu beschützen. Jetzt hatten sie ihre eigenen Regeln. Franny zauberte einen Kreis in den Kies neben ihrem Tisch. Dann zog sie eine Feder von Lewis aus der Tasche und ließ sie fallen. Außerhalb des Kreises, und ihr Bruder war tot. Aber die Feder landete im Kreis, genau in der Mitte. Jet schluchzte auf. Franny griff nach ihrer Hand. Es waren gute Neuigkeiten, Vincent war irgendwo in der Nähe. Doch als die Feder weggeweht wurde, erkannten sie die andere Hälfte der Wahrheit. Für sie war er verloren.

Als die Schwestern wieder in New York waren, gewöhnte Franny sich an, in Vincents Zimmer zu schlafen. Dort hörte sie morgens die Kinder auf dem Schulhof. Lewis durfte im Haus bleiben. Er wurde langsam alt und saß gern auf dem Schreibtisch neben der Heizung, wo er immer wieder einnickte. Der Hund folgte Franny auf Schritt und Tritt, aber

sie konnte Vincent nicht ersetzen, und so schlief er oft vor der Haustür und wartete darauf, dass sein Herrchen zurückkam.

Nach ihrer Rückkehr schliefen die Schwestern schlecht, die Geräusche der Stadt – das Rumpeln der Busse, die schrillen Sirenen, der allgegenwärtige Verkehr auf der Seventh Avenue – störten sie. Wenn Franny das Fenster öffnete, hatte New York für sie nur noch einen Geruch, und er änderte sich nie. Es war der beißende Gestank des Bedauerns. Sie sehnte sich nach einem dunkleren, grüneren Ort, nach Stille, in der sie vielleicht ein wenig zur Ruhe kommen könnte.

Eines Nachts träumte sie von Isabelle, die auf der Fenstersitzbank in dem alten Haus in Massachusetts saß.

Du kennst die Antwort, sagte Isabelle. Schicksal ist, was du daraus machst.

Als Franny aufwachte, wurde ihr klar, dass sie Heimweh hatte. Sie saß am Küchentisch, als Jet nach unten kam. Franny fand Jet mit ihren weißen Haaren noch schöner als früher, weil ihre Schönheit jetzt in ihrem Inneren verankert war.

»Ich bin bereit zu gehen«, sagte Franny zu ihrer Schwester. Sie hatte sogar schon die Sachen aus ihrem Zimmer gepackt.

Jet sah sie überrascht an. »Wohin?«

»An den Ort, an dem wir uns am meisten zu Hause fühlen.«

»Einverstanden. Wir schließen den Laden.«

»Ich rufe den Anwalt an. Er kann sich darum kümmern, das Haus zu verkaufen. Für uns war es nur eine Zwischenstation. Jetzt können es die Menschen haben, die hierhergehören.«

Jet verstand, dass ihre Schwester New York verlassen wollte. Das Haus 44 Greenwich Avenue wurde zu einem Teil der Vergangenheit, während sie noch am Tisch saßen. Es verschwand vor ihren Augen. Es war für sie drei ein Zuhause gewesen, aber jetzt waren sie nicht mehr zu dritt. Sie dachte daran, wie Vincent zum ersten Mal »Nachts in den Straßen« gespielt hatte, bei Aprils und Reginas Besuch, bei dem sie in der Küche Schokoladenkuchen gegessen hatten, sie dachte an den Klempner, der im Austausch gegen einen Liebeszauber für sie gearbeitet hatte, und an den Abend, an dem Vincent nach Hause gekommen war und ihnen erzählt hatte, er sei verliebt. Franny erinnerte sich vor allem daran, wie sie auf dem Gehweg gestanden und zu den Fenstern hinaufgeblickt hatte, als sie schon gewusst hatte, dass im Garten Flieder wuchs, dass sie dieses Haus kaufen würde und sie drei eine Weile hier leben und versuchen würden, glücklich zu sein, und in gewisser Weise war ihnen das auch gelungen.

Im Laufe von zwei Jahren sammelte Franny einhundertzwanzig Briefe von Haylin, schnürte sie mit Garn zusammen und verwahrte sie in der Anrichte im Esszimmer auf. Das Haus in der Greenwich Avenue war verkauft und in Büros unterteilt worden. Eine Literaturagentin hatte die Zimmer im zweiten Stock übernommen, eine reizende Frau mit einem bezaubernden Lächeln. Ihr Schreibtisch stand in Vincents altem Zimmer, und ihre vollen Bücherregale reihten sich an der Wand auf, vor der Vincents Bett gestanden hatte. Im Laden unten war eine Zeit lang eine Krimibuchhandlung, deren Besitzer hin und wieder an überraschenden Orten rote Fäden und Wunschknöchel fanden. Das wacklige

Gewächshaus, das Vincent im Garten gebaut hatte, wurde abgerissen und entsorgt, aber die Samen verteilten sich im Viertel, und so wuchsen einige Jahre lang in den Gassen Fingerhut und Sonnenblumen. Die Schwestern nahmen den schiefen Esstisch mit, der schon in ihrem Elternhaus in der 89th Street gestanden hatte, und Edgar, der ausgestopfte Reiher, fand in Tante Isabelles Haus einen Platz im Salon und wurde zu jedem Julfest mit Silberschmuck und Goldlametta dekoriert.

Sie richteten sich im Owens-Haus in der Magnolia Street ein. Es dauerte nicht lange, bis sie sich heimisch fühlten. Franny nahm Tante Isabelles Zimmer, und Lewis, inzwischen so alt, dass sich seine Federn langsam weiß färbten, bezog auf der Kommode sein Quartier. Jet freute sich über das Gästezimmer, in dem April Owens geschlafen hatte, als die Schwestern nicht das Zimmer mit ihr teilen wollten. Der Dachboden, auf dem sie ihren ersten Sommer hier verbracht hatten, war etwas für junge Mädchen, aber nichts für erwachsene Frauen, die bequemere Betten brauchten, deshalb wurde er zum Lagerraum umfunktioniert. Harry schlief immer noch vor der Tür und wartete auf sein Herrchen, während Wren bei ihren Gartenpatrouillen Kaninchen und Mäuse verjagte.

Sie hatten einen ganzen Winter Zeit, um alles wieder herzurichten, was so lange vernachlässigt worden war. Charlie kam, um die Dachrinnen zu reinigen, die Kletterpflanzen auf der Veranda zurückzuschneiden und ein Klafter Holz für den Kamin zu liefern. Er sagte, es sei großartig, das Haus wieder bewohnt zu sehen.

»Ich vermisse Ihre Tante«, sagte er zu den Schwestern.
»Sie war wirklich einmalig.«

An Tagen, an denen Schnee vom Himmel rieselte, nahm Jet die Fenstersitzbank in Beschlag und las einen ihrer geliebten Romane. Langsam kehrten ihre magischen Fähigkeiten zurück, sie waren fast zum Greifen nah, wie ein langvergessener Traum.

Seit sie in der Stadt wohnte, besuchte sie jeden Sonntag den Friedhof. Bei Wind und Wetter ging sie zu Fuß. Einige Kinder nannten sie die Narzissendame, weil sie immer einen Strauß Blumen bei sich trug. Manchmal fuhr der Reverend sie nach Hause, vor allem, wenn es heftig regnete. Er war auch jeden Sonntag dort. Bei schönem Wetter brachte er zwei Gartenstühle mit und bei bedecktem Himmel einen großen schwarzen Regenschirm.

Sie redeten nicht besonders viel, aber der Reverend bemerkte, dass Jet immer noch den Mondsteinring trug, den Levi ihr geschenkt hatte, und Jet entging nicht, dass der Reverend sich eines von Levis Schwimmbadzeichen an die Jacke gesteckt hatte. Wenn sie sprachen, dann über das Wetter, wie es die Menschen in Massachusetts oft taten.

»Kalt«, sagte er etwa.

Sie stimmte dann ähnlich einsilbig zu, und eine Weile später brachte sie Handschuhe mit, die sie für ihn aus weicher grauer Wolle gestrickt hatte. Beim nächsten Mal gab er ihr den Schal zurück, den sie für Levi gemacht hatte, was sie zum Weinen brachte. Sie zog den Kopf ein, weil der Reverend es nicht sehen sollte, aber er merkte es trotzdem. Er reichte ihr

das Taschentuch, das er immer bei sich trug, und sagte sanft:
»Das braucht man manchmal.«

Im Frühling gab er ihr eine neue Visitenkarte, die er hatte drucken lassen. Er arbeitete wieder und war jetzt Friedensrichter. Sechs Paare hatte er schon verheiratet. Er erzählte, ein Paar habe ihn mitten in der Nacht angerufen, weil es unbedingt heiraten wollte, also habe er die Trauung im Pyjama in seinem Wohnzimmer abgehalten.

Eines Tages sagte er: »Vielleicht solltest du mit diesem Teil deines Lebens abschließen.«

Jet war für diese mitfühlende Geste dankbar. Es waren Jahre vergangen. Sie traf sich immer noch ein paarmal im Jahr in der Stadt mit Rafael. Eine Weile lang war er mit einer anderen Frau zusammen und dachte, er wolle doch eine Familie haben, er war auch kurz verheiratet. Am Ende ließ er sich scheiden. Seine Frau kannte ihn nicht so wie Jet. Sie konnten miteinander reden wie mit niemandem sonst, also trafen sie sich wieder.

Rafael war Schuldirektor in Queens, und ein paarmal im Jahr besuchten sie um der alten Zeiten willen die Oak Bar im Plaza Hotel. Sie verbrachten oft die Nacht zusammen in seiner Wohnung. Einmal schlug er vor, sie sollten heiraten, aber Jet meinte, das sei eine schlechte Idee. Dadurch würde alles nur komplizierter werden. In Wahrheit machte sie sich immer noch Sorgen wegen des Fluchs. Sie hoffte zwar, dass er sich aufheben ließ, wollte aber kein Risiko eingehen. Sie hielt es für besser, wenn Rafael nur ein lieber Freund blieb. Er stimmte ihr zu, obwohl er in sie verliebt war. Auch wenn er es nicht sagte, wusste sie es, so wie er gewusst hatte, was sie in jener

Nacht im Plaza Hotel geplant hatte. Sie mussten nicht hellsehen können, um zu wissen, was der andere empfand.

»Es ist schon gut so«, antwortete sie dem Reverend an dem Tag, als er vorschlug, sie solle ihr Leben neu ordnen.

Und das war es wirklich. Sie sprach mit niemandem über ihre Trauer, aber mit dem Reverend konnte Jet sie teilen. An einem Sonntag jedoch tauchte sie nicht auf. Der Reverend suchte mit seinem Blick das Feld ab und wartete, aber sie erschien nicht. Ohne sie kam es ihm seltsam vor, irgendwie nicht richtig, also fuhr er zur Magnolia Street und hielt vor dem Haus. Er saß bei laufendem Motor im Auto, bis Franny aus dem Haus kam. Der Reverend kurbelte sein Fenster herunter. Er hatte noch nie mit Franny gesprochen, er hatte sie nur in ihrem schwarzen Mantel und mit den hochgesteckten roten Haaren in der Stadt gesehen. Die Leute hatten Angst vor ihr. Man solle sie lieber nicht verärgern, hieß es. Aus der Nähe war sie größer, als er erwartet hatte, und hübscher.

»Sie hat eine Lungenentzündung«, sagte Franny. »So konnte ich sie nicht zum Friedhof gehen lassen.«

Es war ein feuchtkalter, nieseliger Tag, und der Reverend verstand das nur zu gut. Er nickte. »Sagen Sie ihr, dass wir uns nächste Woche sehen.«

»Sagen Sie es ihr selbst«, entgegnete Franny.

Sie sahen sich an, dann stieg der Reverend aus und folgte Franny ins Haus. Ihm fiel auf, dass der Blauregen blühte, wie immer als Erster in der Stadt. Dieses Haus war mit Geld erbaut worden, dass sein Vorfahr einer Frau gegeben hatte, die er erst geliebt und später eine Hexe genannt hatte. Er fragte sich, wie

oft das früher vorgekommen war und heute noch vorkam. Er trug seine Familie wie eine Bürde mit sich, und das viele Leid, das sie über die Welt gebracht hatte, belastete ihn.

Weil der Reverend unter Arthritis litt, verlangsamte Franny ihre Schritte. Jet saß in eine Decke gehüllt im Salon, trank Tee und las *Sinn und Sinnlichkeit*, zu dem sie immer wieder gern griff. Als sie den Reverend sah, ließ sie vor lauter Schreck ihr Buch fallen, dann bückte sie sich schnell und hob es auf. Es machte sie fahrig, den Reverend im Haus zu haben, als würde gerade etwas Bedeutsames geschehen, obwohl alles so still war.

»Tut mir leid zu hören, dass es dir nicht gut geht«, sagte der Reverend.

»Nächste Woche geht es mir wieder besser«, antwortete Jet.

»Davon gehe ich aus. Das Wetter ist dann auch besser. Heißt es jedenfalls.«

»Ja, das habe ich auch gehört. Kein Regen.«

»Gut.« Der Reverend sah sich um. »Die Holzarbeiten sind schön.«

»Ja. Das sind sie. Und pflegeleicht. Ich gebe nur ab und zu ein paar Tropfen Olivenöl auf den Staublappen.«

»Olivenöl«, murmelte er. »Auf die Idee wäre ich nie gekommen.«

»Ein natürliches Mittel. Ohne Chemikalien.«

»Das werde ich mal ausprobieren«, sagte der Reverend, obwohl er in seinem Haus seit Jahren nicht Staub gewischt hatte.

Die nächste Woche war sonnig und trocken, und am Sonntag ging Jet wieder zum Friedhof. Sie trug Stiefel, einen Pullover und eine Hose aus Wollstoff. Bevor sie aufgebrochen war, hatte sie eine Tasse Lakritztee gegen den Husten getrunken, unter dem sie noch litt. Sie wollte Levis Vater nicht beunruhigen. Wenn er sich Sorgen machte, grub sich eine Falte in seine Stirn, genau wie bei Levi, wenn er besorgt gewesen war. Der Reverend wirkte erleichtert, als er Jet am anderen Ende der Wiese entdeckte, und winkte. Jet dachte, es war vielleicht wirklich gut so, wenn man bedachte, was alles geschehen war, und vielleicht hatte sie mit ihren wöchentlichen Besuchen hier ihr Schicksal selbst in die Hand genommen. Sie war eine Frau, auf die man sich verlassen konnte, ob Sonne, ob Regen.

Der Himmel war tiefblau, und der Reverend sagte, in Massachusetts müsse man nur ein paar Minuten warten, dann würde sich das Wetter mit Sicherheit ändern, und Jet stimmte zu, ihrer Erfahrung nach sei das schon immer so gewesen.

An den ungemütlichsten Tagen des Jahres konnte man Franny beobachten, wie sie ohne Hut und Handschuhe durch die Stadt zum Leech Lake marschierte. Ihr war aufgefallen, dass die Scharlachtangere den Wald rund um den See als Rastplatz bei ihren jährlichen Wanderungen nutzten. An grau verhangenen Tagen leuchteten die nahen Büsche rot, als hätte jeder Zweig ein Herz und als könnten all diese Herzen plötzlich davonfliegen. Franny musste nur die Hände ausstrecken, und sie kamen zu ihr. Sie lachte und fütterte die Vögel mit Körnern. Bald würden sie weit weg sein, in wärmeren

Gefilden nahe der mexikanischen Grenze. Franny selbst wollte nicht mehr davonfliegen. Sie war zufrieden, wo sie war.

In diesem ersten Winter ging Franny zur Bibliothek, als der Vorstand tagte. Verhaltener Schrecken machte sich breit, als sie hereinkam. Der Vorsitzende schüttelte ihr die Hand und bot ihr eine Tasse Tee an, die sie ablehnte. Die Mitglieder wussten nicht, ob sie in Panik verfallen oder sich geschmeichelt fühlen sollten, als Franny aufstand und verkündete, sie wolle im Vorstand mitwirken, und so stimmten alle per Handzeichen für Ja, um sie aufzunehmen.

Als erste Amtshandlung bat Franny darum, den Raum für seltene Bücher Maria Owens zu widmen, im Gegenzug versprach sie eine Spende für die Bibliothek. Die Vorstandsmitglieder atmeten erleichtert auf. Dieser Raum war Marias Zelle gewesen, deshalb war es nur angemessen, wenn er ihrer Erinnerung dienen sollte. Seiten aus Marias Tagebuch wurden gerahmt und aufgehängt. Oft kamen Jugendliche vorbei, vor allem solche, die sich als Außenseiterinnen sahen und sich für die Geschichte der Hexerei in der Stadt interessierten, und betrachteten die Seiten. Sie verstanden nicht, warum man eine mutige, unabhängige Frau so unbarmherzig behandelt hatte. Viele von ihnen fragten sich mit der Zeit, warum sie selbst oft vorgaben, bestimmte Auffassungen zu teilen, statt ihre Meinung zu sagen, egal, wie klug sie waren, und das nur aus Angst, man könnte sie für schwierig halten. Einige dieser Mädchen kamen zum Zaun in der Magnolia Street, um sich den Garten anzusehen. In der Dämmerung wirkte alles blau, sogar das Laub der Fliederbüsche.

Als es Frühling wurde und der Flieder blühte, legte Franny auf dem Schreibtisch in Marias Bibliothekszimmer leere Tagebücher aus, und jede Woche wurden sie von Mädchen mitgenommen, die ihre Stellung in der modernen Welt hinterfragten. Wenn Franny am Leech Lake vorbeikam, entdeckte sie auf einem der Felsen oft ein oder zwei Mädchen, die eifrig in ihre Tagebücher schrieben und offensichtlich überzeugt waren, Worte könnten sie retten.

Der Sommer kam und brachte Spatzen mit. In diesem Jahr traf der Vogel, der ein ganzes Jahr Pech ins Haus tragen konnte, allerdings auf Lewis, der im Esszimmer auf dem Kaminsims saß. Der kleine Pechvogel flüchtete schnell aus dem Fenster.

»Gut gemacht«, lobte Franny die Krähe.

Trotz ihrer Schmeichelei beäugte Lewis sie misstrauisch. Sie waren argwöhnische Verbündete, die zufällig beide in den gleichen Menschen vernarrt waren.

»Auch wenn du mich nicht magst, hol dir ein Plätzchen ab«, sagte Franny, weil sie wusste, dass Lewis Anisplätzchen mochte, und sie gerade welche gebacken hatte. Sie hatte darüber nachgedacht, wie sie Geld verdienen konnten. Für die laufenden Kosten des Hauses war ein Fonds eingerichtet, aber ohne ihren Laden hatten die Schwestern keine regelmäßigen Einkünfte. Franny hatte der Bücherei spontan Geld gespendet, und ihnen fehlte das Einkommen aus dem Geschäft, um ihre Rechnungen zu bezahlen. Sie überlegte, es mit Backen zu versuchen, aber das war so zeitaufwendig. Ihre Plätzchen waren schwer zu kauen, und die Zutaten für den beschwipsten

Kuchen – die Schokolade, der ausgezeichnete, alte Rum – waren so teuer, dass sich damit kein Gewinn machen ließ.

Franny bewarb sich bei dem Modegeschäft in der Stadt, aber als die Besitzerin ihren Namen las, sagte sie sofort, die Stelle sei schon vergeben. Dabei bildete sich auf ihrer Zunge eine Blase. Im Grunde war es besser so, weil Franny sich nicht für Mode interessierte und immer dasselbe schwarze Kleid und dieselben verdreckten roten Stiefel trug, die neue Absätze brauchten. Auch in der Apotheke und im Lebensmittelladen wurde sie abgewiesen. Der Bäcker wirkte regelrecht entsetzt, als Franny durch die Tür kam. Seine Kunden würden Anis nicht mögen, sagte er, und Rum im Kuchen, also, das wäre völlig undenkbar. Die Ladenbesitzer gaben sich alle Mühe, freundlich zu sein, aber in ihren Augen lag ein panischer Blick, wenn Franny ihr Geschäft betrat, und nicht einmal das Glöckchen über der Tür traute sich zu bimmeln. Sie hatte diese Wirkung. Mit ihrem kühlen Auftreten ließ sie Dinge erstarren.

»Das ist wirklich nicht das Richtige für Sie«, sagte die Besitzerin der Buchhandlung, als Franny nach Arbeit fragte.
»Vielleicht für Ihre Schwester?«

Natürlich zogen die Leute Jet vor. Sie war freundlicher und viel umgänglicher, und Franny sah mit ihren unbändigen roten Haaren und ihrem fadenscheinigen schwarzen Mantel wirklich wild aus. Sie hatte abgenommen und war so schlaksig wie als junges Mädchen. Selbst, wenn sie ihre sommersprossige Haut abpuderte, wirkte sie mürrisch und ungepflegt. Und diese Stiefel, nun ja, mit ihnen verriet sie sich. Rot wie ein gebrochenes Herz. Eine Owens-Frau durch und durch.

Im Sommer vermisste sie Vincent noch mehr als zuvor. Sie ging zum Leech Lake, zog sich am grasbewachsenen Ufer aus und watete in das kalte, grüne Wasser. Die Bluteigel hielten sich von ihr fern. Dicht über der Wasseroberfläche schwirrten Libellen umher.

Du weißt, wer wir sind, hatte Vincent in ihrem ersten Sommer hier gesagt, und sie hatte es gewusst, aber es nicht zugeben wollen. Sie wollte nicht wegen ihrer Familiengeschichte verurteilt oder als eine Owens in eine Schublade gesteckt werden. Sie hatte sich danach geseht, frei zu sein, ein Vogel am Himmel über dem Central Park, losgelöst von der zerbrechlichen Welt. Das alles schien nicht mehr wichtig zu sein. Im flachen Wasser schloss sie die Augen und ließ sich durchs Schilf treiben. Wo der See tiefer und angeblich bodenlos wurde, färbte sich das Wasser juwelenblau. Es gab Gerüchte über uralte Fische, die in der Tiefe lebten, Tiere, die seit hundert Jahren niemand mehr gesehen hatte, aber Franny entdeckt nur ein paar Frösche in Ufernähe und vereinzelt einen Aal, der sich durchs Schilf schlängelte.

Eines Tages bemerkte sie ein paar Mädchen, die sie beobachteten. Sie schwamm zum Ufer, duckte sich hinter ein paar Dornenbüsche und zog sich schnell an.

»Sie können aber gut auf dem Wasser treiben«, sagte eines der Mädchen zu ihr.

»Danke«, antwortete Franny und wrang sich die Haare aus. Das Wasser, das zu Boden strömte, war rot. Die Mädchen liefen fort, nur eines blieb. Die Kleine, die Franny angesprochen hatte.

»Ist das Blut?«, fragte das Mädchen jetzt.

»Nein, nein. Das ist Haarfarbe.« Es war weder das eine noch das andere, Frannys Haare reagierten einfach so auf Wasser, aber sie hatte nicht vor, das einer Zehnjährigen zu erklären. Sie hatte mit Kindern nie viel anfangen können. Nicht einmal sich selbst hatte sie sonderlich gemocht, als sie noch ein Kind war.

Die anderen Mädchen waren auseinandergelaufen und kletterten auf die Felsen.

»Das ist gefährlich«, rief Franny. Niemand beachtete sie, nur das Mädchen neben ihr starrte sie immer noch an. »Nicht, dass es mich etwas angehen würde«, schob Franny schroff hinterher.

»Stimmt es, dass man Sie nicht ertränken kann?«, fragte das Mädchen.

»Man kann jeden ertränken. Unter den richtigen Umständen.« Das Mädchen war unscheinbar, aber es hatte kluge Augen. »Warum fragst du?«

»Ich dachte, Sie wären eine Hexe.«

»Wirklich?« Mittlerweile zog Franny ihre Stiefel an. Sie trug sie zu jeder Jahreszeit. Sogar im Sommer. Für die Gartenarbeit waren sie um Längen besser als normale Schuhe. »Von wem hast du das?«

»Das sagen alle.«

»Tja, *alle* wissen nicht *alles*«, antwortete Franny. Sie hörte selbst, wie gereizt sie klang. Die Kleine trug einen Rucksack bei sich. Franny fiel auf, dass ein blaues Tagebuch daraus

hervorlugte. Es war eines der Bücher, die sie in der Bibliothek ausgelegt hatte. »Schreibst du?«, fragte sie.

»Ich versuche es.«

»Versuch es nicht, tue es.« Sie merkte, dass sie wie Tante Isabelle klang, wenn sie verärgert war. Um keine Spielverderberin zu sein und dieses kluge kleine Mädchen nicht zu entmutigen, schlug sie einen anderen Ton an. »Aber es zu versuchen, ist ein Anfang. Worüber schreibst du?«

»Über mein Leben.«

»Aha.«

»Wenn man alles aufschreibt, tut es nicht so weh.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, sagte Franny.

Das Mädchen kletterte eilig auf die Felsen zu seinen Freundinnen. Sie winkte, und Franny winkte zurück.

Auf dem Heimweg dachte Franny, das Mädchen am See hatte vollkommen recht. Es half, Dinge aufzuschreiben. Dabei ordneten sich die Gedanken, und wenn man Glück hatte, offenbarten sich dadurch Gefühle, die man nicht bei sich vermutet hatte. Noch am selben Nachmittag schrieb Franny einen langen Brief an Haylin. Sie hatte noch nie jemandem verraten, was ihre Tante mit ihrem letzten Atemzug geflüstert hatte. Aber jetzt schrieb sie es auf, und dabei wurde ihr klar, dass sie es für den richtigen Rat hielt, trotz des Fluchs.

Liebe mehr, hatte ihre Tante gesagt. Nicht weniger.

Jet erinnerte sich daran, wie gern sie im Garten herumgewerkelt hatte, als sie wieder damit anfing. Unter ihren

Händen gedieh alles prächtig. Sie pflanzte Frühlingszwiebeln, Minze und Kohl, Weinraute, Basilikum und Schlangenknochen. Dazu kamen Zitronenthymian, Zitronenmelisse und Zitronenverbene, Fingerhut und Zinnien, und neben die Hintertür, wo sie auch bei Tante Isabelle gestanden hatten, setzte sie Rosmarin und Lavendel. Der Reverend schenkte ihr einige von seinen Narzissenzwiebeln, damit sie die Blumen selbst ziehen und aus ihrem eigenen Garten zum Friedhof mitbringen konnte. Manche waren außen weiß und in der Mitte orange, manche goldgelb, andere buttergelb. Als sie blühten, weinte Jet, weil wieder ein Jahr vergangen war und alles so schnell geschah.

Die gefährlicheren Pflanzenarten ließen sie sich von der Farm der Owens in Rockport, Maine schicken. Jet stellte sie ins Gewächshaus, das immer noch mit einem alten Eisenschlüssel abgesperrt wurde. Sie wollten schließlich nicht das Risiko eingehen, dass Jugendliche Wolfswurz für Marihuana hielten, ins Gewächshaus einstiegen und sich mit Gift volldröhnten. Hinter den Glasscheiben zog Jet Tollkirschen und Schierling, Nachtschatten, der Vision auslösen konnte und angeblich Teil der Salbe war, durch die Hexen fliegen konnten. Bilsenkraut, auch schwarzer Nachtschatten genannt, mit dem Männer Frauen anzogen und Frauen Regen heraufbeschworen. Alraune, von der es hieß, sie würde schreien, wenn man sie an den Wurzeln aus der Erde zog, und Stechapfel, mit dem man Heilmittel herstellen und Verzauberungen lösen konnte, aber man durfte ihn nur in winzigen Dosen einsetzen, sonst konnte er töten.

Eines Tages sah sie die alte Kaninchendame Maggie, die sich in der Nähe des Gewächshauses vor der Katze versteckte.

Franny war in den Garten gekommen, und sie begutachteten das Tier zusammen. Mit den schwarzen Tasthaaren und traurigen Augen war es auf jeden Fall Maggie.

»Wir sollten sie freilassen«, sagte Jet.

Franny schnappte sich das Kaninchen, bevor es davonhoppeln konnte. »Und jetzt?«

Jet ging zum Tor, um es zu öffnen, und Franny folgte ihr.

»Sie landet nur in irgendeinem anderen Garten«, sagte Franny.

»Ja, aber dann hat sie es sich so ausgesucht.«

Franny setzte das Kaninchen auf dem Gehweg ab. Einen Moment lang verharrte es dort und starrte sie nur an.

»Du bist frei«, sagte Franny und wedelte mit den Händen.
»Lauf schon!«

Maggie flitzte wie der Blitz die Straße hinunter, und sie sahen sie nie wieder.

»Auf Nimmerwiedersehen«, sagte Franny.

»Viel Glück«, rief Jet dem Kaninchen hinterher.

Die Katze folgte Jet überallhin, aber eines Tages verschwand Wren, und als sie zurückkam, brachte sie eine zweite schwarze Katze mit, die bald Sparrow genannt wurde. Danach stieß eine dritte dazu, die sie Goose taufte, und dann ein riesiger langhaariger Kater, für den sie den Namen Crow aussuchten, weil er Lewis viel interessanter fand als die anderen Katzen, obwohl die Krähe kaum Aufregenderes tat, als tagsüber an einem sonnigen Plätzchen auf der Veranda zu dösen. Wie sich

herausstellte, holte Wren die Katzen aus einem Tierheim am anderen Ende der Stadt, sie kletterte durch ein kaputtes Fenster und führte ihre Artgenossen zur Magnolia Street.

»Du wirst zu einer Katzentante«, bemerkte Franny.

»Sie vertreiben die Kaninchen«, antwortete Jet.

»Ja«, sagte Franny grinsend. »Aber sie fangen nie eines. Ich wette, der alte Harry würde das schaffen. Wenn er wollte. Was er offenbar nicht tut.«

Der Hund leistete meistens Lewis auf der Veranda Gesellschaft. Zwei alte Geschöpfe, die nie Haustiere waren und denen man jetzt Wasser unter das Futter rühren musste, damit sie es leichter verdauen konnten. Franny fragte sich, ob der alte Hund von Vincent träumte, so wie sie es tat. Sie stellte sich ihren Bruder gern in einem Dorf in Frankreich vor, wie er mit William in der Abenddämmerung an Feldern und Wäldern entlangspazierte. Manchmal lief sein Song im Radio. Jet schaltete es dann immer aus. Es tat ihr zu weh, seine Stimme zu hören. Franny dagegen nahm das Radio mit in den Garten. Sie fand es wunderbar, Vincent zu hören, und freute sich darüber, dass Menschen sich an ihn erinnerten. Manchmal bekamen sie Postkarten, die in Paris abgestempelt waren. Franny hob sie auf und verschnürte den Stapel mit einem blauen Band. Auf den Karten stand nur ihre Adresse, trotzdem war die Botschaft klar. *Ich bin noch hier.*

Das Verandalicht war kaputt. Charlie Merrill hatte sich die größte Mühe gegeben, es zu reparieren, aber es war vergebens. »Die Leitungen sind hinüber«, sagte er. »Es wird ein

Vermögen kosten, sie neu zu verlegen. Ich würde die Finger davon lassen.«

Franny machte sich wie üblich Sorgen wegen des Geldes und stimmte sofort zu. Was machte es schon, wenn ihre Tür nicht beleuchtet war? Sie erwarteten sowieso keine Besucher. Es war Herbst, ihre liebste Jahreszeit, und abends wurde es früher dunkel. Jet war in New York gewesen, wie jeden Monat, sie hatte ihr Ziel für sich behalten und sich mit Rafael in der Oak Bar getroffen. Er war mit Abstand ihr ältester und bester Freund.

»Du siehst anders aus«, hatte er bei ihrem letzten Treffen gesagt. »Glücklich.«

Tatsächlich hatte Jet das Gefühl, bald würde etwas passieren. Und als sie eines Tages den letzten Rosmarin neben der Tür erntete und dabei an Tante Isabelles Kundinnen dachte, die oft zu dieser Tageszeit gekommen waren, schaltete sich die Lampe ein.

Mit dem Rosmarin in der Hand stand Jet auf. Die Zweige waren welk und braun, aber als Jet sie ansah, wurden sie in ihren Händen wieder grün. Tränen schossen ihr in die grauen Augen. Sie hatte zurückbekommen, was sie verloren hatte. Als zwei Mädchen vor dem Zaun entlanggingen, wusste Jet, was sie dachten, auch wenn sie zu höflich war, um es jemals zu verraten.

Sie konnte wieder hellsehen.

Es war Samhain, der letzte Tag im Oktober, an dem die Türen zwischen Welten offen stehen und Unmögliches vollbracht wird.

Jet nahm sich Isabelles *Grimoire* vor und begann mit den einfachen Rezepten: Kamille zur Segnung, Eisenkraut und Stechpalme, um negative Energie zu vertreiben. In wenigen Wochen arbeitete sie sich zu einem der schwierigsten Zauber vor, dem Liebeszauber, für den man Taubenherzen brauchte. Die Herzen besorgte sie sich beim Metzger, was für reichlich Gerede in der Stadt sorgte. Die Leute beobachteten sie durch ihre Fenster, als Jet mit einem blutverschmierten Papierbeutel nach Hause ging. Sie sollte in das Herz stechen, das sie für eine Kundin sorgfältig präpariert hatte, und die Kundin sollte sagen: *Mein Liebster wird diesen Stich im Herzen spüren, seine Zuneigung soll dann mir gehören. Ruhe und Schlaf findet er nicht, bevor er zu mir kommt und mit mir spricht. Erst wenn er mich über alles liebt, soll er Frieden finden, der ihm Ruhe gibt.*

An diesem Abend brannte das Verandalicht.

Kein einziges Kind traute sich an Halloween zum Haus der Owens, um Süßigkeiten zu verlangen. Die Warnungen ihrer Eltern und die Tradition verschreckten sie. Aber es gab andere, die ihre Verzweiflung durch das Tor trieb. Die erste Frau kam in der Dämmerung und klopfte zögerlich an die Tür.

»Wahrscheinlich will uns jemand etwas verkaufen«, sagte Franny. »Ignorier es.«

Jet öffnete trotzdem die Tür. Davor stand die Frau, die Mrs. Rustlers Haus gekauft hatte und mit der Franny vor Jahren gesprochen hatte, als Isabelle krank gewesen war.

»Was in aller Welt machen Sie hier?«, wollte Franny wissen.

»Ihr Licht brennt.« Die Frau war nicht sicher, ob sie hineingehen oder den Rückzug antreten sollte. »Ich weiß, was das bedeutet.«

Franny warf ihrer Schwester einen finsternen Blick zu. Unbeeindruckt winkte Jet die Nachbarin herein, und nachdem sie sich kurz umgesehen hatte, kam die Frau in die Küche.

»Ich vermute, sie will irgendwas«, grummelte Franny.

»Jeder will irgendwas«, entgegnete Jet. »Sogar du.«

»Es geht um meinen Mann«, sagte die Frau.

»O Gott, nicht das schon wieder.« Franny stöhnte.

»Was ist mit ihm?« Jet hatte schon Wasser aufgesetzt, um Tee zu kochen.

Die Nachbarin brach in Tränen aus. Ihr Mann ging fremd, und es riss ihre Familie auseinander. Jetzt wurde Franny klar, dass die Kleine am See mit dem blauen Tagebuch die Tochter dieser Frau war. Franny überlegte, ob das Mädchen deshalb gefragt hatte, ob Franny eine Hexe sei, und ob es vielleicht einen Zauber gesucht hatte, um seine Familie wieder in Ordnung zu bringen. Gut möglich, dass sie ihrer Mutter geraten hatte, zu den Schwestern zu gehen.

»Möglicherweise kann ich Ihnen helfen«, sagte Jet.

»Wirklich?«, fragte Franny sie. »Machen wir das?«

»Geh zum Kühlschrank«, bat Jet ihre Schwester. »Es liegt im zweiten Fach.«

Ausnahmsweise tat Franny, was ihr gesagt wurde. Als sie das Taubenherz auf dem Teller mit dem englischen Landschaftsmuster sah, lachte sie laut. Da lagen ihre Zukunft

und ihr Schicksal. Sie hatte oft solche unappetitlichen Dinge in der Vorratskammer oder im Kühlschrank gefunden, wo ihre Tante die eher fragwürdigen Zutaten aufbewahrt hatte. Vielleicht konnten sie so ihre miserable finanzielle Situation überstehen.

Franny drehte sich zu ihrer Schwester um, die gerade Kamillentee einschenkte, eine gute Stärkung für die Nerven. »Vergiss nicht«, erinnerte sie Jet. »So etwas gibt es nicht umsonst.«

»Ich zahle jeden Preis«, sagte sie Nachbarin.

Das hellte Frannys Stimmung auf. Vielleicht war es ja doch kein ganz nutzloses Unterfangen.

Jet ging zum Schrank. Darin stand die Plastikdose mit den Verlobungsringen, die sie ganz vergessen hatten. »Haben Sie so etwas?«

Die Nachbarin zog ihren Diamantring vom Finger und gab ihn ab.

»Also gut«, sagte Jet. »Fangen wir an.«

Als Haylin verwundet wurde, diente er in einem provisorischen Krankenhaus im Mekongdelta, in dem es so heiß war, dass sich die Luft flüssig anfühlte. Zu diesem Zeitpunkt war er schon so lange dort, dass er die Tage nicht mehr zählte. Auch die Patienten zählte er nicht mehr. Ein Mann nach dem anderen wurde verletzt, manche so furchtbar, dass Haylin nach der Behandlung hinausging und sich ins dichte Grün übergab. Als er selbst verwundet wurde, spürte er im ersten Moment nichts. Nur einen kalten Lufthauch, als

würde der Wind durch ihn hindurchfahren, und dann die Hitze seines eigenen Bluts. Er wurde sofort mit einem Flugzeug nach Frankfurt gebracht, wo er vorher gearbeitet hatte, und nach einer Operation und intensiver Reha verlegte man ihn ins Amerikanische Krankenhaus in Paris am Boulevard Victor Hugo. Sein Vater hatte darauf bestanden, dass er im besten Privatkrankenhaus Europas behandelt wurde, und die Marine hatte nachgegeben. Es änderte nichts mehr, Haylins Dienst war beendet. Er hatte jeden Brief von Franny dreimal gelesen, aber er verheimlichte ihr das Ausmaß seiner Verletzung, um sie nicht zu beunruhigen. Stattdessen rief er den Menschen an, bei dem man es am wenigstens erwartet hätte. Seinen Vater. Später sagte Franny manchmal: »Wenn du gestorben wärst, hätte ich es also von deinem Vater erfahren?« Und er antwortete dann: »Ich war noch nicht bereit zu sterben.«

Monate vergingen, in denen Franny nichts von ihm hörte. Sie hatte vor Sorge keine ruhige Minute und schrieb jeden Tag einen Brief an die Marine. Am Telefon bekam sie auch keine Auskunft. Sie rief bei den Walkers an und musste hören, es sei niemand da, der mit ihr sprechen wolle. Tja, das war nichts Neues.

Dann schrieb Haylin endlich.

Das ist das Einzige, was ich nicht mit dir teilen wollte. Der menschliche Körper ist so zerbrechlich, aber ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, dass die Seele einiges zu bieten hat.

Sie flog sofort nach Paris und bezog ein kleines Hotel in der Nähe des Krankenhauses. Sie nahm nicht einmal wahr, wie das Hotel hieß. Nachdem sie ihren Koffer abgestellt hatte, duschte sie schnell und zog sich um. Sie hatte gute Kleidung

eingepackt, nicht die abgerissenen Sachen, die sie sonst trug. Ein Dior-Kostüm, das ihrer Mutter gehört hatte. Schwarze hochhackige Schuhe. Eine Handtasche, die ihre Eltern ihr einmal zu Weihnachten geschenkt hatten, gekauft bei Saks und noch nie benutzt. Sie hatte nicht vor, viel Zeit in dem Hotel zu verbringen, vielleicht würde sie nicht einmal dort schlafen. Es war nur ein Ort, an dem sie ihren Koffer lassen konnte.

Im Krankenhaus waren die Schwestern sehr nett, zu nett. Franny war schon beunruhigt gewesen, jetzt wurde ihre Sorge noch größer. Die Leute redeten mit gedämpfter Stimme und so schnell, dass Franny nicht folgen konnte, obwohl sie in der Schule in Französisch gegläntzt hatte. Also sprachen sie mit ihr Englisch, so langsam, als wäre sie ein Kind. Man erklärte ihr, sie müsse erst mit einem Arzt sprechen, bevor sie zu Haylin dürfe, und führte sie in ein gut ausgestattetes Sprechzimmer. Jemand bot ihr einen Kaffee und dann einen Drink an, beides lehnte sie ab.

»Das ist doch alles nicht nötig«, sagte sie und lief im Zimmer auf und ab. Als der Arzt hereinkam, erkannte sie schon an seinem Gesichtsausdruck, dass er schlimme Nachrichten brachte. Sie setzte sich und hörte stumm zu.

Haylin hatte nicht in einem Krankenhaus gedient, sondern in einem Feldlazarett. Das Zelt wurde von der Vegetation verdeckt, aber an windigen Tagen wurde ihr Standort sichtbar, und es war windig, als es geschah. Im Krieg ist niemand geschützt, sagte der Arzt zu Franny, nicht einmal jene, die dort sind, um die Verwundeten zu versorgen. Als das Operationszelt bombardiert worden war, hatte Dr. Walker sich über den Patienten auf seinem Tisch geworfen. Er hatte es

getan, ohne zu überlegen, weil er so nun einmal war, weil er immer erst an andere dachte. Und so war es dazu gekommen, dass er selbst verletzt wurde.

»Er hat ein Bein verloren«, sagte der Arzt.

Franny bat ihn, das zu wiederholen, um sicher zu sein, dass sie richtig gehört hatte. Außerdem habe Haylin Verbrennungen, erklärte der Arzt, die sich schon ein wenig gebessert hätten.

Franny stand auf, dankte dem Arzt für seine Zeit und bat ihn, sie einen Moment zu entschuldigen. Sie ging auf den Flur, drehte sich zur Wand und schluchzte. In ihren Ohren rauschte es, als wäre sie taub geworden, als hätte der Arzt kein Wort zu ihr gesagt, als wäre das alles nicht passiert. Eine Krankenschwester bugsierte sie in einen Waschraum, damit sie sich Wasser ins Gesicht spritzen und sich beruhigen konnte. Als sie so weit war, holte Franny einen Kamm aus ihrer Tasche und richtete ihre widerspenstigen Haare. Die Schwester steckte ihr die Haare hoch, so dass sie Frannys Gesicht hübsch einrahmten. Man sah ihr kaum noch an, dass sie zusammengebrochen war.

»Viel besser«, sagte die Schwester. »Wir wollen Dr. Walker ja nicht aufregen. Er mag es nicht, dass jemand Aufhebens um ihn macht. Bleiben Sie gefasst, wenn Sie bei ihm sind.«

Franny nickte und wurde nach oben geführt. Hay lag in einem Privatzimmer mit Blick auf eine von Bäumen gesäumte Straße. Weil sein Vater keine Kosten gescheut hatte, war immer eine private Krankenschwester zur Stelle. Sie hieß Pauline und war ausgesprochen hübsch. Als Franny ihr die Hand schüttelte, wurde sie schrecklich eifersüchtig auf diese

fremde Frau, die Haylin hier betreut und auf so intime Weise umsorgt hatte, während sie selbst ahnungslos zu Hause gesessen und sich um die Bibliothek und den Garten und allerhand belangloses Zeug gekümmert hatte.

Normalerweise war Hay ständig in Bewegung, immer machte er irgendetwas, umso größer war der Schock, ihn ans Bett gefesselt zu sehen. Franny musste daran denken, wie sie Hay im Mass General in Cambridge besucht hatte und Emily Flood hereingekommen war, jung, schön und windzerzaust, und wie sie Frannys Plan ruiniert hatte, Hay zurückzugewinnen. Damals hatte sie auch diesen Kloß im Hals gespürt, war genauso von Angst überfallen worden. Sie durfte ihn jetzt nicht verlieren. Es war unvorstellbar, wie sollte Haylin etwas passieren, der doch immer so zuversichtlich war und Vertrauen in sich und die Welt hatte?

»Da bist du ja.« Er strahlte über das ganze Gesicht, als er sie sah. Als er die Hand ausstreckte, ergriff Franny sie. Sie beugte sich vor, um ihn zu küssen, wich dann zurück und fragte: »Ist das in Ordnung?«

Er zog sie an sich und raunte: »Mehr als alles, was in den letzten achtzehn Monaten passiert ist.«

Als die Krankenschwester sie zusammen im Bett fand, schickte sie Franny hinaus und ließ sie auf dem Flur warten, während Haylin gewaschen wurde. Wieder wurde Franny eifersüchtig. Aber er war immer noch Haylin, ihr Haylin, egal, was geschehen war. Nur über den Angriff wollte er nicht reden. Als Arzt hatte er zu viel gesehen, um Mitleid oder auch nur Mitgefühl zu verlangen. Er würde einige Zeit in Frankreich bleiben, um eine Beinprothese zu bekommen und

zu lernen, wie er mit seiner neuen gesundheitlichen Situation umgehen und selbständig werden konnte.

»Gut, dass ich Arzt bin«, sagte er.

Er brauchte ihr nicht zu erzählen, was passiert war. Sie konnte hellsehen. In seinen Augen konnte sie alles erkennen, die Trauer und die grausamen Dinge, die er miterlebt hatte. Sie sah, dass er sich immer noch Sorgen um ehemalige Patienten machte, um Männer, die er verarztet hatte, denen er aber nie wieder begegnet war und deren Schicksal er nie erfahren würde. Franny hatte sich die größten Sorgen gemacht, als Vincent nach Vietnam gehen sollte, aber bei Haylin war sie immer davon ausgegangen, dass ihm nichts geschehen würde, vor allem nicht, wenn sie sich von ihm fern hielt.

Er merkte, dass sie sich Vorwürfe machte, und sagte: »Das ist nicht der Fluch. Das ist der verdammte Krieg, Franny. So etwas passiert da mit Menschen.«

An diesem ersten Tag blieb sie solange, bis die Schwestern sie schließlich baten, zu gehen und am nächsten Morgen wiederzukommen. Sie hatte noch nichts gegessen und ging in ein Café. Beim Essen weinte sie, aber sie war in Paris, und niemand scherte sich darum. Sie wünschte sich, Vincent wäre bei ihr, er hatte sie so gut verstanden wie niemand sonst. Sie war nicht so stark, wie sie wirkte. Sie sehnte sich danach, mit ihrem Bruder zu sprechen. Weil sie keine Ahnung hatte, wo er war, ging sie an den Ort, an dem sie ihn und William zum letzten Mal gesehen hatte. Sie nahm ein Taxi zum Friedhof, aber er war schon geschlossen.

»Sie können hinten über die Mauer klettern«, riet der Taxifahrer ihr. »Das machen alle. Da steht eine Leiter, damit es

leichter ist. Wenn Sie den Wachmann sehen, laufen Sie weg.«

Und so stahl sie sich nachts auf den Friedhof. Es war nicht so dunkel, wie sie erwartet hatte. Der Mond schien, und Laternen leuchteten. Ihr fielen einige schemenhafte Gestalten auf. Keine Grabräuber, sondern Fans, die Jim Morrison ihren Respekt erweisen wollten. Sie hatten Blumen und Kerzen an sein Grab gebracht. Franny fragte sie, ob sie den Weg zu Vincent Owens Grab kennen würden. Eines der Mädchen, eine Amerikanerin mit einem zerrissenen T-Shirt, fragte: »Wer ist das?«, und ihr junger Begleiter sagte: »Den kennst du doch. ›Nachts in den Straßen‹.«

Dann gab er Franny einen Plan des Friedhofs, den sie behalten durfte. Sie suchte den Eintrag für Vincents Grab und machte sich auf den Weg, vorbei an den Ruhestätten von Marcel Proust und von Adolphe Thiers, dem Ministerpräsident unter König Louis-Philippe, dessen Geist seit dem 19. Jahrhundert an der Kleidung der Besucher zupfte, wenn sie zu nahe kamen, und von Oscar Wilde mit den Kussmündern aus Lippenstift auf seinem Grabmal.

Endlich entdeckte sie Vincents Grabstein. Agnes Durant hatte ihn bestellt, weil Franny und Jet damals zu erschüttert gewesen waren, um sich darum zu kümmern. Er war sehr schlicht und schön. Ein weißer Stein mit Vincents Namen und seinem Geburts- und Sterbedatum. Franny beugte sich hinunter und küsste den Stein. Sie blieb, bis es stockdunkel war. Vielleicht dachte sie, wenn sie lange genug wartete, würde er sie finden können. Doch der Friedhof lag verlassen da, und irgendwann ging sie zum wartenden Taxi zurück. Vincent hatte immer gewusst, dass sein Leben jung enden würde, und Franny war dankbar dafür, dass für ihn irgendwo

ein neues begonnen hatte. Sie ließ sich wieder zum Krankenhaus fahren. Sie würde im Wartebereich auf einem Stuhl schlafen, bis die Besuchszeit begann.

Sie war eifersüchtig auf Paris. Haylin hatte sich in das Krankenhaus verliebt. Mit jedem Tag, an dem er kräftiger wurde, wirkte er dort heimischer. Mit den Ärzten besprach er nicht nur seinen eigenen Fall, sondern auch die Krankengeschichten der anderen Patienten. Er war ein hervorragender Chirurg gewesen und würde es wieder sein. Statt bei Operationen zu stehen, würde er einen höhenverstellbaren Stuhl benutzen, um sein gesundes Bein nicht zu sehr zu belasten.

Wenn Hay beschäftigt war, spazierte Franny durch die Stadt. Sie ging gern in das Café in den Tuileries, von dem Madame Durant erzählt hatte, Vincent habe es besucht, setzte sich auf der Île de la Cité auf ein Mäuerchen nahe der Kathedrale und betrachtete den Fluss oder bewunderte im Garten des Rodin-Museums die unfassbar großen Rosenknospen. Eines Tages fand sie sich auf dem Place Vendôme wieder. Sie war spontan einer Krähe gefolgt, ohne ein besonderes Ziel im Sinn, bis der Vogel sie hierhergeführt hatte.

Sie ging ins Ritz und fragte, ob sie telefonieren dürfe. Als man ihr das Telefon gab, rief sie Madame Durant an, die gleich um die Ecke am Boulevard de la Madeleine wohnte. Franny wurde zum Tee eingeladen. Nur auf einen Sprung, mehr sei nicht möglich, weil Madame einen Besuch in ihrem Landhaus vorbereite. Die Haushälterin erwartete Franny an

der Tür, um sie hereinzubitten. Das Haus war wunderschön, groß und von Ranken überwachsen. Die Fensterläden waren schwarz gestrichen, aber wer wollte dieses phantastische Licht in Paris jemals aussperren?

»Ah, da bist du ja.« Madame Durant begrüßte Franny mit einem gehauchten Kuss. »Was für eine Überraschung.«

Dabei hatte sie gewusst, dass Franny eines Tage zu ihr kommen würde. Vor einer hellstichtigen Frau ließ sich die Wahrheit schlecht verbergen. Hin und wieder kam es Franny so vor, als würde sie Vincent in einem Feld voll gelber Blumen sehen. Jetzt saßen sie und Madame Durant an einem Marmortisch am Fenster. Der Sonnenschein fiel in hellen Streifen ins Zimmer, die manches beleuchteten und anderes im Dunkeln ließen. Die Möbel waren mit apricotfarbenem Seidenstoff bezogen und die Wände mit Goldbrokat bespannt. Die Holzelemente waren in einem hellblauen Ton gestrichen, der beinahe weiß war, aber doch nicht ganz. Franny dachte, ihre Mutter wäre von diesem Zimmer begeistert gewesen.

»Wir haben zusammen gewohnt, als sie hier war. In einem kleinen Apartment, das wir beide wunderbar fanden. Aber in Susannas Augen war alles schön«, erzählte Agnes. »Als sie verliebt war.«

»Ja, in den Mann, den sie ruiniert hat.«

»Sie hat ihn nicht ruiniert, meine Liebe. Er ist ertrunken. Wir waren auf einem Segelboot, und sie konnte ihn nicht retten, weil sie eine von uns war und nicht tauchen konnte. Sie hat es versucht. Das Wasser war so kalt, dass sie danach ins Krankenhaus musste. Aber sie konnte nichts ausrichten.«

Der Gedanke, dass ihre Mutter und sie sich so ähnlich waren, erschütterte Franny. Sie erinnerte sich daran, dass sie als Kind einmal aus tiefem Schlaf aufgewacht war und ihre Mutter auf einem Stuhl neben ihrem Bett gesessen und über sie gewacht hatte.

»Sie war am Boden zerstört, aber sie hat in New York ihr Leben wieder in die Hand genommen. Nachdem sie dich zur Welt gebracht hat, hat sie mir in einem langen Brief geschrieben, wie perfekt du warst.«

»Du musst dich irren«, sagte Franny. »Ich war ihr Problemkind.«

»O nein. Mit deinen roten Haaren und deiner Neugier warst du in ihren Augen vollkommen. Sie schrieb, du würdest einmal eine Schönheit werden und schwierig. Was sich bewahrheitet hat, wie ich sehe.«

»Schwierig, ja.« Franny war verlegen, weil sie die wahren Gefühle ihrer Mutter nicht einmal erahnt hatte.

»Nun ja, wir können unsere Eltern nicht wirklich kennen, oder?«, sagte Agnes, die Frannys Gedanken gelesen hatte. »Selbst wenn man hellsichtig ist, bleiben die eigenen Eltern unergründliche Wesen.«

Nachdem das Hausmädchen ihnen Tee in feinen Porzellantassen gebracht hatte, bemerkte Franny ein Foto von Vincent auf dem Kaminsims. Er saß in einem weißen Hemd unter einem gestreiften Sonnenschirm und hatte hinter sich blauen Himmel.

»Wann wurde das aufgenommen?«, fragte sie.

»In seiner ersten Zeit in Paris. Wir sind uns im Park begegnet.«

»Er war im Herbst hier. Das Foto sieht nach Hochsommer aus.«

Madame wechselte das Thema und wandte sich aktuelleren Dingen zu. Sie unterhielten sich kurz über Haylin und sein Interesse am Krankenhaus. Dann warf Madame einen Blick auf ihre Uhr. Ihr Wagen stand bereit. Sie musste aufbrechen. Madame Durant begleitete Franny zur Tür.

»Kann ich ihn nicht sehen? Oder wissen, wo er ist?«, fragte Franny.

»Lass los«, riet ihr Agnes. »Das ist sicherer für ihn. Ehrlich gesagt wird es leichter, neu anzufangen, wenn man sein altes Leben ganz hinter sich lässt. Und man darf den Fluch nicht vergessen. Jetzt kann der Fluch ihn nicht finden. Er hat einen neuen Namen und ein neues Leben. Deshalb kann er Liebe in seinem Leben haben.«

An der Tür überkam Franny plötzlich ein seltsames Gefühl, sie konnte einfach nicht gehen. Ohne ein Wort zu ihrer Gastgeberin drehte sie sich um und lief die Treppe zum ersten Stock hinauf. Der Teppich war dick, weich und cremefarben, die Wände waren rot gestrichen. Vom Flur ging ein Schlafzimmer ab, dann ein Wohnzimmer, gefolgt von einem luxuriösen Marmorbade. Die letzte Tür im Gang war geschlossen. Franny stieß sie mit klopfendem Herzen auf, doch das Zimmer war leer.

»Bitte, Franny, ich muss gehen«, rief Madame Durant von unten.

Und dann sah Franny sie. Am Bücherregal lehnte eine Gitarre.

Madame folgte Franny die Treppe hinauf. Im Flur trafen sie aufeinander. Agnes war nicht mehr jung, und es strengte sie an, Franny nachzujagen. »Mein Wagen ist hier.«

»Um dich aufs Land zu fahren?«

»Ja.«

Die gelben Blumen. Wenn Franny sich konzentrierte, konnte sie zwei Männer sehen, die im fahlen Sonnenlicht spazieren gingen. »Ist er da? Und William auch?«

Madame zuckte mit den Schultern. »Was soll ich sagen? Hier ist er nicht. Davon hast du dich überzeugt. Er geht auf keinen Fall zurück, Franny. Das musst du begreifen.«

»Das ist seine Gitarre, oder?«, fragte Franny.

Madame sah Franny nur an, und Franny erkannte, dass es stimmte.

»Wohnen sie hier, wenn sie in Paris sind?«, fragte sie.

»Manchmal. Auf lange Sicht hätte es Vincent in Paris nicht gefallen. Auf dem Land gibt es Sonnenblumenfelder. Es ist schön und friedlich. Und er ist dort sicher, Franny, das musst du einsehen.«

»Wenn man bedenkt, wer er ist?«, fragte Franny.

»Wenn man bedenkt, wie die Welt ist.«

Franny fuhr mit einem Taxi zu ihrem Hotel, setzte sich in ihrem Zimmer ans Fenster und sah zu, wie es dunkel wurde.

Sie spürte Vincents Anwesenheit in der Welt, in der Schönheit des Abends und in den Sonnenblumen in der Glasvase, die Madame Durant ihr geschickt hatte. Der Strauß war eine Botschaft, das Äußerste, was Madame ihr verraten würde.

Franny rief Mr. Grant in seinem Haus in Sag Harbor an. Bei ihm war es noch früh am Morgen, trotzdem freute er sich, von ihr zu hören.

»Sie leben auf dem Land«, sagte sie.

»Es würde zu William passen, an einem Ort zu leben, der ihn an zu Hause erinnert. Bekommst du noch die Postkarten?«, fragte er.

»Ja.«

»Sie sind glücklich«, sagte Mr. Grant. »Das sollte uns auch glücklich machen, meine Liebe.«

Sie verabredeten, dass Franny ihn in Sag Harbor besuchen würde. Sie würde Jet mitbringen, und dann würden sie zusammen auf der Veranda sitzen und essen und aufs Meer hinausschauen und hinüber zur Insel, zu der William früher sogar bei stürmischer See gerudert war. Sie war mittlerweile seit sechs Wochen in Paris. Bald würde es kalt werden, und die Wege, auf denen Franny gern spazieren ging, würden vereisen. Auf dem Land würden die Sonnenblumen abgeschnitten werden und ihre Stängel verwelken. Aus den Hecken würden zwitschernde Vögel aufsteigen und im letzten Tageslicht über die Wiesen fliegen.

»Ja«, stimmte sie ihm zu. »Wir sollten glücklich sein.«

Wenn Franny Haylin jetzt besuchte, war er nicht mehr im Bett oder bei der Physiotherapie, sondern führte Patientengespräche. Die Schwestern zuckten mit den Schultern. Ein Arzt sei ein Arzt, sagten sie. Die Situation, in der sich ein Mann befand, mochte sich verändern, aber der Mann selbst tat es nie. So war Haylin. Ihm war das Wohlergehen anderer wichtiger als sein eigenes.

Einmal unternahm sie mit ihm einen Ausflug in die Tuilerien. Anfangs fiel ihm das Laufen schwer und er bezeichnete sich als verdammt Holzbein, aber bis sie ein Café erreichten, hatte er neue Kraft geschöpft und konnte zügig gehen. Er sprach tadellos Französisch, Franny nur gut, deshalb überließ sie ihm die Bestellung. Sie tranken Weißwein zu Salat mit Ziegenkäse, und alles war kühl und köstlich. Er erzählte von einer sehr erfolgreichen Operation an diesem Tag. Ein Sergeant mit einer Kugel im Rückgrat. Es war ein schwieriger Eingriff, den Hay besonders gut beherrschte, deshalb hatte man den Patienten aus Deutschland hergeschickt, damit Hay die Operation überwachen konnte. Er bemühte sich um eine Zulassung in Frankreich, damit er selbst operieren konnte. Vor allem Soldaten, die wie er eine Gliedmaße verloren hatten, wollte er helfen. Er überlegte, einen Teil des Vermögens seines Vaters zu nutzen, um diese Patienten nach Frankreich zu holen und zu behandeln. Wenn er von seiner Arbeit sprach, lebte er auf, und Franny erinnerte sich daran, wie er über die Wissenschaft geredet hatte, als sie jung waren, wie ein Mann, der von seiner Geliebten erzählt.

Er schenkte Wein nach. Es war ein perfekter Nachmittag, an den Franny noch oft denken sollte. Haylin würde weitere sechs Monate in diesem Krankenhaus bleiben.

»Versprich mir nur, dass du dich in keine andere verliebst, wenn ich weg bin«, bat Franny. »Mehr will ich gar nicht. Du kannst sie mit nach Hause nehmen, machen, was du willst, schlafen, mit wem du willst, nur verlieb dich nicht.«

»Das würde ich nie machen.«

»Was war mit Emily Flood?«

»Emily wer?«

Sie lachten und leerten ihre Gläser. »Was ist mit der Krankenschwester?«

Haylin warf ihr einen vielsagenden Blick zu.

»Aha.« Franny verzog das Gesicht. »Sie ist dein Typ.«

»Du bist mein Typ«, sagte Haylin. Er hob ihre Hand an seine Lippen, um sie zu küssen. »Du gehst, oder? Warum? Weil du glaubst, es wäre für mich sicherer, wenn wir nicht zusammen sind? Glaubst du, ich schere mich einen Dreck um Sicherheit, nach allem, was mir passiert ist? Ich komme dahin, wo du bist.«

Gegenargumente wollte er nicht hören. Sie gingen zur Rue de Rivoli, wo sie ein Taxi fanden. Es fiel Haylin immer noch schwer, sein Bein in ein Auto zu ziehen. »Das lerne ich noch«, versprach er. Als Haylin richtig saß, zog er Franny auf seinen Schoß. Der Fahrer beachtete sie mit keinem Blick, egal, wie leidenschaftlich sie sich küssten. »Wir überlisten den Fluch«, sagte Haylin. »Du wirst schon sehen.«

Franny saß gern bei jedem Wetter mit ihrem schwarzen Mantel und ihren alten roten Stiefeln im Garten. Zurzeit hielt sie sich

an einen Plan. Jeden Vormittag schrieb sie Haylin einen langen Brief. Sie aß die immer gleichen Dinge, Nudeln und ein Stück Apfelkuchen zum Nachtisch oder Bohnen mit Toast und Suppe. Einfache, praktische Mahlzeiten. Sie liebte den Garten mit den flatternden Fledermäusen, die über den Kiefern Jagd auf Insekten machten, und den Fröschen, die im Frühling ihr Konzert anstimmten. An den meisten Abenden kamen Frauen und baten um Heilmittel. An diesem Abend war es anders. Franny entdeckte ein Mädchen, das nahe beim Eingang im Garten stand.

Fast niemand in der Stadt traute sich durch das Tor. Sogar die Besucherinnen, die an die Hintertür klopfen, hatten das Gefühl, sie würden ein Risiko eingehen. Sie hatten die Jungen, die der Blitz erschlagen hatte, nicht vergessen, und auch nicht die Geschichten, die ihre Großeltern über die Frauen erzählt hatten, die ein Haar in eine Schlange verwandeln, Vögel zu sich rufen und das Wetter ändern konnten, wenn ihnen der Sinn danach stand. Die Leute wechselten immer noch die Straßenseite, wenn die Schwestern ihnen entgegenkamen, und in der Bücherei wagte niemand, Franny zu widersprechen, wenn sie Vorschläge machte. Der Lieferjunge vom Lebensmittelladen weigerte sich, auch nur einen Fuß in die Küche zu setzen, selbst wenn sie ihm zehn Dollar Trinkgeld boten. Und trotzdem stand dieses Mädchen ohne einen Hauch von Angst da und starrte Franny an.

Erst dachte Franny, es sei die Nachbarstochter, die ihre Lebensgeschichte in ein blaues Tagebuch geschrieben hatte, aber als das Mädchen näher kam, erkannte sie es. Es war Regina Owens. Franny hatte immer noch die Zeichnung von dem schwarzen Hund und der Katze. Sie hing im selben alten

Rahmen in der Küche. Mit ihren langen schwarzen Haaren und ihrem selbstbewussten Auftreten ähnelte das Mädchen Vincent. Sie war aufgeblüht und zu einer echten Schönheit geworden, aber das war bei ihren Eltern kein Wunder.

»Du bist in Kalifornien«, sagte Franny. »Du kannst nicht hier sein.«

Das Mädchen blickte sie unverwandt an, und Franny musste daran denken, wie sie Isabelle vor der Fenstersitzbank gesehen hatte, besser gesagt Isabelles Geist, denn eigentlich hatte ihre Tante oben in ihrem Bett gelegen. Vor ihr war ein Schemen erschienen, ein zartes Geschöpf, geformt aus Gedanken statt aus Taten.

»Eine Spinne wird meine Mutter beißen. Ich werde mit dem Mann durchbrennen, den ich heiraten werde. Du hättest mir sagen sollen, dass ich mich nicht verlieben darf. Nicht, dass ich auf dich gehört hätte.«

»Warum hörst du dann nicht jetzt?«, fragte Franny.

»Weil ich nicht hier bin, Dummerchen. Erinnere dich daran, dass du eines Tages tun musst, was du versprochen hast. Und dann wartet eine große Überraschung auf dich.«

»Ach ja? Welche denn?«

Reginas Abbild löste sich langsam auf. Franny konnte durch sie hindurch den Fliederbusch sehen.

»Warte«, rief Franny.

Regina schüttelte lächelnd den Kopf, und dann war nur noch der Flieder im Garten und kein Mädchen mehr.

Abends rief Franny in Kalifornien bei April an.

»Ich habe mich schon gefragt, ob du dich irgendwann meldest«, sagte April. »Ich habe von Vincent in der Zeitung gelesen, und dann hat Jet mich angerufen und mir gesagt, dass er noch lebt.«

»Wirklich?«

April lachte. »Er war schon immer zu lebendig. Außerdem wusste ich es. Er hat Regina einen Plattenspieler geschickt, ausgerechnet. Und sie bekommt jedes Jahr zu ihrem Geburtstag eine Schachtel mit ihrem Lieblingsgebäck aus Paris. Ohne eine Karte. Aber sie sind von ihm.«

»Wurdest du von einer Spinne gebissen?«, fragte Franny.

»Bist du verrückt? Ich arbeite nicht mal mehr mit Spinnen.«

»Und wie geht es Regina?«, wollte Franny wissen.

»Gut. Weshalb fragst du das alles?«

»Ich glaube, ich hatte eine Vision. Regina war bildhübsch. Sie hat ihm ähnlich gesehen.«

»Das tut sie auch«, sagte April traurig. Sie hatte sich in dieser ganzen Zeit nie wieder verliebt. »Es hätte anders laufen können.«

»Nein«, widersprach Franny. »Wir sind, wer wir sind. Nicht mehr, nicht weniger.«

»Er hat mir gesagt, dass wir uns auf euch verlassen können.«

»Natürlich.« Als Franny jetzt mit April sprach, fragte sie sich, warum sie all die Jahre keine Freundinnen geworden waren. Vielleicht waren sie sich zu ähnlich. Sie waren

eigensinnig, bereit, alles für Vincent zu tun, und wollten bestimmte Aspekte ihrer Herkunft und ihres Schicksals einfach nicht akzeptieren. Bei einem Blick aus dem Fenster sah sie im Garten etwas Weißes. Eine einzelne Rose war aufgeblüht.

Die Dämmerung brach an. Vincent sagte immer, das sei die beste Zeit des Tages. Halb in einer Welt, halb in einer anderen.

»Immer«, sagte Franny.

Haylin kehrte im folgenden Jahr heim. Er mietete in der Nähe der Stadtwiese ein Häuschen und behauptete, der Fluch könne ihn auf keinen Fall erwischen, weil er manche Nächte zu Hause und andere in der Magnolia Street verbrachte. Wenn er zum Abendessen kam, wünschte er sich jedes Mal Salat, weil ihr Garten so sagenhaft war, und natürlich erfüllte Franny ihm den Wunsch. In der Dämmerung gingen sie zusammen hinaus. Hier roch es immer gleich, frisch, nach Kräutern, Flieder und Rosmarin. Sie hatten mehrere Reihen Salat angepflanzt, den besten in ganz Massachusetts. Kopfsalat, Lollo Bianco, Lollo Rosso, Batavia, Eichblattsalat, Winterendivie. Sie fühlten sich beide an die Abende im Park erinnert, als sie sechzehn waren. In der ganzen Zeit hatte Franny nie einen anderen Mann geliebt. Er hatte sein Versprechen gehalten und sie ihres. Sie gaben vor, sie würden sich nichts bedeuten, um den Fluch in Schach zu halten, aber jeder wusste, dass der Doktor ihretwegen hergekommen war.

Den August liebte Hay besonders. Er und Franny gingen ständig im Leech Lake schwimmen, und er ertrank nie, und Franny musste ihn nie retten. Sie trugen keine Badesachen, er

musste nur das Bein abschnallen, bevor er ins Wasser hüpfen konnte, was den Weg über die flachen Felsen heikel machte. Trotzdem schwammen sie jeden Tag, und die halbe Stadt wusste es und war schockiert. Die Leute mieden den See und nannten ihn insgeheim den Lovers Lake. Die ersten Gerüchte kamen auf. Ein Sprung in den See konnte den Mann oder die Frau, die einem das Herz gebrochen hatte, zurückbringen, und einige Frauen trugen Wasser aus dem See in kleinen Fläschchen um den Hals, um das Böse zu vertreiben und ihren Familien Glück zu bringen.

Ein paar Jahre lang pendelte Hay nach Boston, wo er in der orthopädischen Chirurgie im Mass General arbeitete, dem Krankenhaus, in dem er als Student gelegen hatte. Er blieb Teil des Ärzteteams und wurde oft zu Rate gezogen, eröffnete aber eine eigene Praxis im Erdgeschoss seines Hauses. Er stellte eine Krankenschwester und eine Arzthelferin ein, Frauen aus der Stadt, die Jet ihm empfohlen hatte, weil sie ihre Kundinnen waren und Arbeit brauchten. Haylin war der einzige Arzt in der Stadt und ein Segen für alle. Wenn ein Kind krank wurde, nahm er sich immer die Zeit für einen Hausbesuch. Er beeindruckte jeden mit seiner zahmen Krähe, und wenn die Kinder brav waren, durften sie den Vogel mit einem Cracker füttern oder seinen glänzenden Kopf streichen.

»Soll ich dir eine Geschichte über ein Kaninchen erzählen?«, fragte der Doktor, und die Kinder sagten immer Ja, weil sie die Geschichte auswendig kannten. Es war die Geschichte vom Kaninchen, das einmal eine Hexe gewesen war. Sie wussten, dass eine Hexe nie leugnen durfte, wer sie war, und dass es immer das Beste war, sich selbst treu zu bleiben. Außerdem verteilte er an die Kinder Lutscher, die sie

mochten, vor allem, wenn ihnen der Hals kratzte, und die Mütter bekamen ein Stück schwarze Seife, die sie sehr zu schätzen wussten.

Dr. Walker wurde oft gesehen, wie er frühmorgens aus dem Haus in der Magnolia Street kam, pfeifend und gefolgt von dem alten Hund, der ihn offenbar lieb gewonnen hatte. Offen gesagt fragten sich die Leute, warum sich ein so wunderbarer Mann wie Haylin Walker mit den Owens-Schwestern abgab, er war doch so freundlich. Er behielt jeden Namen und wusste, wen welches Zipperlein plagte, und wenn er Franny zu den Vorstandssitzungen der Bibliothek begleitete, erinnerte er seine Patienten daran, kein Salz zu essen und ihre Medikamente zu nehmen. Nachts ging er nach oben in Frannys Zimmer. Wenn sie sich ausgezogen hatte, kämmte er ihr manchmal die Haare. Er sagte, es habe auf der ganzen Welt nie eine schönere Farbe gegeben oder eine schönere Frau, aber sie wusste, dass – falls es je gestimmt haben sollte –diese Zeiten vorbei waren, nur in Haylins Augen nicht. Sie wollte immer das Bett mit ihm teilen, auch wenn er so groß war und so viel Platz einnahm. Selbst nach der langen Zeit musste er sie nur küssen, und sie vergaß alles andere und nahm nur noch diesen Moment wahr, die Wärme, die sie langsam durchströmte, und sie verliebte sich aufs Neue in ihn, als wäre es das erste Mal.

Hay steckte immer noch voller Tatendrang und arbeitete fast rund um die Uhr, obwohl Franny ihr Bestes gab, um ihn zu bremsen. Mit jedem Schritt, den sie machten, verstrich Zeit, der Frühling endete, der Sommer war vorüber, Eis überzog die Fensterscheiben. Vincents alter Hund starb, die Ranken kletterten weiter in die Höhe, Haylins junge Patienten wurden

erwachsen und kamen mit ihren eigenen Kindern zu ihm. Ehe sie sich versahen, waren zwanzig Jahre vergangen. Sie wussten nicht, wo die Zeit geblieben war, aber es waren mit Abstand die schönsten zwanzig Jahre ihres Lebens. Sie hatten es geschafft, dem Fluch zu entgehen, hatten sich um Mitternacht getroffen, sich heimlich zusammen in eins ihrer Betten gestohlen und sich im Morgengrauen verabschiedet.

»Der Fluch findet uns nie«, sagte Haylin immer.

»Ist das möglich?«, fragte Franny dann.

»Bis jetzt ist es das, oder? Wir sind hier zusammen, Schatz.«

»Ihr seid wie Teenager«, neckte Jet sie, wenn sie die beiden küssend im Salon oder in der Küche überraschte.

»Sind wir etwa keine mehr?«, fragte Hay grinsend.

»Doch, klar«, sagte Franny. »Und du weigerst dich immer noch, Tomatensandwiches zu essen.«

»Und du bist immer noch schwierig.«

Wie sollte sie bei diesem Grinsen böse werden? Trotzdem protestierte sie. »Ich war nie schwierig.«

»Nein.« Haylin schlang die Arme um sie und zog sie an sich. »Kein einziges Mal.«

Wie die meisten Ärzte stellte auch Haylin seine Diagnose selbst. Er hatte Krebs und war erfahren genug, um zu wissen, dass es zu spät war. Er besprach sich mit einem alten Freund vom Mass General, einem Spezialisten für Onkologie und

Hämatologie, obwohl Haylin klar war, wie sein Rat lauten würde. Lebe jetzt.

Er sagte es Franny am See, und sie weinte in seinen Armen. Trotzdem beharrte er darauf, dass jede Situation auch etwas Gutes hatte. Der Fluch konnte ihm nicht mehr schaden. Sie waren ihm durch Trickserei entwischt. Jetzt würde Haylin sterben, und es gab nichts, was ihm noch schaden konnte. Sie konnten endlich heiraten. Für viele Dinge war es zu spät, aber dafür nicht. Jet hatte recht gehabt. Wenn sie sich ansahen, sahen sie in dem anderen den Menschen, in den sie sich verliebt hatten. Sie war ein schlaksiges, bildhübsches Mädchen mit Sommersprossen und langen roten Haaren, das mittags gern Tomatensandwiches aß und bei ihrem ersten Kuss erschauert war. Er war ein groß gewachsener Junge, der sich mehr um andere Menschen sorgte als um sich selbst, der in Harvard fast an einer Blinddarmentzündung gestorben wäre und der nie aufgehört hatte, sie zu lieben, egal, was das Schicksal entschieden hatte.

Nachdem er ihr gesagt hatte, dass er sterben würde, kaufte er ihr noch am selben Nachmittag einen Verlobungsring mit einem Smaragd, den manche einem Diamanten vorzogen, weil er die Liebe beständiger werden ließ. Wenn das Licht auf eine bestimmte Art auf den Stein fiel, war er graugrün wie ihre Augen, und im hellen Sonnenlicht erinnerte er Franny mit seinem dunklen, satten Grün an ihren Garten.

Haylin fragte Jet, ob er Reverend Willard bitten dürfe, die Trauung vorzunehmen. Jet rief den Reverend an, und er sagte, er würde sich geehrt fühlen. Dann ging Haylin zu ihm nach Hause, und die beiden Männer tranken zusammen einige

Gläser Whiskey. Der Reverend sagte, er würde die Menschen, die er verheiraten würde, gern kennenlernen, so wäre es persönlicher.

»Wir sind zusammen, seit wir Kinder waren, manchmal mehr, manchmal weniger«, erzählte Haylin ihm.

Der Reverend gratulierte Dr. Walker und sagte, er könne sich glücklich schätzen. Franny erwartete Haylin zu Hause bereits. Er ging jetzt so langsam, dass es ihr das Herz brach, aber sie winkte ihm zu und lief ihm entgegen. Sie hatte befürchtet, der Reverend könnte es sich anders überlegt haben und Haylin würde enttäuscht zurückkommen, stattdessen hatten die beiden Männer mehrere Gläser geleert.

»Ich habe ihm gesagt, dass der Fluch aufgehoben ist«, beruhigte Haylin sie. »Zumindest für uns. Wenn wir selbst Entscheidungen treffen können, dann entscheiden wir uns für die Liebe.«

An dem Tag, an dem der Doktor Frances Owens heiratete, versammelte sich die ganze Stadt vor dem Rathaus und sah durchs Fenster zu. Die Macht der Liebe berührte die Menschen. Ein paar Kinder hatten noch nie ein Mitglied der Familie Owens gesehen, weil sie die Magnolia Street nicht betreten durften, und jetzt fragten sie sich, warum ihre Eltern wegen der großen Dame mit den roten Haaren immer so nervös waren. Der Reverend trug seine alte schwarze Jacke und seine schmale schwarze Krawatte. Er war stark gealtert und ging mittlerweile ziemlich gebeugt. Weil ihm wegen seiner Arthritis das Autofahren schwerfiel, holte Jet ihn sonntags oft mit dem Kombi, den sie und Franny gekauft hatten, zu Hause ab und fuhr mit ihm zum Friedhof. Meistens

nahmen sie Plastikstühle mit, damit sie eine Weile bleiben konnten, vor allem bei schönem Wetter. Wenn die Narzissen blühten, brachten sie dicke Sträuße mit. Sie erinnerten sich besser an Levi als jeder andere, deshalb kamen sie ohne viele Worte aus. Jet trug immer noch den Mondstein. Sie hatte den Ring nie abgenommen, nicht einmal zum Baden.

Kurz bevor die Trauung begann, nickte der Reverend Jet zu, die Trauzeugin war und ein hellgrünes Shiftkleid trug. Sie nickte zurück, und in dieser stillen Geste teilten sie die Trauer, zu der die Fehde zwischen ihren Familien geführt hatte, und auch die Freude über diesen Tag.

Wen jemand liebt – der ist nicht tot, denn Liebe ist Unsterblichkeit, beendete der Reverend die Trauung. Das Zitat sollte nicht nur ein Segen für die Eheleute sein, sondern auch für Jet, die verstand, warum er Emily Dickinson gewählt hatte. Levi würde immer bei ihnen sein.

Als das glückliche Paar das Rathaus verließ, brach lauter Jubel aus. Franny hatte nicht einmal gewusst, dass so viele Menschen in ihrer Stadt lebten. Sie zog den Kopf ein, weil sie so viel Aufmerksamkeit nicht gewohnt war. Die Patienten des Doktors warfen Reis, und der Kinderchor der Grundschule sang »All you need is love«. Franny hielt einen Strauß langstieliger roter Rosen in der Hand. Durch die Probleme mit seinem Bein und die Schmerzen, unter denen er litt, war Hay etwas langsam, aber er strahlte und winkte, als hätte er ein Rennen gewonnen. Er hielt seine Braut im Arm, die in aller Öffentlichkeit Ströme von Tränen vergoss und nicht viel mehr mitbekam als das Gedränge auf der Straße. Selbst Menschen, die immer eine Abneigung gegen die Owens gehegt und sie

für jedes Ungemach in der Stadt verantwortlich gemacht hatten, mussten zugeben, dass Frances Owens eine schöne Braut war, trotz ihres Alters und trotz ihres schwarzen Kleids.

Dr. Walker zog in das alte Haus ein, weil er keine Angst vor Flüchen hatte, nur vor den Schmerzen und dem Leid des echten Lebens, und jeder konnte ihm anmerken, dass er glücklich war. Man sah ihn oft, wie er im Garten die Blumen goss. Er jätete zwischen den Salatreihen Unkraut und sang dabei leise vor sich hin. Er konnte nicht mehr praktizieren, aber er hatte einen jungen Arzt aus Boston überredet, seine Praxis zu übernehmen, ein Glücksfall für ihn und vor allem für die Stadt. Haylin wollte so viel Zeit wie möglich mit Franny verbringen, die ihn mit seiner neu entdeckten Leidenschaft fürs Gärtnern aufzog. Er platzierte eine Holzkiste direkt vor dem Gartenzaun, füllte sie mit Salat und drängte die Nachbarn, so viel zu nehmen, wie sie wollten.

»Der beste Salat in Massachusetts, wenn wir die Kaninchen vertreiben können«, erklärte er jedem, der vorbeikam.

»Keiner von denen wird sich durchs Tor trauen«, behauptete Franny.

Und dann geschah etwas sehr Seltsames. Die Leute kamen tatsächlich. Seine Patienten und ihre Nachbarn wagten sich in den Garten, und auch wenn einige nervös wirkten, nahmen sie den Salat dankbar mit, verschiedene Sorten Kopfsalat, allesamt so gut, dass jeder, der ein paar Blätter aß, von Kaninchen und den Gärten seiner Kindheit träumte.

Charlie Merrill war schon verstorben, deshalb hatte Franny seine Söhne gebeten, ihnen eine Bank für die Veranda zu bringen, auf der Hay sitzen und sich ausruhen konnte.

Manchmal brauchte er das. Er war langsamer geworden, aber noch nicht zum Stillstand gekommen. Jetzt durfte jetzt die Blumen gießen und Franny das Unkraut jäten, aber er bestückte den ganzen Sommer über die Kiste mit Salat für seine Freunde und Patienten.

»Ich bin doch ein Glückspilz«, sagte er eines Abends, als er und Franny auf der Bank saßen, Händchen hielten und zusahen, wie sich die Dämmerung über den Garten senkte. Hay dachte daran zurück, wie sie durch den Central Park geschlendert waren, wie sie auf der Wiese gelegen und zu den Sternen hinaufgesehen hatten und wie sie in dem kalten Teich geschwommen waren, bevor er abgereist war. Er erinnerte sich an Franny mit ihren nachlässig hochgesteckten Haaren, die in ihrem Elternhaus im Zimmer der Köchin nackt und schön neben ihm auf dem Boden gelegen hatte.

Auf Schmerzmittel verzichtete er, so gut es ging, weil er keinen Moment seiner Zeit mit Franny benebelt verbringen wollte. »Ich hätte vor so langer Zeit ertrinken können, und dann wäre uns all das entgangen.«

Franny hatte keine Ahnung, wie es möglich war, ihn noch mehr zu lieben, aber sie tat es. Sie dachte, vielleicht bestand der Fluch in Wirklichkeit darin, jemanden so sehr zu lieben und dabei zu wissen, dass er einen verlassen würde. Aber Hay hatte recht.

»Wir sind beide Glückspilze«, sagte sie.

»Und das hat alles in der dritten Klasse angefangen. Als du in einem schwarzen Mantel hereingekommen bist und stinksauer ausgesehen hast.«

Franny lachte. »Ich war nicht stinksauer.« Sie sah ihn an.
»Oder doch?«

»Mit Sicherheit. Bis ich mich neben dich gesetzt habe.«

Haylin grinste, und wie immer schmolz sie dahin. Sie lehnte den Kopf an seine Brust und fragte sich, wie sie ihn jemals loslassen sollte.

»War es Schicksal?«, fragte sie.

»Ist das wichtig?«

Tatsächlich hatten sie erreicht, was sie herbeigesehnt hatten. Nur blieb ihnen nicht genug Zeit, aber es wäre nie genug gewesen. Als er starb, saß der Doktor an einem Herbstabend auf der Veranda. Der Flieder blühte, obwohl es die falsche Jahreszeit war. Am Himmel standen unzählige Sterne. Sie hatten das Verandalicht ausgeschaltet, um das beeindruckende Schauspiel besser sehen zu können.

Oh, wie schön, waren seine letzten Worte.

Es geschah ohne Vorwarnung und ohne Schmerzen, er war einfach in einem Moment da und im nächsten nicht mehr. Franny saß die ganze Nacht bei ihm draußen. Am Morgen war sie so durchgefroren, dass Jet ihr Handschuhe holte. Charlies Söhne brachten ihn in ihrem neuen Pick-up zum Beerdigungsinstitut, und Franny bestand darauf mitzukommen. Sie setzte sich auf der Ladefläche des Trucks neben den Doktor, der mit einer Woldecke zugedeckt war. Unterwegs nahm sie nicht wahr, welchen Weg sie nahmen oder dass der Himmel strahlend blau war. Sie sorgten dafür, dass man ihm einen schwarzen Anzug anzog und er keine Schuhe trug, denn so wurden die Mitglieder ihrer Familie

beerdigt, in einem schlichten Kiefernarg. Franny blieb über Nacht im Beerdigungsinstitut. Kurz vor Mitternacht brachte Jet ihrer Schwester eine Thermoskanne Tee und eine Decke, und dann saßen sie zusammen da. Sie sprachen nicht, hielten sich aber an den Händen wie damals, als sie im ersten Sommer in Tante Isabelles Haus auf dem Dachboden gesessen und sich gefragt hatten, wohin das Leben sie führen würde.

Vonseiten der Walkers gab es keine Einwände oder Diskussionen darüber, dass Haylin seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof der Owens fand. Die Walkers wurden in Bedford, New York bestattet, aber sie verstanden, dass Haylins Platz nicht bei ihnen war. Seine Familie kam in drei langen schwarzen Limousinen nach Massachusetts. Der Reverend hielt die Trauerfeier ab. Nach seiner kurzen Andacht konnten Patienten und Freunde aufstehen und ein paar Worte sagen oder einen Segen sprechen. Der Jüngste, der sich meldete, war neun. Dr. Walker hatte sich um ihn gekümmert, als er eine Blinddarmentzündung hatte, und der Junge, der zu diesem Anlass seinen ersten Anzug bekommen hatte, wollte sagen, dass er wegen Dr. Walker beschlossen habe, Arzt zu werden.

Mr. Walker war schon alt, und er hatte seinen einzigen Sohn verloren. Seine Frau war vor längerer Zeit gestorben. Obwohl er reich war und eine neue Frau hatte, obwohl Haylin sein Leben lang mit ihm gestritten hatte, war Mr. Walker untröstlich. Franny sorgte dafür, dass Haylins Vater neben ihr saß und Jet auf seiner anderen Seite.

»Du warst immer die Einzige«, sagte er zu Franny. »So etwas gibt es nicht sehr oft. Er wäre nie bei Emily Flood

geblieben. Das wusste sogar ich.«

Meine einzige große Liebe, dachte Franny.

Haylin wurde an einem wunderschönen, wolkenlosen Tag beerdigt. In einem Baum saß die Krähe, der alte Lewis, der mit seinen milchig-trüben Augen langsam blind wurde. Ihn zu sehen, brach Franny das Herz. Der Vogel weinte, auch wenn es hieß, Krähen hätten keine Tränenkanäle. Danach rief Franny den Vogel zu sich und trug ihn nach Hause, wo sie ihn in eine Decke hüllte, weil er unruhig war und hustete. Er starb am nächsten Tag, und einer der Merrill-Jungs begrub ihn hinter dem Schuppen. Er hatte nie zu Franny gehört und immer mehr an Haylin gehangen, und das hatte sie ihm nie verübelt.

Franny blieb sieben Nächte lang auf der Veranda. Die Reben begannen die Seite der Bank zu überwuchern, auf der Haylin gern gesessen hatte. Sie wuchsen und wuchsen, bis man die trauernde Franny Owens von der Straße aus nicht mehr sehen konnte. Die Kiste, die Dr. Walker mit Salat für die Nachbarn gefüllt hatte, war leer. Die Kinder fragten nach ihm, wenn der neue Arzt in der Stadt Hausbesuche machte. Sie verlangten nach der Geschichte von dem Kaninchen und nach dem netten, großen Mann, der immer Lutscher in den Taschen hatte.

Die Menschen in der Stadt bedauerten Frances Owens in ihrer Trauer, und viele von ihnen empfanden es als schmerzlichen Verlust, einen so guten Mann nicht mehr bei sich zu haben. Sie brachten Aufläufe und Salate, Pasteten und Kuchen, die Jet dankbar annahm. Aber Franny probierte keinen Bissen davon und überließ es ihrer Schwester, Dankeskarten zu schreiben. Die Leute in der Stadt hatten einen

Arzt und einen Freund verloren, sie hatte ihr Leben verloren. Sie starrte die Bäume an, und sie wuchsen, die Ranken überwucherten den Zaun und das Tor, und die Leute blieben fort, wie früher, bevor Haylin Walker in die Stadt gekommen war.

Sieben Tage lang kämmte Frances Owens sich nicht die Haare, wusch sich nicht das Gesicht und aß nicht. Die Vögel aus den Büschen bauten in den Ranken Nester, aber Franny hörte nicht einmal ihren Gesang, und wenn sie die Hände ausstreckte, kamen die Vögel nicht. Mit ihrem Geliebten hatte sie auch einen Teil von sich verloren. Obwohl Jet Laken über die Möbel gebreitet und alle Vorhänge zugezogen hatte, brachte Franny es nicht über sich, ins Haus zu gehen und den Ort zu verlassen, an dem sie zum letzten Mal mit ihrem Mann zusammen gewesen war. Der Mann, der Haylin gewesen war, war draußen im Dunkeln. Sie wünschte sich nichts mehr, als seine Hand zu halten. Zu sehen, wie er sie anlächelte. Aus dem Augenwinkel sah sie ihn manchmal, aber vielleicht waren es auch nur Glühwürmchen. Er war ein rechtschaffener Mann, ein ehrenhafter Mann, der Junge, der sich in der Schulcafeteria angekettet hatte, um für die Rechte anderer zu kämpfen, der Arzt, in dessen Taschen Lutscher und Seifenstücke gesteckt hatten, der fünfhundert Männern geholfen hatte, wieder gehen zu lernen, der sie mit einem Kuss erschauern ließ, als sie siebzehn war. Sie hatte in ihrem Leben einen Menschen geliebt, und dafür würde sie immer dankbar sein.

In der achten Nacht ging sie ins Haus und schlüpfte zu Jet unter die Decke, noch in ihrem Mantel. Sie zitterte. Haylin war gegangen, und sie konnte nichts daran ändern.

»Wie soll ich jemals wieder jemanden lieben?«, fragte sie ihre Schwester.

In diesem Moment klingelte das Telefon.

Teil sechs

Heilmittel

Dreißig Jahre nach Vincents Verschwinden lebten seine Enkelinnen, die drei und vier Jahre alt waren, mit ihren Eltern in einem Haus in Kalifornien, an einem Ort namens Forestville, wo die Bäume so alt und so groß waren, dass man den Himmel nicht sehen konnte. Regina Owens war zu einer bildhübschen Frau mit langen schwarzen Haaren und nebelgrauen Augen herangewachsen. Sie hatte eine schöne Singstimme und war so anmutig, dass die Vögel sie beobachteten, wenn sie draußen Wäsche aufhängte. Sie verstand es, sich zu amüsieren. Von Plackerei und Langeweile hielt sie nichts, und sie kannte einen Trick, durch den ihr Besen von allein fegte, wenn sie das Haus putzte. Ihre Töchter Sally und Gillian waren im Abstand von dreizehn Monate zur Welt gekommen, so unterschiedlich wie Tag und Nacht und trotzdem die besten Freundinnen; zum Glück, weil es meilenweit keine anderen Kinder gab.

Ihre Welt war grün und voller Moos, und es regnete tagelang ohne Unterbrechung. Der Vater der Mädchen, Daniel, war Fischer und leitete Angeltouren am Russian River, ihre Mutter war Malerin und hatte Bäume als Motiv gewählt, kein Wunder bei ihrem Wohnort. Die Mädchen kletterten gern auf die Bäume rund um ihr Haus, spielten oben mit ihren Stofftieren Teegesellschaft und nutzten die Äste als Tische und

Stühle. Wenn sie sich konzentrierten, konnten sie aus dem Nichts Wind aufkommen lassen, der an den Ästen rüttelte, und dann lachten sie und klammerten sich fest. Wenn Sally die Hände ausstreckte, kamen Vögel zu ihr, als wären sie gerufen worden, und Gillian konnte am Ende eines Asts baumeln und den Wind durch sich hindurchfahren lassen und hatte kein bisschen Angst.

April, die Großmutter der Mädchen und ihr liebster Mensch auf der Welt, war vor kurzem unerwartet gestorben, nachdem sie von einer Brasilianischen Wanderspinnne gebissen worden war, die sich in einem Büschel Bananen vom Markt versteckt hatte. Seitdem hatten sie kein Obst mehr gegessen. Sie hatten nicht gelacht und waren nicht auf Bäume geklettert. Alle hatten getrauert, und ihre Mutter war so unglücklich gewesen, dass sie sich in ihrem Bett verkrochen hatte. So traurig zu sein, passte nicht zu Regina, trotzdem konnte man sie manchmal weinen hören, wenn sie draußen Wäsche aufhängte, und die Vögel flohen jetzt vor ihr. An ihrem Geburtstag kam sie erst nicht unter ihrer Bettdecke hervor, obwohl wie jedes Jahr an diesem Tag die Schachtel von Ladurée Royale aus Paris eingetroffen war und die Mädchen wussten, dass darin köstliche Macarons warteten, eine Leckerei, die man genießen musste. Erst eines in Hellorange mit Aprikose, dann ein grünes mit Pistaziencreme, dann Schokolade und zum Schluss natürlich die leckersten, rosa Macarons, die nach Rosen schmeckten. Das heiterte Regina ein wenig auf, wie immer, wenn etwas aus Paris kam. Manchmal erreichte sie eine Postkarte mit einem aufgemalten Herzen als einzige Nachricht. Einmal war ein herrlicher Pastellmalkasten gekommen.

Sie aßen die Macarons und tranken einen duftenden Tee, nach dem sie sich immer besonders mutig fühlten. »Wählt immer Mut«, sagte Regina zu den Mädchen. Wegen Gillian, die mit Vorliebe auf einem gespannten Seil zwischen den Bäumen balancierte, machte sie sich keine Sorgen, aber bei der vorsichtigen Sally sah das anders aus. »Genieß das Leben nicht nur ein bisschen«, flüsterte Regina, wenn sie ihre ältere Tochter abends ins Bett brachte. »Genieß es richtig.«

Regina hatte sich in den Vater der Mädchen verliebt, als sie in Berkeley studiert hatten. Sie hatten die Uni abgebrochen, um unabhängig in der Natur zu leben, und im ersten Jahr hatten sie in einem Bretterschlag gewohnt und zusammen in einem Schlafsack geschlafen. Sie waren verrückt nacheinander gewesen. Selbst jetzt waren sie noch so verliebt, dass sie keine Nacht getrennt verbracht hatten. Keiner von beiden neigte dazu, Kummer lange mit sich herumzutragen. Irgendwann sagte ihr Vater zu ihrer Mutter, es sei höchste Zeit für einen kleinen Urlaub. Er überraschte sie mit Plänen für zweite Flitterwochen.

Regina, meine wunderschöne Königin, sagte er, feiern wir unser Leben.

Er küsste sie auf die Lippen und brachte sie zum Lachen, und danach wirkte sie wieder mehr wie die alte Regina, wie die Mutter, die Spaß haben konnte und mit ihren Töchtern immer nach draußen lief, um im Regen zu tanzen. Die Eltern packten ihre Koffer und versprachen, Geschenke und Schokolade mitzubringen. Vom Fenster aus winkten die Mädchen ihnen nach und sahen zu, wie ihre Eltern auf dem

Rasen tanzten, bevor sie ebenfalls winkten und sich auf ihre Reise machten.

Aber dann war etwas Schlimmes passiert. So viel war klar. Die Mädchen wurden mitten in der Nacht von ihrer Babysitterin geweckt, einer Jugendlichen, die so hysterisch war, dass die Schwestern kein Wort verstehen konnten. Sie klammerten sich aneinander und versuchten, aus dem Wortschwall schlau zu werden. Die junge Frau sagte etwas von einem Anruf vom Sheriff und dann von Feuer und Wasser, die sich nicht gut vertrugen, das wussten die Mädchen. Sie nannte die beiden arme, bedauernswerte Wesen und überlegte, was aus ihnen werden würde. Bei dem Gedanken an die Zukunft der Kleinen brach die Babysitterin vor Verzweiflung in unkontrollierbares Weinen aus.

Eiskalter Regen strömte vom Himmel. Bei diesem Wetter konnte niemand tanzen. Die Bäume zitterten, ohne dass die Schwestern sie dazu brachten. Wie eine schwarze Decke überzog ihr Laub den Boden. Die Vögel vor Sallys Fenster verschwanden. Die Mädchen warteten darauf, dass ihre Babysitterin sich beruhigte und aufhörte zu weinen. Sie waren noch nie mitten in der Nacht auf gewesen und erkannten ein Unglück, wenn es in ihr Haus kam. Es klopfte an, erst leise, dann hämmerte es gegen die Tür und verlangte, hereingelassen zu werden.

Gillian, die blonde und sonst furchtlose Schwester, drückte in einer Ecke des Zimmers ihren Teddy an sich, während schreckliche Angst ihren Rücken hinaufkroch. Die dunkelhaarige, ernste Sally saß auf dem Bett und hielt der Babysitterin die Hand, um sie zu besänftigen. Vor diesem

Moment, in dem ihr schönes Leben auf den Kopf gestellt wurde, hatte Sally sich gefürchtet. Ihre Großmutter hatte ihr anvertraut, dass es früher oder später jedem geschah. Sally hatte immer gedacht, es würde später passieren, aber wie sich zeigte, war es schon jetzt so weit.

Ihre Eltern waren auf dem Russian River mit einem Kanu gefahren, das mit der Angelausrüstung ihres Vaters und den Farben, Leinwänden und Pariser Pastellkreiden ihrer Mutter schwer beladen war. Als es plötzlich und ohne Vorwarnung stark zu regnen begann, kenterte das Kanu. Daniel ging in der Strömung fast unter, konnte sich aber noch am umgedrehten Boot festhalten. Ihre Mutter, die man nicht ertränken konnte, trieb neben ihm und redete ihm gut zu, damit er nicht aufgab. Dankbar für so viel Glück erreichten sie irgendwann das Ufer. In der Nähe gab es ein kleines Motel, und die beiden nahmen sich ein Zimmer, um das Unwetter abzuwarten, aber sie schliefen ein und hörten nicht, dass der Sturm stärker wurde. Als ein Blitz das Gebäude traf, lagen sie eng umschlungen im Bett, tief in Schlaf versunken und ohne einen Gedanken daran, dass es in dieser Welt Flüche gab. Sie lagen immer noch aneinandergeschmiegt da, als das Feuer ausbrach und der Rauch in ihr Zimmer drang.

Die Babysitterin erklärte den Mädchen, dass der Sheriff bald jemanden herschicken würde. Weil die Schwestern keine Angehörigen hatten, würde das Jugendamt sie in Obhut nehmen. »Sie finden ein neues Zuhause für euch. Vielleicht nicht zusammen, aber ihr werdet nicht allein sein.«

»Aber wo sind Mama und Papa dann?«, fragte Gillian. Ihre Stimme zitterte, und ihr standen Tränen in den Augen. »Wann

kommen sie nach Hause?«

Sally blickte sie aus ihren dunkelgrauen Augen ernst an. »Verstehst du das nicht?«, fragte sie ihre Schwester. »Sie kommen nicht mehr wieder.«

»Das ist unmöglich«, sagte Gillian. »Wir brauchen doch Eltern.«

Sally drehte sich zur Babysitterin um. Sie war die resolute Schwester, die das Kommando übernahm, und offensichtlich musste sie jetzt damit anfangen. »Kannst du jemanden anrufen?«

Die junge Frau drückte sich ein feuchtes Tuch auf die verquollenen Augen und sagte: »Später vielleicht. Ich muss mich erst beruhigen.«

Sally stand auf, nahm Gillian bei der Hand und führte sie ins Wohnzimmer.

»Wir lassen uns nicht trennen.« Sie ging zum Telefon, schlug den Terminkalender ihrer Mutter auf und blätterte ihn schnell durch. Zum Glück konnte sie lesen. Sie erinnerte sich an den riesigen Strauß Wildblumen aus Massachusetts, der zur Beerdigung ihrer Großmutter gekommen war. Auf der Karte hatte *In Liebe von Bridget und Frances Owens* gestanden. Das bedeutete, dass sie zur Familie gehörten.

»Was suchst du?«, wollte Gillian wissen.

Die Mädchen trugen Schlafanzüge und waren barfuß. Beide zitterten leicht.

»Oma hat gesagt, wenn irgendwas passiert, soll ich unsere Familie anrufen.«

»Wir haben eine Familie?«

Sally brachte das Telefon zur Babysitterin, die immer noch wie ein Häufchen Elend auf dem Sofa hockte, und ließ sie wählen.

»Geh packen«, flüsterte Sally ihrer Schwester zu, als sie das Telefon wieder an sich nahm. »Hol unsere schönsten Kleider. Die, die Oma uns geschenkt hat.«

»Was ist mit den Sachen in unserem Zimmer?«

Sally schüttelte den Kopf. Von jetzt an würden sie mit leichtem Gepäck reisen. »Du kannst Arthur und Pip mitnehmen.« Gillians Teddybär und ihre Spielzeugmaus. »Ich nehme Maxine mit.« Sallys schwarzen Plüschhund.

Sally wartete, bis sich jemand meldete. Dieser Jemand stellte sich als gemeine, alte Frau heraus.

»Wissen Sie, wie spät es ist?«, fragte die verärgerte Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ich kann die Uhr noch nicht lesen«, gab Sally zu.

»Wer ist da?«

»Sally Owens. Und wer ist da?«

»Frances Owens.« Die alte Frau klang überrascht.

»Du hast Blumen geschickt. Meine Großmutter hat gesagt, dass ich unsere Familie anrufen soll, wenn etwas passiert.«

Dann folgte eine Pause. »Ist etwas passiert?«

Ein Streifenwagen bog in die Einfahrt ein. Die Scheinwerfer strahlten so grell, dass Sally ihre Augen abschirmen musste. Als das Licht ausgeschaltet wurde,

blinzelte Sally. Sie würde den Leuten im Beerdigungsinstitut sagen müssen, dass ihre Eltern schwarze Sachen und keine Schuhe tragen sollten. So hatten sie ihre Großmutter beerdigt. Sie und Gillian würden ihre besten Kleider tragen und als Zeichen des Respekts auch barfuß sein.

»Gott sei Dank«, hörte Sally die Babysitterin sagen, als die Polizisten an die Tür klopfen.

Sally hielt den Hörer ganz fest. »Wir kommen und wohnen bei dir«, sagte sie zu der gemeinen, alten Frau. Wenigstens würden sie und Gillian zusammen sein. Gilly war zurückgekommen und zog ihre Partykleider hinter sich her. Ihres war lila, Sallys war pink und mit Spitze besetzt. »Gut«, sagte Sally. »Das sind die Richtigen.«

»Was sagst du da?«, fragte die Frau am Telefon aufgeregt. »Was ist passiert?«

Die Polizisten näherten sich den Mädchen mit ernster Miene. Sie hatten ihre Mützen abgenommen, und ein Polizist kniete sich hin, damit er auf Augenhöhe mit den Schwestern sprechen konnte. »Ich glaube, du solltest jetzt auflegen, Kleines«, sagte er.

»O nein«, antwortete Sally. Sie gab ihm den Hörer. »Das ist unsere Tante. Sie regelt alles, damit wir bei ihr wohnen können.«

Sie saßen zum ersten Mal in einem Flugzeug, und es war schrecklich. Über der Landesmitte ließ ein Gewitter Blitze über den Himmel zucken, was beiden Mädchen Angst machte.

»Der Blitz schlägt nie zweimal an der selben Stelle ein«, sagte Sally bestimmt, um ihre Schwester und auch sich selbst zu beruhigen. Trotzdem erbrach Gillian sich zweimal in einen Papierbeutel, den Sally danach der Flugbegleiterin gab. Sie trugen ihre dünnen Partykleider, und unter ihren Füßen standen kleine Lederkoffer. Sally hatte praktische Sachen mitgenommen, Zahnbürsten und Zahnpasta, Fotos von ihren Eltern, einen Kamm, Schlafanzüge und Hausschuhe. Gillian hatte ihre restlichen Partykleider eingepackt, so viele, dass ihr Koffer kaum zugegangen war.

»Habt ihr Mädchen nichts Warmes anzuziehen?«, fragte die Flugbegleiterin, als sie endlich landeten. »Es ist immerhin Boston. Vielleicht liegt Schnee.«

Die Mädchen hatten noch nie Schnee gesehen. Einen Moment lang freuten sie sich, als sie aus dem Fenster spähten und dicke weiße Flocken entdeckten.

»Oh, Arthur«, sagte Gillian zu ihrem Stofftier. »Ich glaube, hier wird es dir gefallen.«

Sally lehnte sich besorgt zurück. Es war dunkel in Boston, Schnee wirbelte durch die Luft, ihre Eltern würden nicht zurückkommen, und die alte Frau, mit der sie gesprochen hatte, hatte wirklich gemein geklungen.

Die Flugbegleiterin brachte die Mädchen aus dem Flugzeug und durchs Terminal. Schon hier war es kalt, und sie waren noch nicht einmal draußen. Die Fensterscheiben waren vereist. Die Leute redeten laut und mit rauer Stimme. Heute Abend sei es draußen richtig fies, sagte jemand. Die Schwestern hielten sich an der Hand. Das hörte sich nicht gut an.

»Ich glaube doch nicht, dass es Arthur hier gefällt«, murmelte Gillian unbehaglich.

»Bestimmt gefällt es ihm. Was glaubst du, woher Bären kommen?«, fragte Sally altklug. Sie zitterte selbst. »Sie mögen es kalt.«

»Es gibt in Kalifornien Bären«, widersprach Gillian. »Papa hat gesagt, er hat einen gesehen.«

»Ich glaube, da ist eure Familie«, unterbrach die Flugbegleiterin und zeigte Richtung Halle.

Die Schwestern drehten sich schnell um. Sie entdeckten zwei Frauen mit schwarzen Mänteln, eine sehr groß, die andere kleiner mit schneeweißen Haaren. Sie hatten sich rote Ballons an die Handgelenke gebunden, damit die Mädchen sie leichter finden konnten. Die Kleinere hielt einen schwarzen Spazierstock mit einem geschnitzten Rabenkopf in der Hand. Sie winkte und rief die Namen der Mädchen. Sally und Gillian blieben wie erstarrt stehen. Das konnte auf keinen Fall ihre Familie sein.

»Ich mag sie nicht«, sagte Gillian.

»Du kennst sie doch gar nicht«, hielt Sally dagegen.

»Will ich auch nicht.« Gillian klang, wie sie immer klang, bevor sie anfing zu weinen. »Sie sind alt.«

»Oma war alt.«

»Nein, war sie nicht. Sie war schön. Deshalb hieß sie auch April.«

»Na kommt, Mädchen«, drängte die Flugbegleiterin.

Sie hatten den Ausgang erreicht. Was vorbei war, war vorbei. Was beginnen sollte, wartete hinter dem Ausgang auf sie. Sie konnten weglaufen, aber wohin? Die Polizei war in Kalifornien, und man würde sie trennen und zu Leuten geben, denen es egal war, ob Gillian Angst im Dunkeln hatte und Sally gern jeden Morgen das Gleiche zum Frühstück aß, Haferflocken mit einem Löffel Honig obendrauf.

Die Mädchen sahen sich an, dann gingen sie zu ihren Tanten.

»Da seid ihr ja!«, sagte die Frau, die sich als Tante Jet vorstellte, fröhlich. »Ihr seht euch ja gar nicht ähnlich! Ich glaube, ich nenne euch Tag und Nacht. Ihr seid spät dran, aber ein verspäteter Anfang bringt ein Ende genau zur rechten Zeit.«

Die Tanten rochen nach Lavendel und Schwefel. Sie trugen Stiefel, Handschuhe und Strickschals, und sie hatten den Schwestern kratzige schwarze Wollmäntel mitgebracht. Als die Mädchen sie anzogen, fühlte es sich an, als würden Spinnen über ihre Arme und ihren Rücken krabbeln, und Spinnen konnten die Mädchen gar nicht leiden.

»Was habe ich dir gesagt?«, fragte die große Tante, Franny, ihre nette Schwester. »Die Leute in Kalifornien haben keine Ahnung, wie man sich anzieht.«

»Haben wir wohl«, sagte Sally beleidigt.

Diese große Tante war eindeutig die gemeine. Sie musterte Sally mit kühlem Blick. »Du machst doch keinen Ärger, oder?«, fragte sie.

»Nein, tut sie nicht!«, verteidigte Gillian ihre Schwester.

»Dann vermutlich du«, sagte Tante Frances zu dem jüngeren Mädchen.

»Und wenn?« Gillian stemmte die Hände in die Hüften.

»Dann hast du nachher selber Ärger, und das würde ich gar nicht gern sehen.«

Gillian machte große Augen. Ein paar Sekunden noch und sie würde weinen.

»Wahrscheinlich bist du blind und kannst es sowieso nicht sehen!«, versuchte Sally, sich vor ihre Schwester zu stellen.

»Ich bin weder blind noch taub, und wenn ihr klug seid, hört ihr auf mich«, erklärte Franny. »Ich werde immer nur euer Bestes wollen.«

»Wir sollten gehen.« Jet hatte genug von der Zankerei. »Es schneit.«

Weißer Flocken fielen vom Himmel, als sie über den Parkplatz zu einem ramponierten Ford Kombi gingen. Tante Frances nahm den Autoschlüssel und brachte den Ballon an ihrem Handgelenk zum Platzen. Der Knall war so laut, dass Gilly sich die Ohren zuhielt.

»Wirklich, Franny«, sagte Jet. »Muss das sein?«

»Na ja, er hätte nicht ins Auto gepasst.« Franny zerstach auch Jets Ballon, dann meldete sich leise ihr schlechtes Gewissen, weil ihre Nichten so nervös aussahen. Sie holte rote Lakritze und Kaugummikugeln aus ihrer Tasche und gab sie den Mädchen für die lange Heimfahrt vom Flughafen. »So etwas mögen Kinder, nehme ich an«, sagte sie. »Mir waren immer Zitronenscheiben lieber.«

Die Mädchen waren mit einem Nachtflug gekommen, und als sie jetzt auf die Main Street bogen, dämmerte es. Der Schnee war liegen geblieben, sie mussten langsam fahren. Auf den Dächern vieler Häuser saßen Krähen, und entlang der Hauptstraße fanden sich nur wenige Geschäfte. Eine Apotheke, eine Bäckerei, ein Lebensmittelladen. Als sie vorbeifuhren, flackerten die Straßenlaternen, dann gingen sie aus.

Plötzlich hatten sie ihr Ziel erreicht. Die Mädchen hielten sich auf dem Rücksitz des Kombis immer noch an der Hand. Beim Aussteigen waren ihre Schuhe vom Schnee sofort durchnässt.

»Natürlich«, sagte Franny. »Keine Stiefel. Von so etwas hält man in Kalifornien wohl nichts.«

Sie gingen den Weg zum Haus der Owens hinauf. Im verschlungenen Blauregen nisteten Spatzen. Als Sally eine Hand ausstreckte, flatterte ein Vogel sofort zu ihr und setzte sich auf ihre Handfläche. »Hallo«, sagte sie. Die Wärme des Vogels und seine glänzenden Augen wirkten tröstlich auf sie.

»Wie ungewöhnlich.« Jet warf Franny einen vielsagenden Blick zu. Noch eine Owens, zu der die Vögel aus freien Stücken kamen.

»Das passiert ständig«, sagte Gillian stolz. »Sie muss nicht mal pfeifen.«

»Wirklich?«, fragte Franny. »Dann hat sie offenbar eine echte Gabe.«

Vor lauter Ranken konnten die Mädchen kaum die Tür sehen. Der Garten war auf den Winter vorbereitet, und einige

Büsche waren mit Sackleinen umwickelt, wodurch sie wie Ungeheuer aussahen. Blauregen wand sich um die Pfosten der Veranda wie die Finger eines Kobolds. Das Haus selbst war groß und etwas schief, es hatte grünes Glas in den Fenstern und einen Zaun, der das Grundstück umschloss wie eine Schlange. Gillian mochte Schlangen nicht besonders, auch nicht Ranken oder Bäume, die wie Ungeheuer aussahen, aber Tante Jet streckte ihre Hand aus und sagte: »Ich habe etwas Besonderes für euch zum Frühstück.«

»Sind es Macarons? Die hat unsere Mutter am liebsten gegessen. An ihrem Geburtstag hat sie immer eine Schachtel aus Paris bekommen.«

Jet und Franny warfen sich einen Blick zu.

»Ach ja?«, fragte Jet. »Also, heute gibt es Schokoladenkuchen. Den Besten, den ihr je gegessen habt. Und wir haben Dr. Pepper, falls ihr Durst habt.« Sie stiegen zusammen zur Veranda hinauf, als würden sie sich seit Jahren kennen.

Damit blieben Sally und Tante Frances allein auf dem Weg zurück.

»Wohnst du allein hier?«, fragte Sally.

»Natürlich nicht. Eure Tante Jet lebt auch hier.«

»Hast du keinen Mann?«

»Ich hatte einen. Jetzt nicht mehr.«

Sally starrte ihre Tante an. »Tut mir leid«, sagte sie.

Franny erwiderte den Blick. Die Frage nach Haylin hatte sie ein wenig aus der Fassung gebracht. Hay hätte viel besser

mit Kindern umgehen können. Hätten sie eigene bekommen, wäre sie jetzt Großmutter. Dann wäre sie anders, sanfter, nicht so beängstigend für kleine Kinder.

»Es tut mir leid um eure Eltern«, brachte Franny heraus.
»Ich kannte eure Mutter, als sie ein kleines Mädchen war. Ich habe noch ein Bild, das sie gemalt hat, als sie mich einmal besucht hat. Es hängt gleich im Salon.«

Sally blickte zu Tante Frances auf und wartete ab, was sie als Nächstes sagen würde.

»Ich war mit eurer Großmutter befreundet, weißt du. Und mit eurem Großvater. Ich vermisse ihn jeden Tag«, sagte Franny, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

»Wir hatten keinen Großvater«, sagte Sally, obwohl sie sich vorgenommen hatte, keine Informationen preiszugeben.

»Doch, hattet ihr, aber er ist nach Frankreich gegangen und lebt da glücklich bis an sein Ende.« Franny musterte das Mädchen genauer. »Du siehst ihm ähnlich. Da kannst du dich glücklich schätzen.«

»Wenn das stimmen würde, hätte er einen Namen gehabt.«

Sally war eigensinnig und scheute sich nicht, zu widersprechen. Sie hatte das Kinn gereckt, als würde sie damit rechnen, dass Franny etwas Schreckliches sagte. Plötzlich spürte Franny etwas, das sie noch nie gespürt hatte. Sie konnte den Verlust eines anderen Menschen mitempfinden.

»Er hat einen Namen«, sagte Franny. Jetzt klang ihre Stimme anders. Trauriger. Überhaupt nicht gemein. »Vincent.«

»Der Name gefällt mir«, sagte Sally.

»Warum sollte er auch nicht?«, fragte Franny. »Es ist ein sehr schöner Name.«

»Wenn er glücklich bis an sein Ende lebt, solltest du nicht so traurig klingen«, erklärte Sally ihrer Tante.

»Du hast vollkommen recht.«

»Schickt er immer die Plätzchen?«, fragte Sally. »Die mit den Rosen aus Paris?«

Franny blickte in Sallys klare graue Augen. Es war eine ehrliche, unschuldige Frage. Sie verspürte eine Woge der Erleichterung, aber auch Trauer um die vielen verlorenen Jahre. »Ja. Ich bin sicher, dass er es ist.«

»Kommt er irgendwann zurück?«

Franny schüttelte den Kopf. »Unwahrscheinlich.«

Sally überlegte, dann ergriff sie die Hand ihrer Tante.

»Was ist?«, fragte Franny überrascht.

»Vincent. Was passiert, wenn er weiter die Macarons nach Kalifornien schickt? Nachher macht er sich Sorgen um uns.«

»Wenn sie nach Paris zurückgeschickt werden, weiß er, dass ihr hier lebt, bei uns, und dann macht er sich keine Sorgen.«

Als sie auf der Veranda standen, wo das Licht immer brannte, konnte Sally auch den Verlust ihrer Tante mitempfinden. Franny senkte den Blick, damit das Mädchen die Tränen in ihren Augen nicht sah. Sie dachte, mit ein bisschen Angst und Respekt würden Kinder sich besser benehmen. Aber es ging nicht um Regeln. Es ging darum herauszufinden, wer man war. In der Küche gab es zum

Frühstück beschwipsten Schokoladenkuchen. Die Mädchen sollten ruhig sofort merken, dass dieses Haus etwas Besonderes war. Niemand würde darauf achten, wie lange sie abends aufblieben, wie viele Bücher sie an verregneten Nachmittagen lasen oder ob sie vom höchsten Felsen in den Leech Lake springen würden. Aber es gab auch Dinge, die sie lernen mussten. Trink niemals Milch nach einem Gewitter, sie ist mit Sicherheit sauer. Streu draußen Körner für die Vögel aus, wenn der erste Schnee fällt. Wasch deine Haare mit Rosmarin. Trink Lavendeltee, wenn du nicht schlafen kannst. Vergiss nicht, dass es kein Heilmittel gegen Liebe gibt, außer mehr Liebe.

Danksagung

Ich danke von ganzem Herzen meiner Lektorin Marysue Rucci. Danke an Jonathan Karp und Carolyn Reidy.

Vielen Dank an Zack Knoll, Dana Trocker, Anne Pearce, Elizabeth Breeden, Wendy Sheanin, Mia Crowley-Hald, Susan

Brown, Carly Loman, Lauren Peters-Collaer und Jackie Seow.

Ich danke Suzanne Baboneau von S&S UK.

Ein riesiges Dankeschön geht an Amanda Urban und Ron Bernstein, die immer an dieses Buch geglaubt haben.

Vielen Dank an Kate Painter und Pamela Painter für die Erkenntnisse über Geschichte und Geschichten.

Madison Wolters bin ich für Hilfe in allen Dingen dankbar.

Danke an Alexander Bloom für sein historisches Fachwissen.

Danke an Sue Standing.

Ich danke Gary Johnson, Kyle Van Leer und Deborah Thompson, die dieses Buch als Erste gelesen haben.

Alles Liebe wünsche ich jedem, der je über die Schwelle der 44 Greenwich Avenue getreten ist, vor allem Elaine Markson, die Träume wahr werden ließ.

Über Alice Hoffman

Alice Hoffman wurde 1952 in New York geboren und lebt heute in Boston. Ihre Romane wurden in über 20 Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Mit »The Rules of Magic« und »Practical Magic« schrieb sie eine zauberhafte Familiengeschichte, die gerade zum zweiten Mal verfilmt wird.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

New York, Anfang der 60er Jahre. Franny, Jet und Vincent Owens sind keine gewöhnlichen Kinder, denn sie entstammen einer Familie von Hexen: Die schöne Franny hat blasse Haut und, passend zu ihrem Temperament feuerrote Haare. Jet ist sensibel und kann Gedanken lesen, und der charismatische Vincent verfügt schon in jungen Jahren über eine überwältigende Anziehungskraft auf das andere Geschlecht. Alles riecht nach Ärger, und dass die drei das magische Talent ihrer Vorfahren geerbt haben, macht die Sache nicht besser.

Von Beginn an gibt ihre Mutter Susanna ihren Kindern deshalb ein paar Regeln mit auf den Lebensweg: keine Spaziergänge bei Mondschein, keine roten Schuhe, keine schwarze Kleidung, keine Katzen oder Krähen im Haus, und das Allerwichtigste: »Verliebt euch nie, niemals!«

Doch Franny, Jet und Vincent sind jung und voller Tatendrang: Natürlich werden sie jede einzelne Regel brechen – und mit den Folgen leben müssen.

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Rules of Magic« bei Simon & Schuster, New York.

© 2017 by Alice Hoffman

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt a. M.

Covergestaltung: U1berlin / Patrizia Di Stefano, Berlin, unter Verwendung von Motiven von aleksandarvelasevic / Getty Images, filo / Getty Images, lisa combs / Alamy Stock Foto

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-491277-6

Klimaneutraler Verlag

Aus Verantwortung für die Umwelt haben sich der S. Fischer Verlag sowie der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de

